

THOMAS M. JOHNSON

Dunkle Wege
Amerikas
im Weltkrieg

Sensationelle und geheimnisvolle Streiflichter und Episoden aus der Tätigkeit des amerikanischen Nachrichtendienstes in Europa: Spionage. Spionageabwehr. Der grosse Nachrichtenfang. Auch jeder Amerikaner wird bewacht. Der beiderseitige Geheimkrieg an der Front, im Hinterland und in den Randstaaten. Die Zermürbungspolitik. Amerikas heimliche Arbeit vor und nach dem Waffenstillstand.

Dunkle Wege Amerikas im Weltkrieg

Enthüllungen / Spionagegeschichten
aus dem amerikanischen Geheimkrieg
von
Thomas M. Johnson



2. AUFLAGE

Im Verlag Dieck & Co / Stuttgart

Autorisierte Übertragung

aus dem Amerikanischen von Hauptmann a. D. Eduard Pfeiffer.
Alle Rechte vom Verlag Dieck & Co in Stuttgart vorbehalten, vor allem
auch der Abdruck in Zeitungen und Zeitschriften, das Aufführungs-
recht für Bühne und Radio sowie die Verfilmung. Nachdruck, auch
kleiner Teile, verboten. Printed in Germany. Verlagsnummer 2246.
Druck von Otto Bechtle G. m. b. H., Esslingen a. N.

Vorwort des Übersetzers

Uns allen macht gerade der letzte Teil des Krieges und sein unglücklicher Ausgang schmerzliches Kopfzerbrechen, aber darüber sind wir uns wohl alle klar, dass vor allem Sphinx Amerika dahinter zu suchen ist. Über Amerikas Mitwirkung ist das Material bisher noch sehr unvollkommen gewesen. Wir haben im Krieg den Fehler gemacht, über die Amerikaner zu lächeln. Sie waren aber keineswegs so harmlos, wie wir meinten. Gerade das vorliegende Buch, in dem die Amerikaner ihr bisheriges Schweigen über das Geheimste des Krieges brechen und von sich aus darstellen, wie sie neben dem offenen Kampf der Waffen uns im lichtscheuen Geheimkrieg das Wasser abzugraben suchten und vielfach auch mit Erfolg abgegraben haben, muss das deutsche Volk unbedingt kennen. **Es ihm zu verschweigen, wäre eine nicht zu rechtfertigende Unterlassung, denn dieses Werk bietet ausserordentlich lehrreiche Einblicke, was alles gegen uns gestanden hat und in welcher raffinierten Weise man alle unsere Schritte zu hemmen suchte, welche Schleichwege man noch nach dem Waffenstillstand ging.**

Die Übersetzung hat sich möglichst genau an das amerikanische Original gehalten, jedoch wurden aus Raumgründen an einigen Stellen Kürzungen nötig, die sich indessen auf weniger wesentliche Teile beschränkten. Die Fussnoten stammen sämtlich vom Übersetzer, um auch unseren deutschen Standpunkt wenigstens zu manchem zu Worte kommen zu lassen. **Der Übersetzer betont dabei ausdrücklich, ebenso wie der Verlag, dass er sich naturgemäss mit dem Inhalt des Buches im einzelnen nicht identifiziert. Er will nicht behaupten, dass alle Einzelheiten so zu sehen sind, wie der Amerikaner es darstellt, ihm liegt nur daran, eine ungetrübte Wiedergabe von dem zu geben, was der Amerikaner gesagt hat und es so der Kenntnis und der Kritik seiner deutschen Landsleute zu unterbreiten.**

Vorwort des Autors

Dieses Buch erzählt einige amerikanische Spionagegeschichten des Weltkrieges, die sich wirklich zugetragen haben. Die meisten davon sind noch unbekannt.

Nach einem elf Jahre lang zähe bewahrten Schweigen kann der Verfasser heute die packendsten zum Besten geben. Sie vereinigen den Reiz der Spionage, das Anziehende des Geheimnisses, das Erschütternde des Krieges und die Lust am Abenteuerlichen alles in einem. Vieles davon ist lauterer Gold.

Der Verfasser darf zudem bestimmt annehmen, dass neunzig Prozent davon wirklich echt sind. Jeder einzelne hier angegebene Tatbestand ist von ihm nach bestem Wissen und Gewissen grundsätzlich wahrheitsgetreu wiedergegeben, wenn er sich auch gelegentlich auf die durch Dokumente nicht belegbare Erinnerung von Kriegsteilnehmern verlassen musste. Einige Ungenauigkeiten des Buches beruhen auf Absicht, um Aussenstehenden nicht allzu genauen Einblick zu gestatten und um amerikanische Geheimagenten zu schützen, hat doch einer von diesen warnend gesagt: «Seien Sie ja recht vorsichtig, wenn Sie über G 2 schreiben!»

Der Verfasser hat darauf Rücksicht genommen und hier bei seinem ersten Versuch, ziemlich wahrheitsgemäss über den amerikanischen Nachrichtendienst und den Geheimdienst draussen zu berichten, nicht «alles» ausgeplaudert. Zunächst kann er gar nicht alles allein wissen, dann hat er aber auch mit Absicht gar manches vergessen, was ihm aus Dokumenten oder Menschenmund bekannt wurde, und sich auch heute noch nicht ohne ernstlichen Nachteil für diese oder jene Persönlichkeit der Regierung berichten liesse. Aus gleichem Grunde musste sich der Verfasser manchmal bei Namen, Orten, Daten einige Freiheiten herausnehmen.

Das Buch enthält in erster Linie sensationelle und geheimnisvolle Streiflichter und Episoden aus der Tätigkeit des amerikanischen Nachrichtendienstes in Europa, namentlich seines

für die Öffentlichkeit interessantesten Zweiges, des Geheimdienstes. Es versucht, die Gesamtorganisation von G 2 in grossem Zuge zu erwähnen – der Geheimdienst bildete darin nicht nur einen, sondern mehrere Teile – und zu zeigen, auf welche Weise die Räder ineinandergriffen. Auf jeden Fall ist es eher der unermüdlichen Tag- und Nachtarbeit vieler als den Grosstaten einiger weniger «Kanonen» zu verdanken, wenn der amerikanische Nachrichtendienst der grössten Armee, die Amerika je besass, über die Absichten des Feindes, des grössten Heeres der Gegenwart und der Geschichte aller Zeiten, ziemlich gut auf dem Laufenden blieb. Aber eine technische Abhandlung ist an dieser Stelle weder beabsichtigt noch erwünscht. Die Darstellung bringt weiter nichts als **einen nach Möglichkeit wahrheitsgetreuen Bericht über den einzigen Dienstzweig der amerikanischen Expeditionstreitkräfte, der bisher mit Schweigen übergangen wurde.**

Da der Verfasser seine Aufgabe nur mit äusserster Vorsicht anfassen durfte, war die Hilfe vieler Freunde, die vor eil Jahren mit ihm im geheimen Kriege zusammen kämpften, von grösstem Werte. Leider müssen ihre Namen so ungenannt bleiben, wie sie unerwähnt sind. **Besonderer Dank gebührt für Durchsicht des Manuskripts und weitere Anregungen den vier Chefs des amerikanischen Militärnachrichtendienstes und vielen anderen Autoritäten.** Die Verantwortung für den endgültig hier vorliegenden Wortlaut trägt aber der Verfasser allein.

Dieser fühlt sich auch noch dem «American Magazin» sehr verpflichtet, namentlich Herrn James C. Derieux und Herrn Merle Crowell, deren Mitarbeit so unentbehrlich wie angenehm war.

Zum Schlusse darf nicht unerwähnt bleiben, dass die Neuyorker «Sun» und vor allem Herr Keats Speed die Veranlassung war, dass der Verfasser zunächst als beglaubigter Korrespondent der AEF. nach Frankreich ging und später die Friedenskonferenz miterlebte.

T. M. J.

Inhalt

Seite

- I. Teil. ABTEILUNG G 2 DES AMERIKANISCHEN
GENERALSTABS: Unbekanntes vom ameri-
kanischen Kundschaftsdienst im Weltkrieg. 10

Es gab wirklich amerikanische Geheimarbeit. Der Fang deutscher Spione. Wie die Kinderchen das erstmal allein in den Wald gingen. Die geheime Wandkarte beim GHQ. Die geheime Geschichte einer Schlacht. Wie G 2 sich mit den Deutschen unterhielt. Die Wahrheit über eine amerikanische Spionagesgeschichte, Kurzbericht vom Nachrichtendienst der 1. Armee. Aufgefangene Briefe. Wie G 2 Unterseeboote versenkte. Worauf der General weiter zu Abend speiste. Ein gelöstes Rätsel. Warum trauen Sie Ihnen Journalisten? Hinter der Szene. Höhere Künste, Kniffe und Pfiffe.

- II. Teil. DER HEIMLICHE ZWEIKAMPF: Spione gegen
Spionageabwehr in der amerikanischen Expeditions-
armee 54

In der Finsternis des Schlachtfeldes. Unser Geheimdienst in Europa. Die Verführung amerikanischer Flieger zum Koksen. Miss Cavell. Das Geschick des Verräters. Die nichts mehr erzählen. Ein Amerikaner als deutscher Spion. Die Deutschen verloren den geheimen Krieg. Wer stand in unserem Geheimdienst? Die IP.s, die Leute des Geheimnisses. Ein Spion in unserer Mitte. Wein und Weib. Dienstsache! Eine gefährliche Mission – eine schwere Prüfung. Ein IP. trotzte dem Tode. Ein Schwur mit geschriebenem Blut,

- III. Teil. DER MEISTER: Wie amerikanische Geheim-
agenten einen grossen deutschen Spion fingen 110

Eine unserer aufregendsten Taten. Ein merkwürdiger Besucher. Abgepasst. Der Meisterspion. Wer ist der Meister? Jekyll und Hyde. Das Geheimnis von Zero.

IV. Teil. DAS NETZ: Darin sich merkwürdige Fische fingen.....	Seite 134
Der Inhalt eines grünen Jagdhuts. Zahnstocherschrift. Wer waren die Verdächtigen? Verkleidungen und falsche Papiere. Wenn die falschen Papiere besorgt waren. Auf Flügeln der Nacht. Neues von der Zimmermann-Note. Die Jagd auf Briefe von der Front. Lasst Blumen sprechen. Codes sind kitzlige Dinger.	
V. Teil. WIR ALS SPIONE; Wie die Amerikaner um den grossen Einsatz spielten	159
«Amerika hat keine Spione.» Lob vom Feinde. Die naiven Yankees. Präsident Wilson und der Geheimdienst. Wie spionierten wir? Was sind Spione für Leute? Ihre Namen bleiben Geheimnis, Der «bemerkenswerte» Hauptmann Voska. Unser bester deutscher Spion. Unsere russischen Spione. Berta: Ein Rohr im Rohr, Krumm oder gerade? Spionagelöhne. Die Legion ohne Stammrolle. Erschiessung im Morgengrauen. Mord und der «versiegelte Zug». Ein Schuss im Dunkeln. Die Geschichte mit den vier Obersten. Eine amerikanische Warnung. Amerikanische Spione und die «Leichenverwertung». Der alliierte Geheimdienst und die deutsche Revolution. Die Vergiftung des Deutschen Reiches.	
VI. Teil: UNSERE GEHEIMARBEIT IM FRIEDEN:	217
Ränke gegen Ränke nach dem Waffenstillstand Unsere unbekannte Rolle in Deutschland, Agent A 1 geht nach Berlin. Die wahren deutschen Absichten enthüllt. Der Zensor mit der Pistole. Ein Komplott zur Ermordung des Präsidenten Wilson. Die Katze, die mehrere Könige anschaute. Frankreich sucht Luxemburg zu annektieren. Auf die Schulter geklopft. Unsere Spionsfalle am Rhein. Unsere deutsch-amerikanischen Agenten. Die Düsseldorfer Affäre. Ein amerikanischer Bolschewist,	
VII. Teil. HEIMLICHES LAUSCHEN: Die Abenteuer von Agentinnen	259
Amerikanische Agentinnen. Q, die für Präsident Wilson spionierte. Eine bedeutsame Spionin des Weltkriegs. Weiberlist. Dunkle Augen. Unser Geheimdienst bei der Elsass-Finte. Belladonna bekommt die Papiere. Delilas Schwestern. Ein historischer Diktograph. Das Ausholen der Soldaten. Warum sich Mädchen zum Geheimdienst meldeten. Eine Spionin in Washington.	

I. Teil

G2

Unbekanntes vom amerikanischen Kundschafterdienst im Weltkrieg

An einem trüben, regnerischen Septembertag stürmten die Amerikaner zum erstenmal im Weltkrieg selbständig eine Stellung, die bastionartigen Höhen von St. Mihiel. Ihre Generalstabsstelle G 2 war es, die damals die Opferung vieler Tausend amerikanischer Stosstruppler verhütete, denn ohne ihr Eingreifen wäre bei diesem Angriff jene schreckliche Artillerievorbereitung unterblieben, die zur Sturmreifmachung vier lange Stunden hindurch einen Weg durch die deutschen Drahtindernisse riss, Gräben und Blockhäuser vernichtete, die deutsche Artillerie und die Maschinengewehrnester niederkämpfte.

Ohne dieses mächtige Vorspiel wären die Amerikaner in einen solchen Hagelsturm deutschen Infanterie- und Artilleriefeuers hineingelaufen, dass sie schwerste Verluste erlitten hätten. Zu Hause aber wären nicht nur ein paar, sondern unzählige goldene Sterne* verteilt worden. Und dafür wäre G 2 verantwortlich gewesen.

In langwieriger Vorbereitung hatte man dreitausend schwere und leichte Geschütze aufgefahren, um eine Million Granaten zu verfeuern, ehe der erste Mann zum Sturm aufsprang. Eine kurze Zeitspanne vor der Schlacht dachte General Pershing ernstlich daran, auf die ganze Artillerievorbereitung zu verzichten und dem Sturm lediglich eine Feuerwalze vorausgehen zu lassen. Es sah nämlich aus, als ob die Deutschen die Bastion geräumt hätten. Es gab genug Anzeichen dafür. Da war unter anderem die Aussage eines vor drei Tagen gefangenen

* Eine Erinnerung für die Hinterbliebenen der Gefallenen.

Soldaten, wonach die Deutschen hinter der Front die Schmalspurstrecken abbauten und das Material zurückschafften. Ententeflieger, die am Morgen des 11. September ganz niedrig über die deutschen Gräben geflogen waren, hatten kein Feuer erhalten. Vielleicht war in Wirklichkeit kein Deutscher mehr darin. Wozu also eine Million Granaten auf leere Gräben verschiessen? G 2 hatte diese Aussagen berichtet – jetzt verlangte General Pershing ihre logische Auswertung. Aber am Spätnachmittag, gerade ein paar Stunden vor Beginn der Beschiessung, meldete G 2: «Die Deutschen haben nicht geräumt; sie sind noch da.»

Pershing ging ans Telephon: «Befehle für Artillerievorbereitung bleiben aufrechterhalten.»

Um 1 Uhr morgens krachten 3'000 Geschütze mit einem Male los. Nach vier donnerrollenden Stunden schrillten um 5 Uhr die Schützenpfeifen gleichzeitig auf einer 60 km langen Front und 150'000 Mann Infanterie kletterten über die Brüstung. Einige Stunden später legte G 2 dem General Pershing einen erbeuteten Befehl mit der Aufschrift: «Streng geheim» auf den Tisch als Beweis, dass die deutsche Infanterie mit Ausnahme eines kleinen Abschnitts beim Einsetzen unserer Artillerievorbereitung noch in ihren Gräben gewesen war. Amerikanische Radiofachleute, die Tag und Nacht die Zwiesgespräche der deutschen Funkstellen hinter der Front abhörten, hatten um 4 Uhr nachmittags gemeldet: «Alle deutschen Divisionsfunkstellen senden noch von den alten Stellen aus.» Diese Feststellung war für G 2 entscheidend, denn man hatte nicht umsonst die Gewohnheiten der deutschen Funkstellen über ein Jahr lang studiert.

Gleichgültig, was Gefangene oder Flieger aussagten, die Deutschen sassen bestimmt noch auf der Bastion. Ein Angriff ohne Artillerievorbereitung wäre eine unsichere Sache gewesen. Soviel bedeutete diese einfache Nachricht für General Pershing und den Generalmajor D. Nolan, den Chef des Nachrichtendienstes der AEF.*.

G 2 hiess damals bei der Truppe jene Nachrichtendienststelle, die herausfinden soll, was die «andere Seite» vorhat, eine der reizvollsten Beschäftigungen auf militärischem Gebiete. Diese

* AEF., American Expeditionary Force (in France), Amerikanische Expeditionstreitkräfte (in Frankreich),

Episode von St. Mihiel illustriert aber die Arbeitsweise von G 2, und beweist, welchen wichtigen Anteil sie am Ausgang der von der AEF. gewonnenen Schlachten hatte.

Die Deutschen tappten gelegentlich im Nebel, denn der AEF.-Nachrichtendienst fand nicht nur ihre Pläne heraus, sondern täuschte sie auch oft über die eigenen Absichten. Nach dem Waffenstillstand fragte ein Offizier des deutschen Kundschaftsdienstes einen unserer besten G-2-Leute, ob es wahr sei, dass die Amerikaner auf einer Fahrt mehr als 10'000 Mann mit dem «Leviathan» herübergeschafft hätten. Die deutschen Marinesachverständigen hatten das für unmöglich erklärt. Weiter wollte er gerne wissen, wo unsere 41. Division geblieben war. Die Deutschen wussten, dass sie etwa ein Jahr zuvor nach Frankreich gekommen war, von da ab hatten sie ihre Spur völlig verloren. Wir hatten angenommen, es sei allgemein bekannt, dass sie als Ersatzformation diene, aber den Deutschen war es unbekannt geblieben.

Es gab wirklich amerikanische Geheimerbeit

Manche Leute wollen bis auf den heutigen Tag nicht glauben, dass wir in Europa irgendwelchen Geheimdienst gehabt hätten; entweder wissen sie es nicht oder sie tun nur so, wie das manchmal beim Militär Mode ist. Wir hatten unsere Spionage und Gegenspionage, unsere Geheimagenten und Spionsjäger, und auch heute noch nach 11 Jahren könnte man gar überraschende und packende Geschichten davon erzählen. Diese Behörde war ein Teil von G 2, genau gesagt, hiess sie G 2 B, aber es gab auch noch A, B und C, lauter nützliche Dienststellen, die ebenso interessanten, aufregenden und hochwichtigen Kundschaftsdienst leisteten. Unsere Darstellung wird das zeigen. Im Weltkrieg war Spionage nur eine von den vielen Abteilungen von G 2, denn diese Behörde besass eine hochentwickelte moderne Organisation, die über jene Tage längst hinaus war, in denen man noch mit Gläsern und falschen Bärten arbeitete. Der richtige militärische Kundschaftsdienst ist so gerissen, dass kürzlich einer von der Kriegsakademie die Äusserung tat, wir würden im nächsten Kriege – falls es noch einen geben sollte – mehr vom Gegner wissen, als er selbst über sich wisse.

Im modernen Kriege genügt es nicht mehr, Stärke und Ver-

teilung der gegnerischen Armee zu kennen. Das ist nur einer der vier Faktoren, auf die Staatsmänner, Generäle und Admirale Rücksicht nehmen müssen, die anderen drei sind die politische und die wirtschaftliche Lage und der psychologische Zustand beim Gegner. Der Kundschaftsdienst aber hat die Informationen zu liefern, auf denen die Entschlüsse beruhen und die politischen Ziele sich aufbauen, mit denen man den Kampf gewinnen will. Er hat drei Aufgaben:

1. Nachrichten über die vier einflussgebenden Faktoren zu sammeln.
2. Diese Nachrichten zu verdauen, zu verarbeiten.
3. Diese Nachrichten zu verbreiten, d.h. den daran interessierten Stellen zukommen zu lassen.

Die Frage ist, wie wir diese Riesenaufgabe lösten. Gelang es dem Nachrichtendienst der Alliierten, genau vorauszusagen, was jene ungeheure Kriegsmaschine des Deutschen Reiches jeweils vorhatte? Die Antwort darauf kann lauten: «Im Allgemeinen wohl.» Ein amerikanischer Sachverständiger des Nachrichtendienstes behauptete, die nächste Zukunft lasse sich mit ziemlicher Genauigkeit voraussagen.

Unsere Nachrichtenabteilung mit Einschluss des Geheimdienstes wusste in einer für den Durchschnittsbürger äusserst geheimnisvollen und verblüffenden Weise die geheimsten Gedanken des schlaunen Gegners zu lesen. Manchmal misslang es zwar, doch häufiger gelang es.

Ohne eine Stelle wie G 2 kann jedenfalls kein Staatsmann, kein General, kein Admiral ungestraft in den Kampf ziehen. Gott sei denen gnädig, die es ohne gut funktionierenden Nachrichtendienst wagen. Der Weltkrieg brachte dafür ein paar gefährliche Beweise, einige lieferte sogar der im allgemeinen recht gefährliche deutsche Nachrichtendienst. Man behauptete immer, Deutschland habe eine Kriegsorganisation von geradezu übermenschlicher Wirksamkeit gehabt, doch ist anscheinend gerade sein Eintritt in den Weltkrieg überhaupt auf einen Schnitzer im Nachrichtendienst und einen weiteren des gesunden Menschenverstands zurückzuführen. Wahrscheinlich waren ähnliche grobe Böcke am Verlust des Krieges schon in den ersten Abschnitten schuld.

Der deutsche Generalstab rechnete mit einem überraschenden Sieg in einem kurzen Kriege. Aber sein Nachrichten-

dienst vertat sich gründlich bei der genauen Schätzung der Zeit, bis zu der Russland mobilisiert hatte. Als die Russen in Ostpreussen viel früher einfielen, als man errechnet hatte, entstand im Deutschen Grossen Hauptquartier eine Panik und man nahm zwei Korps aus der berühmten gegen Paris marschierenden Armee von Klucks heraus, um Ostpreussen vor dem Einfall zu retten. Hätte man v. Kluck die beiden Korps gelassen, dann wäre Paris wahrscheinlich gefallen; die weiteren Folgen kann man nur ahnen. Um die Komödie der Irrungen zu vollenden, bleibt es ausserdem noch fraglich, ob die beiden Korps in Ostpreussen überhaupt nötig waren. Dabei hatte aber Deutschland Russland mit seinen Spionen überschwemmt, gerade um diese Frage zu klären.

Der Fang deutscher Spione

Eine geradezu glanzvolle Dummheit machte einundzwanzig der besten deutschen Spione in England vollkommen nutzlos. Sie benutzten nämlich bei der Übersendung ihrer Berichte eine so einfältige Methode, dass sie der britische Nachrichtendienst an dem Tage, an dem Gross-Britannien in den Krieg eintrat, bis auf den letzten Mann beim Kragen nehmen konnte. Infolge davon erhielten die Deutschen keine Kunde von der Absendung des 1. Britischen Expeditionskorps nach Frankreich. Auch bei der Beurteilung von Gross-Britannien versagte der Scharfblick ihres Nachrichtendienstes, man scheint nicht einen Augenblick ernstlich an die Möglichkeit langer Kriegsdauer mit entsprechender Wirtschaftsblockade durch die englischen Marinestreitkräfte gedacht zu haben.

Nicht minder gründlich ging der deutsche Nachrichtendienst fehl, als er sich nicht darüber klar war, dass man mit den grossen Skoda-Geschützen ebenso gut die französische wie die belgische Sperrfortlinie durchbrechen konnte*. Die Deut-

* Das Durchbrechen der französischen Sperrfortlinie war aus mehreren Gründen nicht möglich; wir konnten nicht Belgien als ungedeckte Flanke dem Gegner überlassen, der, wie die Akten erwiesen, ebensowenig an Achtung der belgischen Neutralität dachte. Die erste authentische Nachricht über die deutschen nichtmotorisierten 30,5er aber gab der Kaiser selbst, als er einige Jahre vor dem Kriege in Jüterbogk, auf einen Schuppen deutend, zu einem fremden Militärattaché sagte, da drin ständen die Dinger, mit denen er die französischen Sperrforts brechen wolle. Damals genügten sie dazu, einige Jahre später nicht mehr. Die Versuche mit dem Instellungbringen dieser Geschütze hatten französische Spione daraufhin 1908 bereits beobachtet.

schen hätten nicht nötig gehabt, in neutrales Land einzubrechen und die ganze Welt vor den Kopf zu stossen. Als die Deutschen die grossen Geschütze in Belgien zum ersten Male einsetzten, verspielten sie ihren Haupttrumpf und warnten die Franzosen; die grosse Überraschung, die diese Waffe bedeutete, war damit zum grössten Teile vergeudet.

Dass es überhaupt eine Überraschung war, daran war in diesem Falle wieder die armselige Arbeit des französischen Nachrichtendienstes schuld. Schon Jahre vor dem Kriege hatten französische Spione und Agenten von der Existenz dieser mächtigen Geschütze nach Paris berichtet. Aber damals war Friedenszeit. Solche Berichte klangen in der Erzählung recht hübsch, aber weitere Schlüsse zog man nicht daraus.

Von ihrer Nachrichtenabteilung war die Britische Marine lange vor der Schlacht bei Jütland (Skageraksschlacht) über die deutschen Absichten unterrichtet. Einige Tage, bevor die deutsche Flotte ausfuhr, wussten die Briten durch ihren Geheimdienst, dass etwas vor sich ging. Am 30. Mai 1916 sandte die deutsche Admiralität um 5 Uhr nachmittags als chiffrierten Funkspruch an alle Flotteneinheiten den Befehl, den bereits festgelegten Plan in Angriff zu nehmen. Die britischen Radiostationen fingen die Botschaft auf und erkannten sie sofort als das, was sie war, obgleich sie den Wortlaut nicht entziffern konnten. 15 Minuten darauf erhielt die englische Hochseeflotte bereits den Befehl, «für alle Möglichkeiten gerüstet» in See zu dampfen.

Die Deutschen hatten zwar einen Bock geschossen, als sie einen so wichtigen Befehl durch Funkspruch sendeten, aber sie machten ihn auf die gleiche Weise wieder gut. Im Jadebusen hatten sie ein Wachtschiff mit starkem Sender stationiert. Dieses benützte die Rufziffer des deutschen Flaggschiffs, um fingierte Nachrichten an die anderen zu senden, die inzwischen Funkstille hielten. Die Briten fingen auch diese Nachrichten auf und berechneten deren Sendeort. Wenn das deutsche Flaggschiff noch in der Jademündung lag, konnte die deutsche Flotte noch nicht ausgelaufen sein. So glaubten denn die Briten selbst noch am 31. Mai, dass die Deutschen bereit waren, jeden Augenblick vorzustossen, es aber noch nicht getan hatten. – Sie glaubten es so lange nicht, bis sie

geradezu mit der Nase auf die Deutschen draufstiessen. Auch die Deutschen hatten nicht gewusst, dass die Briten von ihrem Herauskommen wussten. So machten Nachrichtendienst und Verschleierung daraus ein Blindekuhspiel, ein ganz neues Spiel, das wir Amerikaner grösstenteils noch zu lernen hatten, als wir in den Krieg zogen.

Was sich im April 1917 amerikanischer militärischer Nachrichtendienst nannte, war nämlich weiter nichts als ein schlechter Scherz. In Washington bestand die ganze Behörde aus zwei Offizieren und einem Lohnschreiber. Im Ausland arbeiteten die paar Militärattachés hauptsächlich auf eigene Verantwortung, auch was den Geldbedarf anbetraf, und bezahlten mancherlei Unkosten aus ihrer eigenen Tasche. Unsere Regierung hatte uns wohl bis dahin vor dem Eintritt in den Krieg bewahrt, aber sie hatte dem Nachrichtendienst nur eine Summe von sage und schreibe 11'000 Dollar für das Rechnungsjahr zur Verfügung gestellt, und das Heer trat, wie man sagen darf, vollkommen blind ins Höllenfeuer des Weltkriegs ein.

Generalmajor Ralph H. Van Deman, der erste modern denkende amerikanische Nachrichtenoffizier, hatte im Frieden ernstlich versucht, dem Heere Augen zu geben. Er blieb zunächst noch einige Zeit in der Heimat, um bei Bekämpfung der deutschen Spionage zu helfen, dann ging er nach Frankreich. Von da ab hatte Brigadegeneral Marlborough Churchill eine Militärnachrichtenabteilung in Washington. Der Einsatz der amerikanischen Behörde G 2 datiert in Frankreich genau genommen von dem Augenblicken dem Oberst James A. Logan, der Vorstand unserer Pariser Militärmission, zum französischen Zweiten Büro ging und einfach sagte: «Wir wollen jetzt zusammen arbeiten.» Die Geschichte berichtet nicht weiter darüber, aber wahrscheinlich haben sie ihn auf beide Backen geküsst, denn das war am 6. April. Amerikanische Schiffe sollten nach Deutschlands Wunsch angemalt wie amerikanische Barbierpfähle an einem gewissermassen über den Ozean gezogenen Kreidestrich entlang fahren, andernfalls liefen sie Gefahr, «spurlos versenkt» zu werden. Solcher Vorschrift hatte an diesem Tage der Kongress seine Zustimmung verweigert und an Deutschland den Krieg erklärt.

Wie die Kinderchen zum ersten Male allein in den Wald gehen

Am 27. Mai fuhr General Pershing nach Frankreich und nahm mit sich drei Nachrichtenoffiziere; das waren so ungefähr alle, die im Lande zu finden waren. 16 Monate später, als unsere Anstrengungen den Gipfel erreichten, hatten wir in Frankreich allein 287 Nachrichtenoffiziere im Hauptquartier ausser Tausenden von anderen Offizieren und Leuten bei den Formationen. G 2 war gewachsen, seit General Pershing während der Überfahrt auf der «Baltic» die Einführungen der französischen und britischen Nachrichtenabteilung studierte, die die Joffre- und Balfour-Missionen herübergebracht hatten. Nach genauer Prüfung entschloss er sich versuchsweise zur Annahme der britischen Arbeitsmethoden, denn für uns bedeutete genau so wie für die Briten das Arbeiten in Frankreich Betätigung in einem fremden Lande. An die Spitze dieses Nachrichtendienstes stellte er den Major, späteren General Nolan, einen Generalstabsoffizier, der mit ihm bereits auf den Philippinen gewesen war, einen Mann, dessen gütiges Lächeln nicht über seinen stahlharten Entschluss und seinen messerscharfen Intellekt hinwegtäuschte.

Während des Juni und Juli 1917 streifte Nolan mit seinen Gehilfen die Westfront ab und verschaffte sich immer eingehendere Kenntnisse in dem Spezialfach, von dem er sich zu Hause nur die Anfangsgründe hatte aneignen können. Im französischen grossen Hauptquartier gab's viel zu lernen, Brigadegeneral John Charteris, der damalige Chef des Britischen Nachrichtendienstes, lud die Amerikaner ein, sich anzusehen, wie die Räder bei der Eröffnung der Flandern-Offensive 1917 ineinander griffen. Für die Amerikaner war das gewissermassen das Seminar für den Nachrichtendienst.

Inmitten des Grosskampfgetümmels sahen sie das ganze System in voller Arbeit: das Befragen eingebrachter Gefangener, das Suchen nach schriftlichen Befehlen, das Prüfen erbeuteter Karten, Auffangen und Entziffern von Funksprüchen, Entzerrung und Ausdeutung von Fliegeraufnahmen, Agentenmeldungen aus Belgien über Verstärkungen hinter der Front und anderes. Der amerikanische Nachrichtendienst in Frankreich baute sich gewissermassen auf einer britischen Basis auf, auf den Gepflogenheiten der 2. Britischen Armee, die durch amerikanische Zutaten bereichert wurden. Die kleine

lothringische Provinzstadt Chaumont war eben für das amerikanische GHQ.* gewählt worden und dort entstand die etwas geheimnisvolle Organisation mit der Bezeichnung G 2, GHQ., AEF.**, das bedeutete 2. Abteilung des Generalstabs, GHQ. der amerikanischen Expeditionstreitkräfte in Frankreich. Die 1. Abteilung war die Verwaltungsabteilung, die 3. die Operationsabteilung, die 4. regelte den Ersatz, die 5. die Ausbildung. Auf dicken Eichentüren, die vermutlich aus Zufall schwarz gestrichen waren, erschienen kleine Aufschriften mit geheimnisvollen Figuren «G 2 A» oder noch einfacher «SS.»*** (mundgerecht übersetzt mit «st! st!») und hinter diesen Türen sass eine Anzahl ernster, befähigter Offiziere, die meist recht neue, noch glänzende Schulterabzeichen trugen und schon vor dem Diner ihren Achtstundendienst erledigten, um ihm eine Vierstundenschicht folgen zu lassen. Sie setzten sich aus lauter ausgesuchten Leuten zusammen, die General Nolan empfohlen waren: Universitätsprofessoren, Philologen, Globetrotter, Geographen, Detektive, Journalisten, Rechtsanwälte als Sachverständige auf dem Gebiete des internationalen Rechts und Verbrechens, Sachverständige für Geheimschriften, Radiofachleute, Zeichner, Drucker. G 2 hatte einen Deckel für jeden Topf.

Sie sammelten sich hier, um alles Wissenswerte über Deutschland festzustellen, militärisch, wirtschaftlich, politisch, was der «Feldgraue» an der Front machte und die «Hausfrau» daheim dachte, wie die Blockade der Alliierten wirkte, was sich im Reichstag zutrug und was irgendwie für die AEF. zum Gewinnen des Krieges wichtig war. Sie lernten Brieftauben züchten, Kinderballons fliegen lassen, den Deutschen die Ersatzlebensmittel zu verekeln, damit sie zu uns herüber desertierten, und manche Dinge so anzustellen, dass harmlos aussehende Spaziergänger viele Dinge bei den Deutschen zu sehen und zu hören bekamen, die sie nicht hören und sehen sollten. Sie erlangten die Befähigung, kostspielige Druck- und Verlagsunternehmen zu betreiben, und sie lernten, wie man gefangenen Deutschen bald durch entwaffnende Offenherzigkeit, bald durch verwirrende Spitzfindigkeit und dann

* GHQ. General Head Quarter, Grosses Hauptquartier.

** Second Section General Staff, General Head Quarters, American Expeditionary Forces, France.

*** SS. Secret Service, Geheimdienst.

wieder durch die derbsten Mittel Auskünfte entlockte, die man alsbald dazu benützte, es deren Kameraden auf der anderen Seite der Front recht ungemütlich zu machen.

Das Geschäft blühte auf. Zwei Wochen nach General Pershings Abfahrt von Neuyork waren aus seinen drei Nachrichtenoffizieren bereits fünf geworden: General Nolan, Oberst Conger, Oberst Roger G. Alexander, Oberst William O. Reed und Hauptmann S. T. Hubbard; fünf Monate später waren es 28, neun Monate danach 81. Bald entstand eine ganze Nachrichtenschule in der alten römischen Stadt Langres, die Hunderte ausbildete und an die Front sandte. Schon jetzt begannen die Studien des Nachrichtendienstes für die Schlacht von St. Mihiel», ein volles Jahr, ehe sie geschlagen wurde.

Major Kerr T. Riggs begann damals nach Anweisungen von Oberst Conger sich gründlich mit sämtlichen Anordnungen der Deutschen auf jenem berüchtigten Geländevorsprung vertraut zu machen; jeden Knick, jede Biegung des Grabens, jede Batteriestellung, jede Reservestellung, alles prägte er sich ein. Er wusste sogar Bescheid über die Offiziersbadewannen oben auf dem Montsec. Diese Arbeit begann, ehe wir überhaupt Truppen an der Front hatten. Später bekam die Südflanke dieser Bastion vom Zensor zwecks besserer Verheimlichung den Decknamen «Sektor nordwestlich von Toul». Dort war gewissermassen das Prüfungsgelände von G 2, der Stelle im Hintergrund, die die Hauptintriganten ausbildete. Dort stellten sie ihre Versuche an (manchmal nur zum Spass), dort wurden sie gross und machten sich mit den neuesten deutschen Kniffen vertraut, so gut wie mit denen der rasch wachsenden AEF. – Für Nachrichtenoffiziere gibt's wenig Ruhe.

Die geheime Wandkarte beim GHQ.

Die Leute vom Nachrichtendienst schufteten wie Sklaven, um die Kriegs-Mordmaschine von G 2 zu versöhnen, und verfertigten eine riesige Karte der Truppenverteilung, die man die gefährlichste Karte in Frankreich nannte. Dieses Objekt war im GHQ. an einer Wand hinter einer Holzjalousie verborgen und wurde nachts durch einen Agenten des Geheimdienstes bewacht, der bei ihm mit seiner Coltpistole schlief.

* Von den amerikanischen Frontsoldaten nicht selten «Send me hell» (Schick mich zur Hölle!) genannt.

Sie war nämlich die einzige Karte in Frankreich, die auf einen Blick den Aufenthaltsort und Zustand jeder deutschen und jeder alliierten Division an der Westfront erkennen liess.

Wenn man sich heutzutage eine mit «Geheim» bezeichnete Wiedergabe davon ansieht, kann man erkennen, welch unendliche Genauigkeit und Sorgfalt auf sie verwendet wurde. Sie zeigt den genauen Standort vom 11. November 1918 um 11 Uhr von 398 verschiedenen deutschen und alliierten Divisionen und einigen anderen Einheiten auf beiden Seiten der über 600 km langen Westfront von Holland bis zur Schweiz, und sie zeigt noch viel mehr. Sie zeigt die 26 deutschen Divisionen, die in vier Monaten aufgelöst worden waren, um die schweren Verluste auszugleichen. Sie zeigt die 213 alliierten Divisionen, die zahlenmässig wenigstens 243 deutschen Divisionen gleichwertig waren, in Wirklichkeit aber nur 185 sich gegenüber hatten. Und davon waren nur 2 frische Reserven gegenüber den 32 der Alliierten, die zahlenmässig mindestens 35 deutschen Divisionen entsprachen. Die Geheimkarte hinter dem Rolladen am Waffenstillstandstag bot gewissermassen ein Bild des Sieges aus der Vogelschau*.

Wenn wir wussten, wo die Deutschen standen und in welchem Zustand sie sich befanden, und wenn wir das wirklich richtig wussten, konnten wir sie schlagen. Deutsche Gefangene und Karten, Tagebücher und Briefe, die wir ihnen abnahmen, boten die beste Informationsquelle; sie waren besser und verlässlicher als Spione und Agenten, besser sogar als aufgefangene Funksprüche, obgleich auch mit deren Hilfe ein paar gute Sachen vollbracht wurden. Die beste Methode, sich über die Deutschen zu unterrichten, bestand darin, sie einfach zu fragen.

Im bösen Sommer 1918 zeigte sich während der letzten übermenschlichen Anstrengung der Deutschen, um vor dem entscheidenden Eingreifen der Amerikaner Zeit zu gewinnen, die Wichtigkeit der Gefangenenbefragung im verwickelten Arbeitssystem von G 2 besonders bedeutsam.

Den ganzen April und Mai hindurch suchten die Nachrichtendienste der Alliierten herauszufinden, wo die Deutschen den

* Wir Deutsche sehen hier nur ein Ehrenblatt der deutschen Front, ihr Ringen gegen die Überzahl.

nächsten Angriff ansetzen würden. Marschall Foch glaubte, der Stoss würde gegen Amiens gehen und zog daher französische Reserven dort zusammen. Aber am 23. April stellte Oberst Stanley D. Embick vom Stab des General Bliss mit dem Obersten Kriegsrat der Alliierten in Paris zusammen fest, dass sich Foch irrte. Oberst Embick kam zum Schlusse, dass sich der deutsche Stoss nicht gegen Amiens, sondern gegen Paris richte, und dass der Angriff am Chemin des Dames zwischen Soissons und Reims, also in beträchtlicher Entfernung von Amiens, seinen Ausgang nehmen werde. Bliss und der gesamte amerikanische Teil des Kriegsrats erklärten sich mit dieser Darstellung einverstanden und überreichten sie im Mai dem General Foch.

Die Briten hatten sich gleichfalls überlegt, wo der Schlag wohl fallen werde. Am 13. Mai kam ihr Nachrichtendienst zur Überzeugung, dass der Angriff auf ihrer Front, nicht auf der französischen, weit auf der anderen Seite von Amiens, zwischen Arras und Albert erfolgen werde. Am 14. Mai war demnach jeder der drei Alliierten zu einer anderen Ansicht gekommen. An diesem Tage hielten die Spitzen des amerikanischen G 2 eine Konferenz ab. Hauptmann Hubbard, damals der Oberwahrsager für die Operationen der Deutschen, erklärte, er halte es weder mit Foch noch mit Haig. Seiner unabhängigen Ansicht nach werde der nächste deutsche Angriff etwa zwischen dem 20. und 30. Mai am Chemin des Dames ansetzen. Tags darauf, am 15. Mai, sandten die Amerikaner ihren Verbündeten die erste von verschiedenen Warnungen. Den Briten wurde es ziemlich unbehaglich, aber fast bis zur letzten Stunde glaubte der französische Nachrichtendienst und Marschall Foch mit ihm, die Gefahrstelle werde nicht der Chemin des Dames, sondern Amiens sein, und die französischen Reserven blieben, wo sie waren.

Am 25. Mai versicherte der Nachrichtendienst der VI. französischen Armee am Chemin des Dames: «Unserer Ansicht nach deutet nichts darauf hin, dass der Feind Vorbereitungen zu einem Angriff für morgen getroffen hat.» Am nächsten Tag machten sie in aller Frühe zwei Gefangene, einen Offizier und einen Gemeinen, die sie getrennt verhörten. Der Offizier erklärte, es sei kein Angriff beabsichtigt; der Soldat sagte, am nächsten Morgen werde ein Grossangriff einsetzen.

«Merkwürdig!» sagten die Franzosen, «welchem von beiden sollen wir glauben?» Sie beschuldigten den Offizier der Lüge und unterwarfen ihn einer «besonderen Befragung», mit anderen Worten, sie verprügelten ihn. Darauf änderte er seine Aussage, und in der Dämmerung sahen französische Beobachtungsposten in der Tat starke deutsche Truppenmassen hinter der Front aufmarschieren.

Die geheime Geschichte einer Schlacht

Die in diesem ruhigem Abschnitt stehenden französischen und britischen Truppen bezogen ihre Kampfstellungen, aber es war schon zu spät. Als nach vernichtender Artillerievorbereitung die Deutschen am nächsten Morgen um 14 Uhr angriffen, war die Verteidigung ungenügend vorbereitet und in weniger als einer Woche flutete die deutsche Welle über Aisne, Vesle, Quincy zur Marne, wo Château-Thierry sich seinen Platz in der amerikanischen Geschichte erwarb. Fast am selben Tage erhielt die französische Nachrichtenstelle von einem Verbindungsmann im deutschen GHQ. die Mitteilung: «Die Deutschen werden am 27. Mai am Chemin des Dames angreifen.» Die Botschaft war zehn Tage alt, der Geheimdienst hatte zu lange gebraucht, sie über die Grenze herüberzuschaffen.

Der französische Nachrichtendienst, und Foch dazu, irrte sich vollkommen über einige der heftigsten deutschen Frühjahrsvorstöße, die ums Haar den Krieg gewonnen hätten. Als der erste von ihnen, der die Engländer so gut wie erledigte, am 21. März begann, erklärte General Pétain dem General Pershing, er halte diesen Angriff nur für eine einleitende Finte, um den eigentlichen Stoss gegen die Franzosen in der Champagne zu verdecken, und General Charteris tadelt Pétain dafür, dass er so lange brauchte, bis er den hartbedrängten Engländern französische Hilfe sandte. Fast volle drei Wochen, sagt Haigs Nachrichtenchef, mussten die Engländer den Sturm aushalten, ehe der nunmehr Generalissimus gewordene Foch zum Schlusse kam, dass es wirklich der richtige Angriff war und dass der Tip auf die Champagne eine Täuschung war. Dieses Mal hatten die deutschen Geheimagenten den Franzosen falsche Berichte in die Hände gespielt.

Diese waren aber nicht die einzigen, die sich durch deutsche

Vorbereitungen in der Champagne zum Besten haben liessen. Der ganze alliierte Kriegsrat, mit Marschall Foch an der Spitze, wurde irregeführt, und der britische Militärbevollmächtigte, Feldmarschall Sir Henry Wilson, schrieb noch am Abend zuvor in sein Tagebuch, nach seiner Ansicht werde sich der grosse deutsche Vorstoss «später» gegen Italien richten. Aber weder von Italien noch von später stand etwas in der Voraussage des amerikanischen G 2; dort sagte man ganz richtig vorher, was eintraf.

Der letzte deutsche Grossangriff überhaupt, der «Friedenssturm», der den Krieg zu Ende bringen sollte, kam am 15. Juli, und diesmal arbeitete der französische Nachrichtendienst ebenso gut wie der amerikanische. Beobachtungsposten erspähten an der ganzen Front entlang von Chateau-Thierry bis zur Champagne deutsche Artilleriezusammenziehungen und das Anhäufen von Munition und Nachschub. Die amerikanische 3. Division beobachtete sogar an der Marne die Bereitstellung von Brückengerät. Anfang Juli zeigte Oberst Conger amerikanischen Kriegskorrespondenten die verwickelte Statistik über die deutschen frischen und abgekämpften Divisionen mit ihren Standorten und sagte voraus, dass der nächste Angriff binnen zwei Wochen erfolgen werde. Die Spannung war aufs Höchste gestiegen. Einige Gefangene hatten unbestimmte Gerüchte über einen Angriff mitgebracht und Franzosen wie Amerikaner waren am 4. Juli und sonst noch ein paarmal alarmiert worden. Am 14. Juli stiess ein ausgesuchter französischer Stosstrupp an der Champagne in die deutschen Gräben vor und brachte zwar nur ein paar Gefangene, aber doch genug zurück. Sie trugen neue Uniformen, waren voll ausgerüstet und hatten eiserne Portionen bei sich. Sie gaben zu, dass am nächsten Morgen ein Angriff ansetzen werde, und dass sie dafür bestimmt seien. Wie der Blitz ging die Nachricht der Front entlang und zur Artillerie. Als die Deutschen angriffen, holten sie sich die schlimmste Niederlage des ganzen Jahres 1918. Von da ab unternahmen sie keinen Angriff mehr.

Wer kann je die Jubelszene vergessen, die sich in den nächsten Tagen auf den verschiedenen Stellen der Nachrichtenabteilung abspielte, als man dort die erbeuteten deutschen Briefe von «zu Hause» und die Tagebücher stu-

dierte, die jeder gefangene Deutsche zu führen schien. Jedes dieser Dokumente erzählte seine eigene Geschichte von Weh, Entmutigung, Krankheit, Hungerrationen, die gleiche Geschichte, die die Besitzer auf Befragen zum Besten gaben. Jeder Nachrichtenoffizier jauchzte auf: «Sie verlieren die Nerven.» Am 24. Juli berief Marschall Foch Haig, Pétain und Pershing, um den alliierten Angriffsplan zu beraten, der den Anfang vom Ende bildete. Es ist einer der unheimlichsten von allen Berichten aus dem Nachrichtendienst, dass dieser Entschluss nie voll durchgeführt worden wäre, wenn die deutschen Nachrichtenchefs auf die Meldung der unteren Dienststellen geachtet hätten, dass Foch die Gegenoffensive vorbereite. Diese Offensive war es aber, die am 18. Juli die Deutschen unvorbereitet traf und die Wendung brachte. Die höchsten Offiziere ihres Nachrichtendienstes beschönigten die Sache vor sich selbst, weil sie die unangenehme Wahrheit nicht hören wollten. Major Kurt Anker, ehemals deutscher Nachrichtendienst, sagt, dass er und zwei andere Offiziere am 11. Juli ihren Vorgesetzten im deutschen GHQ. meldeten, welche Verbündetendivisionen Foch einsetzen werde, mit Einschluss der 1., 2., 4. und 26. amerikanischen Division. Da diese Meldungen Dinge voraussagten, an die die deutschen Führer nicht glauben wollten, wanderten sie in den Papierkorb. Hätte man sie beachtet, dann wäre der grosse Schlag der Alliierten am 18. Juli keine Überraschung geworden und hätte auch keinen grossen Erfolg gebracht. Würden dann Foch, Haig, Pétain und Pershing sich am 24. zur Fortführung des Angriffs entschlossen haben und wäre andernfalls der Krieg wohl am 11. November zu Ende gegangen?

In den letzten Kriegsmonaten war der Mannschaftsnachschub wahrscheinlich das schwierigste Problem der Deutschen geworden. Die Verluste der Frühjahrsoffensive waren schrecklich gewesen und sie hatten hauptsächlich den Kern des deutschen Heeres, seine Stosstruppen, getroffen. Die Alliierten dagegen waren durch zwei Millionen frischer amerikanischer Truppen verstärkt worden.

Wir Amerikaner begannen den Kampf um die Maas-Argonnen-Stellung, unsere grösste Schlacht. Nach guten Anfängen blieben wir stecken, aber am 4. Oktober griffen wir wieder an. Unsere alte 1. Division stiess frontal auf die

1. Gardedivision, eine der Hauptangriffsdivisionen des alten deutschen Heeres. Die gemachten Gefangenen wurden eilig den an der Front arbeitenden erfahrenen Nachrichtenoffizieren zur Befragung vorgeführt. Erschütternd und entnervt kamen sie ins Erzählen. Sie hatten lauter jungen Ersatz, viel zu jungen Ersatz bekommen. Wenn's gefährlich wurde, rissen diese Bürschchen aus. Was für besseren Beweis konnte man noch verlangen, dass die Deutschen im Druck waren? Deutsche Gefangene plauderten gewöhnlich aus; das tuen die Gefangenen fast aller Heere, die amerikanischen nicht minder als andere. Soviel ist zwar sicher, die beiden unbesungenen Helden unserer 1. Division, die in der Nacht vor unserem Angriff bei Cantigny eins vor den Kopf bekamen und «nach Deutschland» geschleppt wurden, die haben nicht geplaudert. Darum brachte der Angriff eine Überraschung und einen Erfolg. Aber es gab genug andere, die jene Ermahnung vergassen, die der Zensor Oberst Walter H. Sweeney jedem Fusser auf einer Karte sandte: «Wenn du gefangen wirst, dann vergiss soviel wie möglich.»

Frischgemachte Gefangene, noch nervenzerrüttet und hungrig, waren ein gefundenes Fressen für G 2. Wenn man so geradewegs aus der Hölle der Schlacht kommt, muss man schon ein Mensch von Eisen sein, wenn man keine Fragen beantworten soll, und wäre es auch nur, um eine Zigarette und um ein bisschen Essen zu kriegen und um vielleicht schlafen zu dürfen. Die meisten der Offiziere und auch die Unteroffiziere altpreussischen Schlags waren eine zähe Sorte. Aber die anderen fielen gewöhnlich den Listen von G 2 zum Opfer und erzählten bald alles, was sie wussten, häufig ohne sich darüber klar zu werden, dass sie sich wichtige Angaben entlocken liessen. Es gab ja so verschiedene Wege, mit den Leuten umzugehen.

Ein Gefangener, der aussah, als ob er unter angenehmen Umständen Verständnis für die Freuden des Lebens besäße, wurde in vorzüglichem Deutsch* und mit freundlicher Miene gefragt: «Nun, wie ist das Bier auf Munich? Gut?» und prompt bekam er die Antwort: «Jawohl, Herr Leutnant! Jawohl!» Nach solcher Einleitung war es dann nicht mehr so schwer, mit ihm fertig zu werden.

* Zur Ehrenrettung de» Verfassers wollen wir annehmen, dass das Deutsch ein bisschen besser war!

Bei dickfelligen Burschen erwies sich ein bisschen Knallen mit der Peitsche vielleicht als nützlich. Das vertraute Kommando «Achtung!» tat als altvertrauter Teil der Mannszucht seine Wirkung, wenn es richtig wie von einem Rekruten-Serganten gebrüllt wurde.

Die Gefangenen waren die Achillesverse der Deutschen, denn sie hatten in ihrem Heere drei Elemente, die für das Deutschtum nichts übrig hatten*. Elsass-Lothringer, Polen und Dänen; ausserdem gab's da andere, die wieder die Preussen nicht schätzten, so die Sachsen und verschiedene Süddeutsche. Die Nachrichtenoffiziere gingen stets zuerst an der Reihe der Gefangenen entlang und fragten jeden: «Bist du Pole?» Alle, die ja sagten, wurden sofort verhört, weil sie bereitwilliger aussagten als die Deutschen. Die Franzosen wussten auch mit den Elsass-Lothringern sehr geschickt umzugehen, so dass viele zu ihnen überliefen. Sie desertierten aber auch zu uns, und einige Tage vor unserem Angriff auf St. Mihiel liess der deutsche Kommandeur General Fuchs die 77. Reserve-Division ablösen, weil so viele davon den Weg durch Niemandsland hinübergefunden hatten, dass er die Division nicht mehr für verlässlich hielt. Deserteure sagten natürlich ohne Weiteres aus, was sie wussten.

Wie G 2 sich mit den Deutschen unterhielt

So kamen zum Beispiel Truppen gerade von der Ostfront, die man herübergeholt hatte, als Russland sich zum Bolschewismus bekehrte und die Waagschale ins Wanken brachte, so dass die deutsche Frühjahrsoffensive möglich wurde. Aber diese Truppen brachten den Deutschen fast mehr Nachteil als Nutzen. Sie waren den Einflüssen des Bolschewismus ausgesetzt gewesen, der gar viele angesteckt hatte. Ihre Moral war vielfach erledigt. Viele wollten nicht mehr kämpfen, streckten bereitwillig die Waffen und sagten bei der Befragung alles, was sie wussten. Sie waren für eine Revolution in Deutschland und halfen jedem Gegner des Kaisers.

Gelegentlich machte sogar die entgegengesetzte Sorte, die braven, alten preussischen Feuerfresser, ohne es zu wollen und zu wissen, nützliche Angaben. Am dritten und vierten Tag der Maas-Argonnen-Schlacht, am 28. und 29. September, wünschte General Pershing zu wissen, wie bald die Deut-

schen an diesem Frontabschnitt Reserven genug zusammen hätten, um uns zum Stehen zu bringen. Wir hatten sie in der ersten Überraschung wohl über den Haufen gerannt und ihre Front beinahe durchbrochen, aber sie hatten sich doch zähe gehalten und Zeit zum Heranholen von Verstärkungen gewonnen. Ihre Reserven waren im Anmarsch und nun war's die Frage, wann diese eintrafen und wann die Stosskraft unseres ersten Angriffs nachliess. Wie lange sollten wir unsere Anstrengungen noch fortsetzen, wann war es Zeit anzuhalten, neu zu ordnen und den nächsten Schlag vorzubereiten?

Beim Entlangreiten an der Front erreichte General Nolan den Abschnitt der abgekämpften 35. Division; die Deutschen machten einen Gegenstoss. Da brachte man ein kleines Häuflein Gefangener, Angehörige der 52. Infanteriedivision, einer Elitetruppe, die in ihren neuen Uniformen und mit ihrer gesunden Gesichtsfarbe dem Nachrichtenchef der AEF. furchtlos ins Auge sahen.

«Na», sagte er zu ihnen, «die Sache sieht schlecht genug für euch aus! Wir haben euch langsam, aber sicher schon sechs oder sieben Meilen zurückgetrieben.»

Die Deutschen waren empört und liessen sich überrumpeln. «Oho», sagte einer von ihnen, «das werden wir schon kriegen, wir sind die 52. Infanteriedivision und haben einen ganzen Monat in Ruhe gelegen. Sie haben uns hergeschickt, um euch Amerikaner zum Halten zu bringen und dafür sind wir schon die richtigen Brüder. Ihr könnt wohl ein paar von uns gefangen nehmen, aber es gibt noch einen Haufen mehr von unserer Sorte; ausserdem kommen noch mehr frische Truppen; mit eurem Vorstoss ist Schluss.» Die anderen grinsten und nickten beifällig.

General Nolan begab sich zu General Pershing, «Ich bringe leider schlechte Nachrichten, die deutschen Reserven kommen. Die 52. Division, eine ihrer besten, ist da und hat unsere 35. zum Stehen gebracht. Ihre Leute sind ausgeruht, herausgefüttert und voller Schneid. Wenn wir gegen die etwas ausrichten wollen, müssen wir uns schwer ranhalten. Unsere 35. ist bereits abgekämpft und drüben treffen noch mehr frische Reserven ein.»

Den Amerikanern eine wichtige Auskunft zu geben, war natürlich das Letzte, woran die Leute der 52. gedacht hatten.

Sie gehörten zu einer Kerntruppe. Ein Nachrichtenoffizier befragte 3'000 Deutsche, und fand darunter nur drei, die sich aus Vaterlandsliebe weigerten, Auskunft zu geben. Beim Befragen ging man nach erprobten Regeln vor wie diesen: Man befrage den Gefangenen stets in seiner eigenen Sprache, ohne Anwesenheit eines dritten, und ohne sich Notizen zu machen. Die unausgesprochene weitere Regel hiess, «und mit leerem Magen».

General Pershing hatte ein für allemal den Befehl gegeben, dass Gefangene, die im «Käfig» eines Korps ankamen, alsbald ein anständiges Essen von Rindfleisch, Zwieback und Kaffee und ein Päckchen Tabak erhalten sollten. Beim Kriegsgefangenenlager des 1. Korps befanden sich während der ganzen Maas-Argonnen-Schlacht eigens zwei deutsche Köche, die für jeden eingelieferten Trupp kochten. Aber trotz des Befehls bekamen nicht alle deutschen Gefangenen gleich ihr Essen. Die Nachrichtenoffiziere klaubten sich erst aus jedem Trupp die Leute heraus, die am intelligentesten und solche, die am characterschwächsten aussahen. Diese wurden dann erst einmal ausgequetscht, während die übrigen essen durften.

Eine rasche Methode, auf einen Gefangenen Eindruck zu machen, war, ihn zu fragen: «Na, was macht Oberst So-undso?», wobei man den Kommandeur des Gefangenen beim Namen nannte. Der Mann folgerte daraus: Der scheint ja eine Menge über uns zu wissen. Ob ich ihm lieber seine Fragen beantworte? Eine andere Art bestand darin, dass man sich erbot, seine Familie über die Schweiz zu benachrichtigen, dass er heil und gesund sei. Versprechen dieser Art wurden grundsätzlich gehalten.

Die Deutschen wieder probierten verschiedene Methoden aus, um die Amerikaner zum Reden zu bringen. Das Sicherste war, wie ein deutscher Nachrichtenoffizier erklärte, folgendes: Man braucht bloss ein paar Amerikaner von verschiedenen Formationen miteinander darüber streiten lassen, welcher Truppenteil der beste ist, dann kommt alles, was man wissen will, von selbst zum Vorschein.

Ohne es zu wollen, lieferten die Kriegsgefangenen auch Informationen. Sobald sie aus der vordersten Linie kamen, wurden sie rasch über die Zustände bei ihrem eigenen Trup-

penteil befragt und dann siebte man sie flink durch die Divisions- und Korps-Nachrichtenstelle durch bis zur Armee-Nachrichtenabteilung. Dort wurden sie in grossen, mit Stacheldraht umzäunten Lagern gesammelt und sorgfältig und geschickt auf jedes Körnchen Neuigkeit über Deutschland und sein Heer ausgehorcht. Nicht einmal dann, wenn sie sich in ihrem Lager allein glaubten, waren sie vor G 2 sicher. Deutschsprechende Nachrichtenoffiziere in deutscher Uniform, genau so schmutzig wie die anderen, mischten sich unter das Getriebe und lauschten auf das, was einer dem anderen erzählte.

Die Wahrheit über eine amerikanische Spionagegeschichte

Die Leute mit den langen Ohren waren nicht lauter Amerikaner, auch ein paar Deutsche fanden sich zu G 2, gewöhnlich solche, die eine Republik für Deutschland anstrebten. Ein deutscher Akademiker, der ungenannt bleiben muss, arbeitete für Hauptmann Sanford Griffith, ging als Offizier verkleidet in die Offiziersgefangenenlager und brachte viele wertvolle Informationen. Wegen der in dieser Beziehung geleisteten Hilfe musste G 2 nach dem Kriege zwei Deutsche nach den Vereinigten Staaten verpflanzen. Selbst das republikanische Deutschland hätte sie nicht gerade mit Samthandschuhen empfangen.

Eines Tages sagte ein deutscher gefangener Offizier, als er sich in das Befragungsstühlchen setzte: «Sie sind wohl Captain Griffith, nicht wahr? Wir wissen genau über Sie und Ihre Arbeit Bescheid.»

Einen anderen deutschen Offizier brachte man durch Beschämung soweit, dass er die Wahrheit sagte. Oberst Willey Howell, Nachrichtenchef der 1. Armee, sagte den Offizieren, sie brauchten nicht zu sprechen, wenn sie nicht wollten, aber falls sie aussagten, müssten sie die Wahrheit sagen. Der betreffende Offizier machte absichtlich falsche Angaben. Seine Aussage wurde durch Kreuzverhör festgenagelt und am nächsten Tage setzte Oberst Howell* eine kleine Komödie in Szene, eine Art Degradierungszeremonie, bei der er dem Offizier seine Rangabzeichen abnahm, weil er gelogen habe,

* Ob die Amerikaner wirklich stolz auf eine solche Unglaublichkeit sind?

obgleich er als Mann von Ehre behandelt worden sei. Mitten während dieses Theaters brach der Offizier, der sich in der Tat tief gedemütigt glaubte, zusammen und verriet alles, was man wissen wollte.

Einen deutschen Oberstleutnant, der in der Maas-Argonnen-Stellung in einem Unterstand gefangen genommen war, brachte man einfach durch anständige, mitfühlende Behandlung so weit, dass er uns wertvolle Einblicke in den Zustand des deutschen Heeres tun liess. Ein gefangener Oberstleutnant war eine fast ebenso grosse Merkwürdigkeit wie der erste gefangen eingebrachte Österreicher, von dem Oberst Howell ein Bild anfertigen und in Umlauf setzen liess, damit jeder lernte, einen Österreicher von einem Reichsdeutschen zu unterscheiden. Jeder Grabenstosstrupp, der von einem Vorstoss Achselklappen und Papiere von toten Deutschen mitbrachte, erhielt von G 2 Urlaub». Nur von einer unscheinbaren Achselklappe mit Nummer und einem kleinen braunen Büchelchen** konnten die Operationsleiter auf die ganze Division schliessen. Man nahm natürlich lieber lebende Gefangene, weil man die befragen konnte, und daher stammte die Erfindung der Stosstrupps, deren Aufgabe es war, solche mit zurück zu bringen.

Es gab aber noch mehr greuliche Mittel, die Wahrheit in Erfahrung zu bringen. Da war zum Beispiel die Prüfung der Bekleidung, Ausrüstung und der Abzeichen an deutschen Gefallenen. Jede Nacht suchte die tollkühne Nachrichtenabteilung der vordersten Linie in Niemandsland nach Angaben, die häufig genug mit ihrem eigenen oder mit deutschem Blute getränkt wurden. Kurze Auszüge aus dem Kundschafterbericht der 1. amerikanischen Armee vor dem Grossangriff der Maas-Argonnen-Stellung zeigen, wie der Nachrichtenoffizier gleich einem Detektiv aus solchen und ähnlichen Quellen kleine Tatsachen zusammenträgt, um weittragende Schlüsse daraus zu ziehen:

Kurzbericht vom Nachrichtendienst der 1. Armee

20. September.

1. Gardedivision (?). Die Leiche eines beim feindlichen An-

* Schoa bald nach Beginn de» Stellungskriege» wurde es üblich, regelrechte Kopfpfeise auf Gefangene und Beutestücke auszusetzen.

** Gemeint ist das Soldbuch.

griff in der Nacht vom 18. zum 19. September gefallenen Offiziers wurde 1 Kilometer westlich von Avocourt gefunden. Er scheint kürzlich vom Ersatzbataillon Potsdam gekommen und zum 1. Garderegiment zu Fuss der 1. Gardedivision zu gehören. Auf Anwesenheit der Division kann nicht ohne weiteren Beweis geschlossen werden. Diese wurde am 5. Dezember aus der Front bei Laon zurückgezogen. Die Fundstelle der Leiche ist am Anschluss der 53. Reservedivision und der 37. Infanteriedivision, wahrscheinlich im derzeitigen Abschnitt der 37.

22. September.

117. Division. Ein 500 Meter östlich von Avocourt gemachter Gefangener vom 157. Infanterieregiment gibt an, dass sein Regiment vor drei Nächten das 150. Infanterieregiment der 37. Infanteriedivision abgelöst hat. 117. Infanteriedivision scheint 37. abgelöst zu haben.

1. Gardedivision. Der gleiche Gefangene sagt aus, dass «ein» Garderegiment zu Fuss westlich von seinem Regiment in Stellung liegt. Dies scheint die Anwesenheit der 1. Gardedivision im Varennesabschnitt zu bestätigen, die die Auffindung des gefallenen Offiziers vom Garderegiment zu Fuss andeutete.

23. September.

Eine Mütze mit württembergischer Kokarde wurde 1 Kilometer westlich von Four de Paris gefunden. Da die 2. Landwehrdivision aus Württembergern besteht, scheint sie noch weiter im bisherigen Abschnitt in der Stellung verblieben.

25. September.

1. Gardedivision. Ein Deserteur vom 4. Garderegiment zu Fuss lief am Airefluss (südlich von Varennes) über. Er bestätigt die Anwesenheit der 1. Gardedivision in diesem Abschnitt; nach seiner Angabe hat sie die sächsischen Truppen der Regimenter von 200 an (53. Reservedivision) am 16. September abgelöst. Nach ihm ist die Stellungsbesetzung von Westen nach Osten 2. Garderegiment zu Fuss, 4. Garderegiment zu Fuss, 1. Garderegiment zu Fuss.

Indessen ergab sich die Voraussage des bevorstehenden deutschen Zusammenbruchs im Spätherbst 1918 eher aus den Nachrichten des Geheimdienstes, als aus den Aussagen der Gefangenen. Es war klar, dass die bereits im Juli bemerkte, niederbrechende Stimmung im Heere fortgeschritten war, aber vom wirklichen Zusammenbruch schien es noch weit entfernt. Wenigstens in zwei neutralen Ländern war man der Wahrheit näher. Die Nachrichten von dort brauchten aber länger, bis sie nach Chaumont kamen, und ein paar genaue Vor-

aussagen der deutschen Revolution gelangten erst hin, als diese schon da war.

«Die Akten werden das ergeben», war für G 2 mehr als nur eine dramatische Redensart. Schon vom Bruch des Belgischen Vertrags angefangen* hatten Papierfetzen während des ganzen Krieges den Deutschen Unannehmlichkeiten gebracht. Bei den amerikanischen Truppen gingen Nachrichtenoffiziere gleich mit der Sturminfanterie vor, um die deutschen Gräben, Befehlsstellen und Quartiere danach abzusuchen. Amtliche Dokumente, Befehle, Rundschreiben, Generalstabskarten, Briefe, Notizbücher und Tagebücher waren wertvolles Material.

Vor dem Angriff auf St. Mihiel hatten die Deutschen Anzeichen sinkender Moral gegeben. Die Frage war, ob sie wiederholten Stössen der Alliierten standhalten würden. Wie der Kriminalbeamte einen Arrestanten durchsucht, so wühlten die Nachrichtenoffiziere auf dem Bastionsvorsprung das unterste zu oberst, bis sie schliesslich einen wichtigen vertraulichen Befehl Ludendorffs vom 4. September (nur 8 Tage vorherdatiert) fanden, mit folgendem Satz: «Unter allen Umständen muss die Hauptkampfstellung und die Stellung dahinter gehalten werden, dort muss ohne Munitionsvergeudung genau geschossen werden und alles für den entschlossenen «Kampf, Mann für Mann, vorbereitet sein.»

Dieser Befehl enthüllte zwei wichtige Tatsachen: die grundsätzliche deutsche Verteidigungsmethode gegen weitere Angriffe der Alliierten, nämlich das sogenannte elastische System, und eine Munitionsknappheit von ernstem Ausmassen. Es fanden sich noch weitere Befehle und Papiere, die die Notwendigkeit der Munitionsersparnis betonten und auf die Wichtigkeit hinwiesen, die abgekämpften Truppen ausruhen zu lassen, Anzeichen dafür, dass die Riesenmaschine bereits langsamer lief.

Auch noch ein anderes Stück Papier verhalf dazu: eine erbeutete, in Deutsch gedruckte Karte der deutschen Befestigungs- und Verteidigungsmittel auf der Bastion mit den Gräben, Unterständen und Drahtverhauen. Auch diese Karte

* Der Amerikaner scheint heute noch nicht an die Tatsachen der belgischen Doppelzüngigkeit zu glauben und denkt an Bethmanns unglückliche Entschuldigung des Einmarsches in Belgien.

war «streng geheim, nicht in die vorderste Linie mitzunehmen», wo die Möglichkeit, gefangen genommen zu werden, grösser war.

Am ersten Tag unseres nächsten Angriffs an der Maas-Argonnen-Linie erwies sich der himmelschreiende Bock eines amerikanischen Nachrichtenoffiziers hinterher als ein glücklicher Zufall. Dieser Offizier hatte den Befehl erhalten, die ersten «verwendbaren Gefangenen», die bei seinem Korpsstab einträfen, sofort mit dem nächsten verfügbaren Kraftwagen zum Stabe des General Pershing zu senden. Als «verwertbar» klaubte er aus der ersten Herde sämtliche Offiziere heraus – ausgerechnet deutsche Offiziere, aus denen fast nie etwas herauszubringen war. Auch diese erwiesen sich als keine Ausnahme von der Regel, als sie nach einer angenehmen Autofahrt beim Armeestab ankamen. Während einige der G-2-Leute vor Wut schäumten, schlug ein genialer Kopf vor: So wollen wir sie auf alle Fälle durchsuchen! Da fanden sie die Notiz von einer höheren deutschen Dienststelle, dass die 5. Gardedivision, eine Kerndivision, gerade hinter der Linie stand, und die genaue Angabe, welche Stellung sie im Falle eines amerikanischen Angriffs besetzen würde. Also gerade das, worauf es an diesem Morgen ankam.

Aufgefangene Briefe

Ein G-2-Leitfaden bemerkt: Der Briefwechsel zwischen den Feldsoldaten und den Freunden und Familien zu Hause stellte für den Feind eine wichtige Nachrichtenquelle dar. Nach Briefen wurde daher überall eifrig gefahndet; auch in den Taschen unserer Andenken sammelnden Infanteristen. Alles Gefundene wurde sorgfältig ausgewertet. Trotz der Zensur sprachen deutsche Soldatenbriefe manchmal von Truppenbewegungen, von der Höhe der Verluste, von der Verpflegung und der Kampfstimmung. Briefe von zu Hause sprachen hauptsächlich über Nahrungsmittel oder über den Mangel daran, aber häufig gaben sie wertvolle Neuigkeiten von gegenseitigen Freunden in anderen Formationen. Manchmal schilderten sie die Wirkung unserer Luftangriffe auf deutsche Städte. Um ein vollständiges genaues Bild zu erhalten, musste man die Briefe von Angehörigen ein und derselben Kompanie oder desselben Regiments Zusammenlegen. Natürlich kam

dabei gelegentlich so ein Amateur-»Sherlock Holmes« zu ganz wunderbaren Ergebnissen, so dass sich ein Witzbold bei G 2 veranlasst fühlte, nachstehendes unter dem Titel «Auslegung von Dokumenten» in Umlauf zu setzen:

Vom Schatz in Berlin an seinen deutschen Soldaten: Seit drei Monaten bin ich in keinem Kino gewesen.

Schlussfolgerungen: 1. Sämtliche Kinoschauspieler arbeiten verkleidet als Spione in Frankreich. 2. Berlin hat nicht genug Elektrizität, um gleichzeitig die Kinos und die Wirtshäuser zu beleuchten. 3. Sämtliche Kinolampen sind für Scheinwerferzüge beschlagnahmt.

Der Soldat an seinen Schatz; Wie mir dein süßes Lächeln fehlt.

Schlussfolgerungen: 1. Das deutsche Heer wäre lieber daheim als im Graben. 2. Gut aussehende Weiber werden nicht an die Front gelassen.

Historisch das wertvollste deutsche Schriftstück, das die Amerikaner erbeuteten, ist wahrscheinlich General Fuchs' Bericht an Hindenburg und Ludendorff über die Schläge, die seine Armee-gruppe C bei St. Mihiel von den Amerikanern bekam. G 2 druckte ihn in englisch und verbreitete ihn als ausgewählte Privatlektüre bei den amerikanischen Generälen und Stabsoffizieren.

G 2 griff seine Geheimnisse auch aus der Luft. Ein Stück der besten Arbeit war das Abhören und Entziffern der deutschen Funksprüche. Am 11. März 1918 nahmen die Deutschen einen neuen Code in Benützung, der den Alliierten vollkommen «griechisch» war. Dies sah ganz aus wie der Auftakt zu der mit Besorgnis erwarteten Frühjahrsoffensive, und Franzosen, Engländer und Amerikaner setzten ihre besten Leute an die Entzifferung.

Am 13. März hörte eine unserer Abhorchstellen eine deutsche Funkstation einer anderen eine Nachricht nach dem neuen Code senden. Da kam zu unserem Erstaunen die Antwort: «Wir haben die neuen Codebücher noch nicht, bitte nach altem Code wiederholen.» Die andere Station wiederholte dieselbe Nachricht – nach dem alten Code, den wir auswendig kannten. Durch Vergleich der beiden Sendungen erfassten unsere Fachleute sofort die Bedeutung jeder Gruppe in der ersten Nachrichtenfassung und das verwendete Prinzip. Was wir

herausgefunden hatten, sandten wir sofort telegraphisch den Franzosen und durch Flugzeug den Engländern weiter.

Code- und Chiffrelesen wurde im Weltkrieg zu einer solchen Höhe entwickelt, dass es mehr als zweifelhaft ist, ob man Radio im nächsten Kriege viel verwendet; es müsste dann sein, dass ein Geheimradio entwickelt wird. Die Verbündeten waren im Auffangen drahtloser Nachrichten mit der Zeit so geschickt geworden, dass sie manchmal auf diesem Wege allein schon wussten, wo sich zwei Drittel der deutschen Divisionen befanden. Die Franzosen liessen nicht einmal ihre eigenen Armeestäbe wissen, wie sie alle ihre Nachrichten hereinbekamen. Je weniger ein Geheimnis kennen, desto besser ist es gehütet!

Der englische Admiralstab war beim Entziffern der Funkprüche und anderen Codemeldungen besonders tüchtig, um herauszufinden, was die deutsche Flotte und ihre U-Boote vorhatten. «Zimmer 40» tat seine Arbeit recht flink, und wenig genug ist darüber verlautbart worden. Russische Taucher holten zu allererst 1914 einen deutschen Code aus dem gestrandeten Kreuzer «Magdeburg», nachher wurden häufig deutsche Codebücher aus U-Booten aufgefischt. Einmal bekam der amerikanische G 2 ein Codebuch aus einem Zeppelin, mit dem er unter den U-Booten schweres Unheil anrichtete.

Der letzte Zeppelinangriff, Oktober 1917, war vollkommen missglückt, der grösste Teil der Luftflotte wurde heruntergeschossen oder musste landen. Ein Schiff landete bei Bourbonne-les-Bains, ausgerechnet auf dem amerikanischen Truppenübungslager hinter der lothringischen Front, und seine Besatzung wurde festgenommen, ehe sie den gesamten Inhalt der Gondel hatte vernichten können. G 2 ergriff die goldene Gelegenheit beim Schopf. Ein amerikanischer Geheimagent, unter Oberstleutnant N. W. Campanole, erlangte fast gleichzeitig ein Buch des drahtlosen Codes, mit dem die Deutschen ihren U-Booten Befehle übermittelten. Hauptmann Hubbard fügte dann noch die zerrissenen Schnitzel einer Karte der Nordsee zusammen, die den Operationsbereich jedes U-Bootes zeigte, und damit war uns der gefürchtete Feind in die Hand geliefert.

Wie G 2 Unterseeboote versenkte

Von Chaumont aus sandte Oberst R. H. Williams den Hauptmann Hubbard mit dem kostbaren Buch und den Karten Hals über Kopf nach London, wobei diesen auf dem grössten Teil des Weges General Macdonald, der Chef der britischen Nachrichtenabteilung, begleitete. Admiral Sims war verreist, aber sein Vertreter raffte sich vom Krankenlager auf, um sie nach Raum 40 zu bringen. Dann begann für die deutschen Unterseeboote eine Woche des Schreckens. Den in ihren eigenen Code gegebenen Befehlen der Alliierten gehorchend, tauchten sie mitten unter Zerstörern auf, die nur darauf warteten, auf sie loszustürzen. Wenn sie auch nicht gleich genommen wurden, konnte man ihnen doch nachspüren, so dass sie nicht dazu kamen, viele Kauffahrer zu versenken. Ehe die Deutschen die Lage erkannt und den Schlüssel geändert hatten, erklärte Lloyd George, dass weniger Schiffe versenkt worden seien, als zu irgendeiner Zeit zu Beginn der deutschen Tauchbootsangriffe. Er hätte auch noch hinzufügen können, dass in der Woche nach diesem amerikanischen Schlage mehr U-Boote versenkt wurden als in irgendeiner Woche vorher.

Die Deutschen halfen in der Tat selbst den Engländern bei der Überwachung ihrer Schiffsbewegung, weil sie gewissen Schiffen die Erledigung eines gruppenweisen Funkverkehrs übertragen hatten. Das erleichterte wohl die Arbeit auf der deutschen Flotte, half aber auch dem britischen Nachrichtendienst, der schon durch Abhören der Nachrichtenschiffe die Gruppierung der Flottenteile und des gesamten Nachrichtenverkehrs herausfand.

Vor der Schlacht an der Doggerbank konnte die Admiralität die Admiräle Jellicoe und Beatty benachrichtigen: «Vier deutsche Schlachtkreuzer, 6 kleine Kreuzer, 22 Zerstörer gehen heute Abend zwecks Erkundung gegen Doggerbank in See. Rückkehr wahrscheinlich morgen Abend.» Dann erliess sie den entsprechenden Angriffsbefehl.

Es ist wenig bekannt, dass der Hauptgrund, warum die Russen die Schlacht an den masurischen Seen und so viele Schlachten selbst noch bis 1915 hinein verloren, der war, dass die Deutschen in den ersten Kriegsmonaten die russischen Funkgespräche aus der Luft abhörten und übersetzten. Es war gerade so, wie wenn sie an jedem russischen Kriegsrat teil-

genommen hätten. Ein der russischen Armee beigegebener französischer Stabsoffizier hatte grosse Mühe, die Russen zu überzeugen, dass man im modernen Krieg den Chiffreschlüssel so oft wie möglich wechseln muss.

Als die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten, verstanden wir davon im Ganzen genommen so wenig wie die Russen. Oberst Parker Hitt und Major Frank Moorman waren unsere einzigen aktiven Offiziere, die sich stärker spezialisiert hatten. Nach General Churchills Anweisung organisierte Oberst George Fabyan eine Funkerkompanie, um unsere Abhörstationen in Frankreich zu besetzen. Aber unsere Chiffreabteilung brauchte sieben Monate, um das erste amerikanische Kriegscodexbuch aufzustellen, und als es fertig war, wurde es prompt wieder verworfen, weil es zu gewagt war. Eine in deutsche Hände geratene Kopie davon hätte zuviel erzählt. Wenigstens in einem Fall erbeuteten die Deutschen ein amerikanisches Funkcodexbuch. Ein amerikanischer Major begab sich gegen seine Vorschrift mit einem Exemplar davon in der Tasche in die vorderste Linie, und gerade in dem Augenblick, in dem er seinen Schlachtenbummel unternahm, setzten die Deutschen einen Stosstrupp zu einer gewaltsamen Erkundung an und griffen sich den Major mitsamt seinem Buche. Zum Glück wusste jemand, dass der Major das Buch in der Tasche hatte und telephonierte es dem GHQ., worauf sofort jede amerikanische Frontdivision den Befehl bekam, augenblicklich einen anderen Code zu benützen.

Ein Funkcode konnte bestenfalls drei bis vier Wochen lang benützt werden; nach dieser Zeit hatte ihn der Feind gelöst. Wir pflegten ständig die Unversehrtheit unserer Chiffreschlüssel durch Absendung fingierter Nachrichten zu prüfen. Eine erprobte Finte war es, durch Funkspruch in einem bereits verlassenem Abschnitt einen Angriff anzusagen und dann zu warten, ob die Deutschen den Abschnitt mit Sperrfeuer belegten. Falls das eintrat, änderten wir den Schlüssel. Wir entzifferten natürlich die deutschen Chiffretelegramme genau so, wie diese die unsrigen.

Die Alliierten vernahmten ebenso früh wie der deutsche Generalstab im November 1918, dass sich General Mackensen aus Rumänien zurückziehen wollte, denn ein amerikanisches Dechiffrierungsfachmann, Leutnant J. R. Childs, hörte einen

der Funksprüche des Generals ab, in dem dieser nicht nur rückhaltlos, sondern dringend empfahl, die deutsche Besatzungsarmee sofort aus Rumänien zurückzuziehen und über Ungarn nach Oberschlesien in Marsch zu setzen. Er deckte dabei alle schwachen Punkte seiner Armee auf. Für die rumänische Regierung war das gute Nachricht und sie eröffnete auch alsbald erneut die Feindseligkeiten gegen Deutschland.

Die deutschen Abhörstationen schätzten die Amerikaner sehr, weil deren Unerfahrenheit, oder wer weiss was sonst, sie zu geschwätzig machte. Manche bei uns glaubten wohl, der Funkdienst sei so etwas ähnliches wie der Telephonanschluss zu Hause auf dem Lande. Während der Maas-Argonnen-Schlacht erbeuteten wir einen deutschen Bericht, der unsere Gefechtsanordnungen sauber wiedergab und sich nur dafür entschuldigte, dass er eine Woche lang nicht imstande gewesen war, eine amerikanische Division richtig festzustellen.

Ein amerikanischer Dechiffreur hatte darauf den Deutschen zu spielen. Er hörte die amerikanischen Funkstationen ab und sah, was er aus ihren Nachrichten machen konnte. Er bekam natürlich keine Angabe, die die Deutschen nicht auch erhielten. Vor unserem Angriff auf St. Mihiel berichtete er unsere Gefechtsaufstellung, ermittelte einige unserer Reservedivisionen, nannte die Namen ihrer Führer und zählte die ihm erteilten Befehle auf. Als Angriffstag nannte er den 13. September, also einen Tag zu spät, weil sich ein Irrtum in diese Botschaft eingeschlichen hatte. Aber er war doch noch genauer als die Deutschen. Der Bericht von General Fuchs gibt wohl zu, dass sie drüben das Unheil erwarteten, aber sie hatten sich gleichfalls im Datum verrechnet und zwar um sechs Tage, nicht nur um einen.

Worauf der General weiter zu Abend speiste

Einmal gegen Ende des Krieges, während des Wettlaufs nach Sedan, spielten wir den Deutschen in die Hände. Der verstorbene Brigadegeneral J. C. Rhea, damals 2. Division, hatte sich mit seinem Stabe in ein Gutsgebäude gelegt, das der deutsche Kommandeur der gegenüberstehenden, zurückgehenden Division eben erst geräumt hatte. General Rhea und sein Stab setzten sich gerade recht zufrieden mit der Familie

zum Abendessen, da kam ein Heulen und ein Krach, dass die Wände wackelten, worauf die ganze Tischgesellschaft mit ihrem Abendbrot in den Keller flüchtete. Gleich danach erschien bleich der Sergeant von der Funkstation. «Sir», sagte er, «ich war gerade weggegangen, da sandte mein neuangekommener Unteroffizier hier diese Nachricht unchiffriert an die Artillerie.» Der Befehl gab offen in Englisch die genaue Front für die Nacht an und nannte namentlich das Gut als General Rheas neue Befehlsstelle. Es dauerte nur ein paar Minuten, da waren die Granaten schon da.

«Dann senden Sie jetzt diese Nachricht», sagte General Rhea dem Sergeanten, «aber auch unchiffriert.» Er schrieb eine falsche, berichtigende Angabe über den Frontverlauf, die meldete, dass General Rhea sein Stabsquartier 250 Meter weiter weg, nach einem anderen Gut verlegt habe. Bald danach kamen keine Granaten mehr in die Nähe des Gutes, aber ein anderes Gut wurde mit Feuer belegt, sehr zur Entrüstung verschiedener neu dort untergebrachter Offiziere, die man vorher nicht gewarnt hatte. Von da ab pflegte die Funkstelle der 2. Division keine Nachrichten mehr unchiffriert weiter zu geben.

Einer der besten Spionagefänge in den Vereinigten Staaten war auf das Abhören eines Funkspruchs der deutschen Botschaft in Mexiko-City zurückzuführen. Diese Nachricht wies einen gewissen Pablo Waberski, der eben die texanische Grenze überschreiten wollte, an, welche amerikanische Munitionsfabrik er in die Luft sprengen solle. Pablo hatte darauf geraume Zeit Gelegenheit, über die Unüberlegtheit von Diplomaten nachzudenken.

G 2 lauschte nicht nur in der Luft, sondern auch in der Erde. Man zapfte Fernsprechleitungen in den deutschen Gräben an und hörte die darauf geführten Gespräche ab. Die Lauscher kannten sogar die Stimmen der Deutschen am Telephon und warteten gespannt auf neue Stimmen, deren Auftauchen das Eintreffen von Ablösung und eine neue Division im Gefechtsabschnitt bedeutete. Als die 10. Division (deutsche Kerntruppe) auf der Front vor St. Mihiel eingesetzt wurde, hörten unsere Lauschposten die Stimmen ab und G 2 hatte eine Angabe mehr, dass die Deutschen mit Unannehmlichkeiten rechneten. Jede unnötige Benützung des Fernsprechers in der

vordersten Linie war verboten. Vor allem verpönt war das Reden vom «Geschäft», also Gespräche über Truppenbewegungen, Ablösung, Gefechtsabsichten, Namen und was sonst noch von Wichtigkeit sein konnte.

Wenn man sprechen muss, muss man in Codeworten sprechen, und so hatte jeder höhere Offizier im Interesse der Verheimlichung seinen Chiffrenamen. General C. P. Summerall, jetzt Stabschef der Armee, hatte zum Beispiel den Spitznamen «Sitting Bull»*, der über alle französischen Fernsprecheleitungen ging. Wir wollen hoffen, dass die Deutschen dieses Geheimnis niemals lösten.

Sie hörten aber auch wirklich mit, wie zwei Fernsprecher der 26. Division in einer diesigen Nacht in ihrem Frontabschnitt feststellten. Die beiden hatten sich ein bisschen unterhalten, als ein paar merkwürdige Geräusche durch den Draht hörbar wurden. In Erinnerung an neuerliche Befehle über geheim zu haltende Gespräche fragte der eine: «Was ist los, wer ist dort?» «Wer dort ist?» hallte es höhnisch zurück, «wohl ein paar deutsche Gauner, die auf eure Schliche gekommen sind.»

Von da an hatte die 26. Division vor dem deutschen Nachrichtendienst einen Mordsrespekt, und man muss in der Tat zugeben, dass der nicht schlecht Bescheid wusste. Leute, die sich in den Vereinigten Staaten aufgehalten hatten, erwiesen sich für die Deutschen als ausserordentlich nützlich.

Wir konnten die deutschen Geschütze ebenso gut wie die Gespräche abhören und ihren Standort ausfindig machen. Dank der neuentwickelten Kunst der Licht- und Schallmesstrupps ist es möglich, bei Tag wie bei Nacht, besonders aber des Nachts, die Aufstellung von feuernden Batterien nach dem Lichtblitz oder der durch die Erde ankommenden Schallwelle abzumessen. An der ganzen Front entlang sassen tagsüber besonders ausgebildete Leute in möglichst hochgelegenen Verstecken, hingen mit den Augen an starken Scherenfernrohren und suchten die feindliche Stellung nach den geringsten Dingen ab; nach dem Blitz eines Geschützes, nach dem Erscheinen eines Lastwagens oder nach einer Gruppe von Mannschaften. Jeden Morgen spähten sie nach neuen, während der

* «Sitzender Bulle», Name eines von den letzten grossen Indianerkämpfen her sehr berühmten Häuptlings.

Nacht ausgeworfenen Gräben, immer waren sie auf dem Ausguck nach irgendetwas Neuem, nach Änderungen an den gegnerischen Anlagen, die auf neue Absichten schliessen liessen.

Wenn's in einem Abschnitt warm herging, hatten diese Beobachter kein gemütliches Leben, denn Scharfschützen und Artillerie jagten sie von Deckung zu Deckung. Ein Beobachtungsposten der 77. Division hatte einen feinen Ausguck auf einem hohen Baume entdeckt, aber die Deutschen fanden ihn heraus und *er* musste wieder herunter. Dickfellig wie er war, stieg er wieder hinauf usw. Nachts schickte er seine Meldung zurück: «Wenn ich weiter beobachten soll, schickt mir erst ein Paar neue Hosen; meine sind vom Baumrutschen ganz kaputt.»

In den letzten zwei Kriegsjahren waren die besten Augen des Heeres gelegentlich die Flieger in der Luft. Die Ballonbeobachter waren ständig auf Posten. G 2 wurde Spezialist im Aneinanderfügen und Auswerten der Luftbilder. Ein Fleck da bedeutete ein Munitionslager, ein etwas anders aussehender dort eine Batteriestellung; Gräben und Drahtverhaue waren leicht zu erkennen. Bei gutem Wetter, das gab's aber an den Maas-Argonnen selten, waren unsere Flieger höchst geschäftig. Sie meldeten es uns, als die Deutschen ihren Rückzug nach Osten über die Maas antraten, so dass wir ihre Geschütze und Kolonnen auf den Strassen und in den Dörfern noch erreichen konnten. Unsere Nachtflieger meldeten es uns, als die österreichischen Divisionen an der Westfront die Deutschen im Stiche liessen. Da war jede Eisenbahnstation meilenweit beleuchtet wie eine Kirche.

Deutsche Zeitungen lieferten G 2 wertvolle Angaben über Stimmung und Not im eingeschlossenen Vaterland. Nach mancherlei Schwierigkeiten bekamen wir sie schon einen Tag nach ihrem Erscheinen über die Schweiz nach unserer G-2-Stelle in Pontarlier.

Gegen Ende des Feldzugs 1918 wurden die deutschen Zeitungen von den G-2-Offizieren in Pontarlier und Chaumont immer eifriger gelesen, denn sie brachten wichtige Anzeichen des bevorstehenden Zusammenbruchs und einer Revolution. Mit dem Vordringen der Alliierten wurden die Sozialisten kühner und der Zensor wagte nicht mehr recht, ihnen den

Mund zu verbinden. Während der Waffenstillstandsverhandlungen wurden die Bemerkungen der deutschen Presse an Oberst House nach Paris gedrahtet und an Präsident Wilson nach Washington gekabelt. Sie zeigten die Rückwirkung der ausgetauschten Noten nicht nur auf die Presse sondern auch auf die Regierung.

Gelegentlich gaben deutsche Zeitungen auch militärische Nachrichten. Die standen gewöhnlich in solchen, die in kleinen Städten erschienen, wo der Zensor wenig Erfahrung besass. Ein Fall dieser Art lieferte uns eine langgesuchte Angabe und den Wortführern scharfer Kriegspressezensur Wasser auf ihre Mühle. Gerade als wir vor Beginn der Frühjahrs-offensive 1918 den neuen deutschen Funkschlüssel knackten, wünschten die Engländer und Franzosen zu wissen, wo die deutschen Kerndivisionen lagen, denn daraus liess sich auf die Absichten des Gegners schliessen. In erster Linie kam es auf die fünf Gardedivisionen an. Vier davon waren ermittelt, aber alles suchte nach der fünften. Eines Tages fand G 2 beim Durchsehen einer Kleinstadtzeitung eine Bemerkung, die bei Beschreibung eines Festes erwähnte: «Die Feier wurde durch die Musik der Gardekapelle verschönt.»

Ein gelöstes Rätsel

Der Zensor glaubte vermutlich, seiner Pflicht genügt zu haben, als er die Nummer der Gardedivision strich. Wenn G 2 keine weiteren Informationen gehabt hätte, wäre das auch der Fall gewesen. Aber Nachrichtenarbeit ist gewissermassen einem Zusammensetzungsspiel ähnlich. Man legte seine Teile zusammen – da ein Stück, dort ein Stück. Aussage eines Gefangenen, ein Zitat aus einem Briefe, die Entgleisung eines deutschen Zensors, ein aufgefangener Funkspruch – und schau, da hatte man schon den Schlüssel zu irgend- einem Rätsel, das damit gelöst war; vielleicht war es nur der Verbleib einer einzigen Batterie, vielleicht war es gleich ein ganzer Angriffsplan.

Deutsche Zeitungen und Berichte eines amerikanischen Agenten in Deutschland unterrichteten uns auch darüber, wie wir es nicht machen sollten. Sie berichteten das Geschick eines amerikanischen Majors, der mit sechs französischen Flugzeugen versucht hatte, Koblenz bei Tage mit

Bomben zu belegen. Das einzige, was wir wussten, war, dass keiner von seinem Geschwader wiedergekommen war. Dann kam erst die Aufklärung. Sie waren in ein Gewitter geraten und die unerfahrene Fliegerstaffel hatte in Deutschland in der Nähe von Köln landen müssen. Zwei der Amerikaner hatten sich einem 16 Jahre alten Burschen ergeben.

Die deutsche Gegenpropaganda ergriff diese Gelegenheit, um die Besorgnis der Zivilbevölkerung wegen grosser amerikanischer Bombenangriffe zu zerstreuen. Sie führten die Aussagen der gefangenen Flieger an, «dass die vor einem Jahre von Präsident Wilson versprochenen 10'000 bis 20'000 Flugzeuge der Verwirklichung nicht näher gerückt seien». Sie zitierten auch den Chef der deutschen Luftstreitkräfte, wonach eine angebliche amerikanische Absicht, mit 20'000 Flugzeugen einen Luftangriff auf Deutschland zu machen, nicht ausführbar sei, zumal doch sechs amerikanische Flugzeuge nicht einmal Koblenz hatten erreichen können.

Eines der saubersten Beispiele von amerikanischer Kampferkundung war die von Oberst Conger geleitete Vorbereitungsarbeit, ehe die 2. Division das Dorf Vaux bei Château-Thierry einnahm. Vaux war einen vollen Monat lang durchs Glas beobachtet worden. Man hatte Luftaufnahmen gemacht, Stossunternehmungen dorthin veranstaltet und schliesslich französische Bewohner, die dort gewohnt hatten, vernommen, vornehmlich einen Maurer, der mit sämtlichen tiefen Kellern Bescheid wusste. Oberst Conger fühlte sich in Vaux nicht weniger zu Hause als in seinem Heimatort. Als die 9. Infanterie am 1. Juli nach Vaux hineinkam, ging es ihr genau so. Jeder Offizier, Sergeant und Unteroffizier hatte eine Karte des Ortes, die ihm genau angab, wohin er mit seiner Kompanie, seinem Zuge, seiner Gruppe, hingehen sollte. Jedes Haus, jeder tiefe Keller war angegeben, selbst der, in dem der deutsche Kommandeur sass. Die deutschen Maschinengewehrnester, die Minenwerfer und Infanteriestellungen waren eingezeichnet. Hauptmann Hanford Mac Nider zum Beispiel marschierte geradewegs nach seiner neuen Befehlsstelle. Man hatte sogar zwei Gruppen abgeteilt, um die beiden Mündungen eines Tunnels zu besetzen, in dem ein Wasserlauf unter der Hauptstrasse entlang ging, und

sicher genug fand man darin eine ganze Anzahl Deutscher, die sich verkrochen hatten. Wenn die Wegnahme von Vaux wie am Schnürchen ging, so war es das Verdienst von G 2 und seinen Karten.

Ein Heer braucht stets Karten, G 2 musste also solche liefern. Der Nachrichtendienst legte sich daher eine Druckerei zu und gab zwischen dem 1. Juli und 1. November 1918 nicht weniger als fünf Millionen Karten heraus. Sie mussten vor allem genau sein und Einzelheiten anzeigen. Da gab es die verschiedensten Arten und Grössen für alle möglichen Zwecke von der mikroskopisch genauen Karte, die jeden Knick in einem Graben und fast jedes Granatloch zeigte, bis zur Übersichtskarte, die ganz Frankreich wiedergab. General Bullards 2. Armee allein gab täglich 33 Terminkarten heraus, deren Stückzahl für die verschiedensten Arten zwischen 50 und 4'000 schwankte. Die meisten Exemplare druckte die Flachdruckerei in Langres im Betrieb der 29. Engineers, die diesen Teil des AEF.-Verlags zu erledigen hatten und in steter Angst schwebten, ein Spion könnte ihre Karten stehlen. Falls es wirklich versucht wurde, geglückt ist es nie.

Es war keineswegs möglich, alle täglich eingegangenen, gesichteten und ausgewerteten Nachrichten auf den Karten zu berücksichtigen. Die Veröffentlichungen von G 2 dagegen stellten vier richtige kleine Tageszeitungen dar. Da war erst die geheime Übersicht über die Kriegslage nur für Generäle und Generalstabsoffiziere, die die wichtigsten Tagesmeldungen über die Deutschen brachte. Dann kam die Nachrichtenzusammenstellung an alle Divisionen, die nur die Westfront behandelte. Sie enthielt Übersetzungen erbeuteter deutscher Dokumente und sonstige Nachrichten. Eine gedruckte Übersicht über den deutschen und alliierten Zeitungsdienst war nur beim GHQ. im Umlauf; zum Schluss kam noch die Luftekundungsübersicht, deren Material unsere Flieger sammelten. G 2 bespitzelte nicht nur die Deutschen, er stellte auch fest, wo etwas bei der AEF. nicht in Ordnung war. Ein Teil von G2B, die Gegenspionage, arbeitete gegen deutsche Spione und Agenten, und G 2 D, Pressezensur und Propaganda, suchte die Deutschen bei jeder Gelegenheit irre zu führen.

Warum trauen Sie Ihren Journalisten?

Warum trauen Sie Ihren Journalisten? fragte Generl Pétain einst einen amerikanischen Stabsoffizier. Wir benutzen sie, aber wir trauen ihnen nicht.

Französische, englische, italienische Kriegskorrespondenten bekamen ihre Begleitoffiziere, die in weitestem Ausmass ihr Kommen und Gehen überwachen, ihren Unterhaltungen mit Generälen und gemeinen Soldaten zuhörten und dann uneingeschränkt deren Telegramme zensurierten. Die einunddreissig bei der AEF. zugelassenen amerikanischen Kriegskorrespondenten waren G 2 D beigesellt und trieben sich nach Belieben herum. Soweit der Bedarf an Neuigkeit und die Kraftwagen-gestellung es zuliessen, assen sie, wann und wo sie etwas kriegen konnten, fragten jeden nach allem Möglichen aus und stritten sich mit ihren Zensoren in einer typisch amerikanischen Weise. Im Anfang ging das Zusammenarbeiten nicht gleich so glatt, denn zunächst roch jeder Zeitungsmensch nach Ansicht der Generalstäbler nach Pech und Schwefel, aber schliesslich erkannten die Offiziere doch, was General Nolan kürzlich in einer Rede auf der Kriegsakademie zum Ausdruck brachte: «Wir hatten einen gewichtigen Grund für unsere offenherzige Behandlung der Korrespondenten. Wir konnten die Nation nicht sehr lange bei guter Kriegsstimmung erhalten, wenn sie nicht wusste, was gespielt wurde.»

Das ist der nach reiflicher Überlegung angenommene kriegs-akademische Grundsatz für den nächsten Krieg. Vor einigen Jahren entstand darüber bei einem Kurse höherer Offiziere eine angeregte Diskussion zwischen früheren Zensoren und Kriegspresseoffizieren der ehemaligen AEF., von denen heute einige in der Praxis Journalisten sind. Das Endergebnis hiess: Im modernen Krieg muss der Höchstkommmandierende der Feldarmee die öffentliche Meinung seines Landes für sich haben, die ihm den Rücken stärkt. Oberst Sweeney, der Verfasser eines Buches über den militärischen Nachrichtendienst, sagte unter anderem:

«In jeder Republik oder unter jeder anderen Art von Regierung, die mit einem Publikum von Zeitungslesern zu rechnen hat, liegt fraglos die Karriere des militärischen Führers in der Hand der Zensur und in der Art, wie sie gehandhabt wird.»

Dies führte seitens eines Hörers zur Frage: «Wird die Zukunft eines Führers nur von seinen Leistungen abhängen oder auch von den Veröffentlichungen, die der Zensor darüber zulässt?» Oberst Sweeney erwiderte; «Sicherlich von ersteren, wenn Sie die Methode, nach der er die Veröffentlichungen behandelt, als Teil seiner Leistungen betrachten.» Im letzten Kriege verlieh die Zensur gewissermassen den Ruhm, manchmal wurde sie mit dementsprechender Absicht ausgeübt. Dabei waren gewisse Grundsätze unvermeidlich, die den Ruhm des Höchstkommmandierenden betonten, wie zum Beispiel, dass es verboten war, ihn in den Depeschen der Kriegskorrespondenten zu kritisieren oder untergeordnete Dienststellen mit Namen zu nennen; Grundsätze, die in der AEF. bis zum letzten Geltung besaßen.

Die Vorschriften der Zensur riefen naturgemäss manchen Kampf zwischen Zensor und Kriegskorrespondent, manchen Kampf um die Freiheit der Presse hervor, aber in Wirklichkeit gibt es so etwas im Kriege überhaupt nicht. Wenn der Krieg durch die Tür eintritt, fliegt die Wahrheit durchs Fenster hinaus.

Hinter der Szene

Im Sommer 1917 bestand die ganze AEF. nur aus einer einzigen halb ausgebildeten Division, die sich zu drei Vierteln aus «Pinseln» rekrutierte. Da wollten die Franzosen mit aller Gewalt General Pershing veranlassen, sie sofort in die Gräben zu schicken, um eine moralische Wirkung zu erzielen. General Pétain nahm eine Parade ab und hielt dann eine Rede, in der er sagte, die Amerikaner seien nunmehr zum Einsatz in der vordersten Linie bereit. Diese Rede wurde in die Telegramme der Kriegskorrespondenten lanciert. Aber als Marschall Joffre die Division besichtigt hatte und von den Amerikanern bei einem Mahl gefeiert wurde, erklärte er (auf Ersuchen!), dass die Amerikaner sich die Zeit des Einsatzes an der Front selbst wählen würden. Die Kriegskorrespondenten gaben diese Nachricht gleichfalls weiter (General Nolan übermittelte sie ihnen) und sie erklärten auch noch, dass General Pershing bestimmen werde, wann er mit seinen jetzt noch unerfahrenen Truppen die Kampfstellung besetzen könne, was er tatsächlich erst einige Monate später tat.

Ziemlich ein Jahr danach hatten wir Truppen genug, um unsere 1. Armee für den Angriff auf St. Mihiel bereitzustellen, aber alle Zeitungen in den Vereinigten Staaten und in Europa druckten Telegramme unserer Kriegskorrespondenten ab, die erst von der Organisation des Stabes der 1. Armee sprachen, der die Operationen der gesamten amerikanischen Truppen im Abschnitt Marne-Quercq-Vesle, einen guten Tagesritt von St. Mihiel, leiten sollte. Als einige Tage später die Korrespondenten diesen Abschnitt verliessen, um sich nach St. Mihiel zu begeben, blieb ein Presseverbindungsmann zurück, der bis zum letzten Augenblick weiter von Meaux aus Telegramme absandte, während die anderen in Nancy bis zum Losbrechen Stillschweigen bewahrten.

Vor dem Maas-Argonnen-Angriff schrieben wir immer von Metz als Teilplan, um die Aufmerksamkeit der Deutschen dorthin zu ziehen, und als der Kampf an der Maas-Argonnen-Linie einsetzte, brauchte der Gegner Tage, um seine bei Metz aufgestellten Reserven heranzubringen.

Die AEF.-Pressezensur strich ihre Vorschriften zum Schluss auf folgenden Grundsatz zusammen: «Erlaubt ist alles, was nicht den Deutschen wertvolle Angaben macht und nicht geeignet ist, den Kampfesmut bei uns und unseren Verbündeten oder das Ansehen zu Hause oder im Ausland zu beeinträchtigen.» Ursprünglich hatten die Zensurvorschriften ausgesehen wie die «vierzehn Punkte».

Briefzensur war eine Sache für sich. Sie diente hauptsächlich der Gegenspionage und der Entdeckung von Verrätereien in unseren eigenen Reihen. Die Zensur der berühmten AEF,-Zeitung «TheStars andStripes» hätte mehr Schwierigkeit gemacht, wären die Herausgeber nicht ihre eigenen Zensoren gewesen. Ein Zensor, Major Guy T. Viskniskki, kam zusammen mit Oberst Campanole und Oberst Frederick Palmer auf diese Idee, weil es während des scheusslichen Winters 1917/18 nicht genug zu zensurieren gab. Der Zeitungsstab aus Offizieren und Mannschaften benützte diese Zeitung als Propagandamittel und auch zum Nachrichtendienst, setzte dem Lehmplatscher im Graben auseinander, was alles zu bedeuten hatte und liess ihn vor allem über seine Mühsale lachen. Da sich das Blatt als kräftige Stütze des Kampfmutes erwies, wurde es von G 2 D begünstigt.

Die offiziellen amerikanischen Kriegsberichte bestanden wie die Stars and Stripes aus einer Mischung von Neuigkeiten und Propaganda. Ein Offizier von G 2 hatte weiter nichts zu tun, als sie auszuarbeiten. Gewöhnlich zeichnete für sie General Nolan, gelegentlich während der Maas-Argonnen-Schlacht Oberst Howell, ab und zu gingen sie an General Pershing. Einmal, am Ende des siegreichen zweiten Tages von St. Mihiel schrieb Pershing den Bericht selbst, zum Teil wohl darum, weil in der ersten Besichtigung des von General Nolan besonders besuchten Schlachtfelds die vorläufige Nachricht etwas zu zahm ausgesehen hatte. Aber selbst jetzt gab der General seinem Bericht noch solche Fassung, dass er die Deutschen im Unklaren hielt.

Die AEF. war das Heer, das in der Geschichte bisher die beste Reklame für sich gemacht hat. An die tausend Schriftsteller besuchten sie dann und wann, von denen 31 als beglaubigte und 411 als besuchende Korrespondenten eingetragen waren. Alle waren bis zu einem gewissen Grade auf die Communiqués angewiesen, aber die sagten niemals die ganze Wahrheit. Sie gaben unsere Lesart oder wenigstens die, die für die Deutschen, unsere Verbündeten und unsere eigenen Leute gut war. Was sie sagten, war gewöhnlich ziemlich wahrheitsgetreu. Was sie nicht sagten, das war eine andere Sache. Wahrscheinlich waren die amerikanischen Tagesberichte ebenso zuverlässig wie andere, vielleicht noch mehr. Werbearbeit gehört heute zum Kriege.

Die G-2-D-Propaganda wurde mit der Zeit besser und besser, und in den letzten drei Kriegsmonaten spielten die Amerikaner in dem umfassenden, klugen Pressefeldzug des verstorbenen Lord Northcliffe die wichtigste Rolle. Um diese Zeit warfen wir hinter der deutschen Front vom Flugzeug aus drei Millionen Flugblätter ab, ausserdem benutzten wir vier Pfund schwere Pilotenballons von 3 Meter Länge mit einer langsam brennenden Zündschnur, die sich zum Abwurf von Propagandablättern einrichten liess. Die Franzosen hatten für diesen Zweck unter anderem als Sondergeschoss eine hohle 75-mm-Granate, die sie mit Flugblättern gefüllt in die deutsche Front schossen.

Ein grosser Teil der von Engländern und Franzosen so gut wie von Amerikanern getriebenen Propaganda war ameri-

kanischen Ursprungs, so zum Beispiel die Reden und Noten des Präsidenten Wilson über den Frieden und die Notwendigkeit einer demokratischen Regierung in Deutschland. Wir sandten eine amtliche Widerlegung des Gerüchts hinüber, wonach wir unsere Gefangenen umbringen sollten und die Deutschen sandten die gleiche Erklärung, jeder um die Desertion beim anderen zu ermuntern. Unsere besten Ergebnisse hatten wir beim Übersenden eines allgemeinen, durch General Pershing unterzeichneten Befehls, der anordnete, dass deutsche Gefangene die gleiche Ration wie die amerikanischen Fusser bekommen sollten. Gar viel unterernährte Deutsche, die überliefen oder sich ohne viel Gegenwehr ergaben, zogen diese Drucksache gewissermassen als Verpflegungsbescheinigung aus der Tasche.

Hindenburg und Ludendorff taten ihr Möglichstes, um unsere Propaganda zu bekämpfen und erliessen strikte Befehle, dass Flugblätter abzugeben seien. Zivilisten erhielten hundert Mark Geldstrafe, wenn sie bloss welche aufhoben. Auf diese Art brachten sie im Mai 85'000, im Juni 25'000 und im Juli 300'000 Stück zusammen. Wieviel ernsten Schaden die Flugblätter anrichteten, sieht man aus dem Truppenbefehl des Generals von Hutier vom 29. August 1918, den die Amerikaner erbeuteten. Er wurde neuerdings wieder in dem Buch über Lord Northcliffe von R. Macnair Wilson angeführt: «Der Feind hat ein Ministerium für die Zerrüttung der deutschen Moral gegründet, an dessen Spitze er **den grössten Schurken der ganzen Entente, Lord Northcliffe, stellte. Northcliffs Methode an der Front besteht darin, durch Flieger eine stets wachsende Zahl von Flugblättern und Drucksachen zu vertreiben. Briefe deutscher Kriegsgefangener werden in der himmelschreiendsten Weise gefälscht, Abhandlungen und Aufsätze, in denen die Namen deutscher Dichter, Denker und Staatssmänner gefälscht sind, werden zusammengebraut und so dargestellt, als ob sie in Deutschland gedruckt wären. So tragen zum Beispiel manche den Titel der Sammlung «Reclam», während sie in Wirklichkeit aus der Northcliffe-Presse stammen, die zu diesem Zwecke Tag und Nacht in Betrieb ist. Zum Glück vergisst Northcliffe, der Minister für die Zerstörung der deutschen Kriegszuversicht, dass deutsche Soldaten weder Neger noch Hindus, noch ungebildete Franzosen, Engländer oder Amerikaner sind, die derlei Machinationen nicht zu durchschauen vermögen. Wir müssen un-**

sere Leute über diese schamlosen Versuche aufklären und ihnen klarmachen, was unsere Feinde sich davon versprechen und was auf dem Spiele steht. Sammelt alle Drucksachen und Flugblätter und liefert sie eurem Kommandeur zur Weitergabe an die oberste Heeresleitung ab, die daraus wertvolle Schlüsse über die Ziele und Absichten des Gegners ziehen kann. So helft ihr der Führung und bringt die Stunde des Sieges näher.»

Höhere Künste – Kniffe und Pfiffe

Es gab noch eine andere Art Propaganda, die man als «höhere Kunst» bezeichnen konnte. Die Franzosen verstanden sich gut darauf. Sie bestand darin, eine nicht ganz richtige Lesart von Ereignissen zu geben, um bestimmte Wirkungen in der Bevölkerung auszulösen. Als unsere 1. Division im Frontabschnitt in der Pikardie eingesetzt wurde – das war der Name einer Gegend, den der Zensor schätzte, weil er so hübsch und unbestimmt war –, zogen die Franzosen daraus den grösstmöglichen propagandistischen Nutzen. Sie meldeten, eine der neuen Formationen habe ruhmreich den Angriff eines deutschen Bataillons zurückgeschlagen, womit sich das Vertrauen zu den Amerikanern als zu Recht erweise. Es hat nie ein solches Gefecht gegeben, aber bis zum heutigen Tage hat auch kein Mensch den wahren Begriff davon, wieweit Propaganda mitwirkte, um Château-Thierry zu dem amerikanischen Schlagwort zu machen, das es auch heute noch nach elf Jahren geblieben ist.

Die erste erfolgreiche deutsche Grabenunternehmung gegen amerikanische Truppen gab uns gleich eine deutliche Lektion in Propaganda. Die Deutschen sollten für den ersten, der einen Amerikaner gefangen nahm, eine beträchtliche Belohnung ausgesetzt haben. Ob die Geschichte wahr war oder nicht, auf alle Fälle tat ihr Erscheinen in amerikanischen Zeitungen 1917, als die meisten Amerikaner noch nicht so recht rot sahen, gute Wirkung. In der Nacht des 2. November kamen an hundert Deutsche herüber, um sich die Belohnung zu holen, stürmten unsere Gräben nahe bei Arracourt in Lothringen, schleppten zwölf Mann vom 16. Infanterieregiment der 1. Division mit sich und liessen drei Tote und viele Verwundete zurück.

Diese Unternehmung verursachte unter höheren Dienststellen grosse Erregung. Alle möglichen Leute, der Kronprinz einbegriffen, befragten diese Gefangenen, und stellten ihnen die unglaublichsten Fragen über amerikanische Kriegsziele, Pläne und Absichten. Die Zwölf entwickelten eine abgrundtiefe Unwissenheit, vielleicht gehorchten sie dabei ihrem Befehl, vielleicht kam es daher, dass sich auch 1917 ein grosser Teil der Amerikaner selbst im Unklaren war, weswegen ihr Land in einen europäischen Krieg verwickelt war.

«Warum kämpft ihr Amerikaner gegen uns Deutsche?» wurden sie gefragt. «Um Elsass-Lothringen für Frankreich zu befreien», erwiderten die Amerikaner. «Was ist denn Elsass-Lothringen?» fragten die Deutschen, «Schätze, 's wird wohl ein grosser See irgendwo in der Nähe hier sein», antworteten die Fusser.

Noch mehr der Art stellte sich da heraus. Die meisten der Gefangenen waren unbekümmerte aktive Soldaten von der Texasgrenze, die sich als Freiwillige gemeldet hatten, um sich den «Spas anzuzeigen». Sie wussten nichts von Diplomatie oder der Sicherung der Welt durch Demokratie. Der Bericht über die mit ihnen geführte Unterhaltung samt Lichtbildern verursachte beim Eintreffen der deutschen Zeitungen bei G 2 finstere Niedergeschlagenheit. Das konnte nicht so weitergehen. Das Heer musste erfahren, was es mit dem Kriege auf sich hatte. Unklarheit darüber schuf der deutschen Propaganda ein Schlupfloch, durch das sie später einzudringen suchte. Aber um diese Zeit hatten die Gegenmassregeln schon ihre Wirkung getan. Die Kampftruppen waren durch Ansprachen und Drucksachen so weit bearbeitet, dass sie wussten, wofür sie kämpften.

Auch wieder durch deutsche Berichte und auch auf andere Weise fanden die amerikanischen Generäle heraus, dass ihre Leute in Frankreich um jene Zeit nicht blutdürstig genug waren. Sie hegten noch keinen Hass gegen die Hunnen und hatten nicht herausgefunden, dass der Krieg eine Hölle ist. Als später die 1. Division ihren Frontabschnitt besetzte, wurde ihr ein Tagesbefehl von Generalmajor R. L. Bullard vorgelesen, in dem dieser sie daran erinnerte, dass einem der drei Infanteristen, die bei dem vorerwähnten deutschen Er-

kundungsvorstoss gefallen waren, der Hals durchgeschnitten gewesen sei!

Der «Hunne» war also ein schlimmerer Feind als der wildeste Filipino». Daraufhin schliffen die Fusser schleunigst ihre Grabenmesser. C'est la guerre!

Seit der Krieg vorbei ist, führt G 2 ein ruhiges Leben. Kürzlich entfuhr einem Kriegs-Nachrichtenoffizier der Seufzer: «Meine ganze Arbeit besteht jetzt darin, den Schriftstellern Auskunft zu geben.» Sogar der Name erscheint nur noch halb-offiziell, denn die durch Oberst Stanley H. Ford geleitete Organisation gilt heute als Military Intelligence Division (Militärische Informationsabteilung). Aber wenn man etwas über ein anderes Land wissen will, dann gibt die MID. gewöhnlich Auskunft. Genau wie General Churchill konstatiert hat, ist die MID. jederzeit imstande, betreffs jeden Landes auf die Frage zu antworten; «Wie ist die Lage heute», und «wie wird die Lage künftig sein?» Die Stelle ist mehr als nur eine Informationssammelstelle, Ihr von Oberstleutnant C. H. Mason aufgestellter strategischer Nachweis gibt von jedem fremden Lande, über das man im Bilde sein muss, über nicht weniger als 484 Punkte Auskunft, Die strategische Abteilung beliefert die Operationsabteilung des Generalstabs mit Nachrichten, die sich in künftigen Kriegsfällen als nützlich erweisen werden. Sobald einer ihrer Kriegspläne angenommen ist, erhält diese Abteilung die wichtige und anregende Aufgabe, ihrerseits den bösen Feind zu spielen. Dann kritisieren sie ihren eigenen Plan unter dem Gesichtspunkt des Gegners.

* Na, also!

II. Teil

Der heimliche Zweikampf

Spione gegen Spionageabwehr in der AEF.

In der Nacht des 27. Mai 1918 fühlten sich die deutschen Horchposten im zerschossenen französischen Dorfe Cantigny so wohl, wie man sich eben in der vordersten Stellung fühlen kann. Drüben die amerikanischen Gräben jenseits von Niemandsland schienen ruhig und friedlich. Selbst die dort so reichliche Artillerie war fast ganz still. An diesem Tage hatte der Kronprinz den neuen alliierten Generalissimus Foch überrascht und war unter Durchbrechung der französischen und englischen Front vom Chemin des Dames gegen Paris vorgestossen. Ein gutes Tagewerk! Deutschland konnte vielleicht doch noch den Krieg gewinnen, 'ehe allzuviele von den verdammten Amerikanern ankamen. Deren 1. Division drüben jenseits von Niemandsland schien heute Nacht reichlich gedrückt.

Da fiel einem grauen Feldwebel die herabhängende Weichselholzpfefe, deren Glut er mit der Hand verdeckte, aus den Lippen, und er lehnte sich unter Anspannung jedes Nervs und Muskels vor, zum Alarmschlagen bereit. Drüben hatte er in der Dunkelheit der amerikanischen Stellung Lichtblitze gesehen, er hörte Schüsse. Da, auch ein Schrei! Dann wieder Stille.

«Was war das?» fragte ein herbeieilender Kamerad. Beide spähten und lauschten, aber sie sahen und hörten nichts mehr. Minuten vergingen, wieder Minuten. Die erste Andeutung der Dämmerung zeigte sich in grauem Nebel, und mit einem Gefühl der Erleichterung begann ihre Anspannung nachzulassen. Ein nervösgewordener Wachtposten hatte wohl Trugbilder gesehen – man brauchte sich darüber weiter keine Gedanken zu machen. 16 Minuten vor 6 Uhr zeigten die Uhren beim

Schein der Streichhölzer, die ruhig vergangene Nacht ging zu Ende.

Aber sie sollten das Tageslicht nicht mehr zu sehen bekommen. Mit dem Krachen und Brüllen des jüngsten Tages legten hinter der amerikanischen Front Hunderte von Geschützen los, schleuderten einen Orkan berstender Granaten herüber und machten aus Cantigny einen Ort, in dem niemand ausserhalb der Deckung am Leben bleiben konnte. Hinter der Feuerwalze kamen unsere Lehmpatscher, 3'000 tolle Feuerfresser vom 28. Infanterieregiment, die zum erstenmal in ihrem jungen Leben über den Grabenrand kletterten, schwärmten durch Cantigny und bajonettierten, was sich nicht ergeben wollte. Der erste rein amerikanische Angriff des Weltkriegs endete mit einem vollständigen Siege.

In der Finsternis des Schlachtfeldes

Damit das gelingen konnte, hatten die Amerikaner einen anderen Sieg errungen, ehe ein Geschütz feuerte oder ein Lehmpatscher aufsprang. Dieser andere Sieg war nicht im offenen Kriege errungen, dem die Welt zusah, sondern in jenem anderen im Schatten, den nur wenige kannten, Leute, die nie davon sprachen – im lichtscheuen Krieg zwischen Spionage und Gegen-spionage.

Bis zum heutigen Tage blieb unbekannt, was sich eigentlich damals in den amerikanischen Gräben zutrug. Wenige hörten davon, dass die dunkle Gestalt eines Mannes in amerikanischer Uniform und mit amerikanischem Stahlhelm, die etwas unter ihrem Ölrock krampfhaft verborgen hielt, um eine Schulterwehr des vordersten Grabens herum durch eine kleine Ausfallrampe nach Niemandsland hinausschlich. Wenige wissen von zwei anderen dunklen Gestalten in ähnlicher Kleidung, die ihr folgten und sich hinter der Schulterwehr verbargen, bis ihre Beute wirklich nach Niemandsland hinauskletterte und vornübergebeugt in den Nebel hineinlief, geradewegs auf die deutschen Gräben zu. Da sprangen beide an die Brüstung. «Halt!» rief der eine grimmig und nochmals «Halt!»

Gleich darauf: «Hol ihn!» Pistolenschüsse blitzten, gerade am Rande des Drahtverhaues hielt der Flüchtling an, schrie einmal laut auf, fiel und blieb liegen. Seine Verfolger krochen hin und sahen ihm ins aschgraue Gesicht. «Den haben wir

gekriegt!» flüsterte einer grimmig, «in den Rücken geschossen.» Der andere nahm den Gegenstand, den der Erschossene unter dem Ölrock verborgen hatte.

«Die Grabenchiffre!» sagte er.

So kam es, dass die Deutschen die Warnung vor dem bevorstehenden Angriff nicht erhielten, die der Sergeant der 1. Division ihnen in der Nacht zuvor zu bringen suchte und so endete dieser Sergeant, mögen die offiziellen Berichte darüber sagen, was sie wollen. Grosse amerikanische Verluste wurden durch diesen Vorfall vermieden, und Cantigny steht in unserer Geschichte als rasch, sicher und erfolgreich durchgeführter Angriff verzeichnet. Im Geheimkrieg stand der Ausgang manchmal auf des Messers Schneide.

Der geheime Krieg war nicht weniger weitreichend oder verwickelt als der offene Weltkrieg. «Von den Enden der Welt, zu den Enden der Weit'« trieben seine Agenten ihr endloses Spiel und suchten nach Nachrichten, wichtigen wie unbedeutenden, die sich irgendwie in das ewige Zusammenlegenspiel mit dem Titel «Welche Absichten hat der Gegner?» einpassen liessen.

Im Kampfe gegen den deutschen Geheimdienst standen die weniger berühmten, aber genau so wirkungsvollen Geheimorganisationen der Alliierten Schulter an Schulter. Die Franzosen, die seit fünfzig Jahren auf ihre «Revanche» hinarbeiteten; die Briten, deren Dienst, grösstenteils erst im Kriege entstanden, dennoch viele bemerkenswert begabte Leute umfasste, die ihre Arbeit als Ehre betrachteten; die opferwilligen Belgier; der umfassende kaiserlich-russische Dienst, den die Amerikaner nach der bolschewistischen Revolution teilweise für ihre Zwecke benutzten; und schliesslich als Neulinge die Amerikaner, von denen volle 50'000 irgendeinem Zweige der Geheimerarbeit in Europa dienten. Und dennoch bleibt diese Tatsache wie manche andere ebenso unbekannt, wie die von ihnen geleistete Arbeit.

Wer hat damals oder seitdem gehört, was der amerikanische Geheimdienst im Ausland vollbrachte? Einige seiner Taten waren von höchster Wichtigkeit, andere waren aufregend, einige sogar ergötzlich, aber fast alle verdienen Interesse,

* Bezieht sich auf eine Stelle aus Rudyard Kiplings Gedicht «Der Spionsmarsch» («The Spie's March»).

sei es von Seiten des patriotischen Amerikaners, des Kriegswissenschaftlers oder des Verehrers geheimnisvoller Geschichten. Nunmehr ist die Zeit gekommen, da man die wahren Geschichten von G 2 erzählen darf, von dem staunenswerten Korps der IP.*, von den «Stillen Beobachtern», die, unbergwöhnt von der übrigen AEF» zu der sie gehörten, ein Heer im Heere bildeten.

Ich spreche hier nicht von der MP.**, «die den Krieg gewann», oder von der DCI.***, den Kriminalbeamten; nein, hier handelt es sich um jene Leute, die in Feindesland Späherdienste taten und seine Spione überwachten, die unseren Geheimdienst leiteten und den Krieg im Dunkel wagten, Einsatz in diesem Spiel waren stets Menschenleben, manchmal zu Tausenden. Den Ausgang der Schlachten, das Geschick von Völkern konnte eine durchgeschmuggelte Chiffrenachricht auf Seidenpapier entscheiden.

Unser Geheimdienst in Europa

Selbst das Wenige, das bisher über unseren Geheimdienst in Europa veröffentlicht wurde, ist fast durchweg erdichtet. Die ganze Wahrheit lässt sich auch niemals erzählen. Wollte man die Berichte dieses Geheimdienstes veröffentlichen, dann wäre das das einfachste Mittel, um über unserem Lande und über anderen dazu einen Sturm von Bitterkeit und Hass, von Argwohn, Skandal und Elend zu entfesseln. Kein Wunder daher, dass viele dieser Berichte vernichtet worden sind und dass alle Regierungsbehörden, die solche Büchsen der Pandora besitzen, die Deckel luftdicht dar-aufnageln lassen.

Gleichwohl darf man einiges von den Begebenheiten erzählen, die sich in diesem Geheimdienst zutragen. Unser verhältnismässig naiver, manchmal dilettantischer aber unendlich begeisterungsfähiger Nachrichtendienst stellte sich dabei gegen die deutsche Organisation, die ihm in allen Schlichen und Künsten dieses abschüssigen Ge-

* IP. Intelligence Police – Kundschaftspolizei, Nachrichtenpolizei.

** MP. Military Police – Militärpolizei.

*** DCI. Kriminalabteilung der Criminal Investigation Department.

werbes hochgelehrt erschien und grau durch Alter und Bösartigkeit* war.

Wir waren kaum in den Krieg eingetreten, da waren die Deutschen schon viel emsiger als während unserer Neutralität hinter uns her. Wir mussten zuerst eine Verteidigungsorganisation aufbauen. Aber in Kriegszeiten ist es leichter, die gegnerische Spionage zu vereiteln als selbst erfolgreich zu spionieren. Aus diesen und ähnlichen Gründen gelang uns mehr in der Spionageabwehr als in der aktiven Spionage. Die Deutschen wollten die etatsmässige amerikanische Expeditionarmee verschwinden lassen, ehe sie auch nur einen Fuss auf französischen Boden setzte. Zwei der drei Transporte der 1. Division der AEF. wurden vor der französischen Küste von U-Booten angegriffen. Die Angriffe wurden zurückgewiesen und die Truppen gelangten teilweise durch Verdienst des amerikanischen Geheimdienstes an ihren Bestimmungsort. Unmittelbar nach Kriegsbeginn hatten wir eine Marinezensurstelle für ankommende und abgehende Kabeltelegramme eingerichtet. Diese hielt ein Kabeltelegramm nach Amsterdam an, das Preisstellung für verschiedene Mengen von Spinnmaschinen einforderte und zwar entsprachen die Stückzahlen genau den Regimentsnummern der Transporte und fast genau der Iststärke jedes Regiments. Den Empfänger in Amsterdam hatte man bereits in Verdacht, Deckmantel für eine Nachrichtenvermittlungsstelle des deutschen Geheimdienstes zu sein. Der Absender des Kabeltelegramms, der in Brooklyn ein kleines Exportgeschäft trieb, stand schon auf der Liste der den Alliierten Verdächtigen. Er behauptete, er kabele im Auftrage einer südamerikanischen Firma, die sich mit Holland wegen der britischen Zensur der über England geleiteten Nachrichten nicht in Verbindung setzen könne. Seine ganze Erzählung klang so unwahrscheinlich, dass er während des Kriegsrestes interniert wurde. Während die U-Boote der Deutschen versuchten, amerikanische Transporte zu torpedieren, pflanzten die deutschen Geheimagenten Bomben in amerikanische Schiffe, die aus unseren Häfen ausliefen, gerade so, wie sie solche bisher in die Schiffe unserer Verbündeten eingebaut hatten. Unter Berück-

* Bösartig ist der Geheimdienst nach Ansicht des Verfassers und vieler ehemaliger Gegner nur, wenn es sich um die deutsche Seite handelt.

sichtigung aller Angaben müssen sie mindestens fünfzigmal allein im Neuyorker Hafen Erfolg gehabt haben. Trotz aller Vorsichtsmassregeln schafften sie Bomben in die Kohlen von zwei amerikanischen Truppentransporten, die dann auf hoher See Feuer fingen. Sie versuchten den alten deutschen Postdampfer «Kalb» in die Luft zu sprengen, der als Transportschiff wiederholt den Atlantic mit einer Kurbelwelle kreuzte, die durch deutsche Sabotage zu vier Fünftel* durchgesägt war, was notabene niemand bemerkte, bis es erst nach dem Kriege festgestellt wurde. Verschiedene britische Trampdampfer gingen nach der Ausfahrt aus Neuyork auf hoher See in die Luft. Noch weit mehr gerieten durch deutsche Bomben in Brand, besonders durch eine spezielle chemische Art, die sich nach Abfahrt des Schiffes durch langsam ätzende Schwefelsäure entzündete. Diese Sorte war viel gefährlicher als die Bomben mit Uhrwerk, die man beim Nachsuchen oft ticken hörte. Häufig waren die deutschen Bomben klein, mit Teer beschmiert und so geformt, dass sie den Kohlenstücken glichen, unter denen sie verborgen waren.

Die 1. Divison war kaum in St. Nazaire gelandet, als die noch jeder Spionageabwehr baren Amerikaner von den Franzosen hörten, dass deutsche Agenten Inseln und Buchten der Loiremündung benützten, um unsere Lehmputscher auszuspionieren. Von da an wussten wir, dass sie uns jeden Schaden zufügen würden, der ihnen möglich war. Sei es nun, dass sie Steine und Sand in die Lokomotivachsbüchsen taten, dass sie Akten und Pläne stahlen oder aus unseren harmlosen Stümpfern von Soldaten durch Alkohol, Weiber oder sogar Rauschgifte Informationen herauslockten. Was der deutsche Nachrichtendienst bereits geleistet hatte, diente uns zur Warnung!

Die Verführung amerikanischer Flieger zum Koksen

Kein Wunder! stellte sich doch heraus, dass die Deutschen versuchten, die amerikanischen Flieger zum Genuss von Rauschgiften zu verführen. Man entdeckte eine regelrechte Verschwörung, die auf verschiedenen amerikanischen Flug-

* Nur ein wenig angesägt, genügt auch; aber die Amerikaner tragen gerne etwas dick auf. Alles in allem, ein Beweis für die Güte des deutschen Materials.

feldern in Frankreich Filialen unterhielt, so namentlich bei Tours, dem Hauptersatzdepot. Die verwendeten Waffen waren das liederliche Paar: Kokain und Weiber. Beute waren unsere jungen Flugschüler, die sich eben erst an die Luft gewöhnen sollten und täglich ihr Leben wagten, wobei sie alle Augenblicke einen Kameraden abstürzen sahen.

Die Methode war teuflisch einfach. Die Weiber, einige darunter Französinen, alle aber gänzlich haltloses Volk, warfen sich den Amerikanern abends in den Weg, wenn diese nach des Tages Anstrengung Erholung suchten. Sie zeigten ihnen den Weg zu Orten, wo sie die *pauvres garçons*, die armen Jungen, wegen ihrer verzerzten Gesichter und zuckenden Nerven bedauerten und Alkohol bringen liessen. Manchmal war das Getränk bereits mit dem Gifte versehen, häufig bildete es nur den Auftakt für das Pulver, das «*bon slipp, hein?*»* versprach. Ehe sie es recht wussten, waren bereits eine ganze Anzahl Flieger Sklaven des Giftes geworden und konnten das leidenschaftliche Verlangen, das seine ersten tödlichen Vorstösse gegen physische und moralische Widerstandskraft machte, nicht mehr überwinden. Das war es, worauf die Deutschen hofften.

Sie lieferten diese schlimme Munition des Geheimkriegs an eine ebenso schlimme Vertriebsgruppe, die alle nötigen Erfahrungen im Rauschgifthandel besass. Als der amerikanische Geheimdienst seine Ermittlungen der französischen Polizei weitergab, erkannte diese in den Mitgliedern der Gesellschaft berüchtigte Verbrecher.

«Das ist eine sehr ernste Angelegenheit», sagten die Franzosen, «da dürfen wir kein Risiko auf uns nehmen.» Daraufhin lungerte eine ganze Gruppe ihrer Kriminalbeamten in einem Aufzug, den sie als Verkleidung betrachteten, in dem kleinen Café herum, in dem ein amerikanischer Geheimagent eine Zusammenkunft mit einigen der Rädelsführer vereinbart hatte. Aber die Herren Rädelsführer setzten auch nicht einen Fuss über die Türschwelle. Ein Blick auf die «Verdeckten» und fort waren sie. Hernach gehörte lange Zeit dazu, um sie zu stellen. Aber es gelang.

* Französisch-englisches Kauderwelsch: *bon* – *sleep*. (Willst du gut schlafen, he?)

Miss Cavell

Rücksichtslosigkeit war auch kennzeichnend für den Fall der Miss Cavell, der englischen Pflegerin, die die Deutschen in Belgien hinrichteten. Das war in der Beurteilung der Lage – wenn auch nicht rechtlich – ein Fehlgriff, der ihnen teuer zu stehen kam. Es ist bekannt, dass Miss Cavell Soldaten der Verbündeten zur Flucht verhalf. Weniger bekannt sind aber die besonderen Einzelheiten dieses berühmten Falles*, die auch jetzt in dem kürzlich durch einen Film wieder aufgeführten Streit darüber nicht ans Tageslicht kamen. Die ganze Angelegenheit war viel düsterer und bedeutungsvoller, als allgemein angenommen wird. Am 4. August 1915, ein Jahr nach Kriegsausbruch, wurde Edith Cavell durch Eberhardt und Pinckoff vom deutschen Geheimdienst verhaftet. Pinkkoff hatte vor dem Kriege in Paris Spionage getrieben. Aber der Judas, der sie verriet, war Angehöriger einer angesehenen belgischen Familie, und sein Vater in ganz Belgien bekannt. Der Sohn hatte sich auf die Seite der Deutschen geschlagen, was besonders bei Flamen vorkam, und hatte das Café an der deutsch-holländischen Grenze entdeckt, das als Rendezvous für Miss Cavells «Untergrundbahn» diente. Seine Angaben veranlassten die Nachforschungen. Ein deutscher Agent namens Engel, ein ehemaliger Jockey, war es, der Miss Cavells zahlreiche Alliiertenhelfer entdeckte, deren Tätigkeit gegen die Besatzungstruppen glatte Spionage darstellte. Am 31. Juli griff er Henri Baucq, gelegentlich Brocque genannt, der unter seinem Spitznamen «Fromage» (Käse) 5'000 Exemplare der berüchtigten belgischen Geheimzeitung «La Libre Belgique» verteilte. Andere wurden eingebracht, so die Gräfin von Belleville und eine Frau von Cambrai. Soweit hatten die Deutschen zwar allerlei Verdacht, aber sie wussten verhältnismässig wenig. Dann begann ein scharfsinniger Kampf, um zu sehen, wieviel sie herausfinden konnten.

Er endete mit einem der wichtigsten Siege der Deutschen im geheimen Kriege. Cavell und Genossen wurden durch den früheren deutschen Polizeibeamten Goldschmidt einem Kreuzverhör unterworfen. Ihre Unterhaltungen wurden von Dikto-

* Siehe auch H. Berndorff, Spionage, Seite 238 und Folge: Der Tod der Edith Cavell.

graphen heimlich aufgenommen und Spitzel waren ihre Haftgenossen in der Zelle. Standhaft weigerten sich alle, auszusagen oder ihre Genossen zu verraten, mit einer einzigen Ausnahme: die Frau aus Cambrai gestand, und so wurden dann am 11. Oktober 1915 Miss Cavell und Henri Baucy ins Freie geführt, an Pfähle gebunden und erschossen. Der alliierte Geheimdienst berichtet von ihr, dass sie nicht ohnmächtig wurde, sondern mutig starb. Pinckoff erhielt das Eiserne Kreuz, Engel eine Geldsumme.

Aber damit war die Angelegenheit nicht zu Ende. Geduldig verfolgten die Deutschen die Spur, die ihnen die Frau aus Cambrai gewiesen hatte. Die Aufgabe war nicht so schwer, als es scheinen mochte, da die Spur sich nicht wie sonst bei Geheimfällen verlor. Die meisten Mitglieder des französischen Nachrichtendienstes in Belgien kannten einander als Spione – eine fatale Schwäche. Wenn erst einmal einer von ihnen sprach, dauerte es nicht lange, und ihnen allen folgten Tag und Nacht Schatten, die nur auf das Lösungswort harrten. Monatelang fiel dieses Wort nicht. Die Deutschen warteten ihre Zeit ab. Erst im Februar 1916, als sie den grossen beinahe erfolgreichen Angriff auf Verdun unternahmen, löschten sie dem französischen Geheimdienst in Belgien mit einem Schlag die Augen aus. Sie führten das grösste Kesseltreiben des Krieges auf Spione durch und fingen 800 Franzosen und Belgier; 179 davon wurden zum Tode verurteilt und 66 standrechtlich erschossen, wie die deutschen Anschläge in ganz Belgien verkündeten.

Monatelang kämpften die Franzosen halb blind vor Verdun eine der verzweifeltsten Schlachten des Krieges. Sie wussten von dem, was hinter dem grossen westlichen Abschnitt der Front vor sich ging, nicht mehr, als was sie von den Engländern hörten, deren Agenten ungestört weiterarbeiteten und einander zum grössten Teil völlig unbekannt waren. Darin lag die vielleicht etwas grimmige Genugtuung für die Alliierten.

Das Geschick des Verräters

Der Verräter, der für all das verantwortlich war, setzte seine Tätigkeit fort. Aber er hatte unter den loyalen Belgiern Verdacht erregt. Eines Nachts, als er sein Haus betrat, fragten

ihn zwei Männer, wieviel Uhr es sei, und als er zur Uhr griff, schossen sie ihn nieder. Erst um 11 Uhr am nächsten Vormittag benachrichtigte die belgische Polizei die Deutschen. Das brachte einen Beamten der belgischen Polizei ins deutsche Gefängnis. Er hatte versucht, den Henkern Zeit zum Entkommen zu geben, aber der eine davon, dessen Namen der Autor auch heute noch nicht nennen will, hatte sich aus irgendeinem Grunde bewogen gefühlt, dem Leichenbegräbnis beizuwohnen. Dabei wurde er gefasst, wieder durch Verrat. Man nimmt an, dass er später hingerichtet und der andere Gesuchte eingekerkert wurde. Die Franzosen brauchten aber beinahe den ganzen Rest des Krieges dazu, um ihren Geheimdienst in Belgien wieder zu organisieren.

Dieses von Elend erfüllte kleine Land war einer der wildesten Schauplätze des Geheimkrieges. Wahrscheinlich waren mehr Belgier als Angehörige einer anderen Nation in der einen oder anderen Art Spione, die den Verbündeten Nachrichten sandten, den Deutschen Ungelegenheiten bereiteten, schmuggelten, Briefe nach Holland schafften usw. Gelegentlich mussten auch alte deutsche Landstürmer auf Posten für ein paar Mark ein Auge zudrücken. Anderenfalls fand man sie tot mit einem Messer im Rücken. Aber nicht alle Belgier leisteten den Alliierten Späherdienste.

Die Bestechung der Flamen, die von den Deutschen Erlösung von der französisch-wallonischen Bedrückung erhofften, war eine der deutschen Methoden, den Geheimkrieg zu führen. Die Flamen versuchten, die belgische Armee zu demoralisieren und ein belgischer General fürchtete wenigstens eine Zeitlang, es würde gelingen. Indessen gingen doch im Dezember 1918, als die Zeit gekommen war, die Flamen so gut wie die Wallonen begeistert aus dem Graben, dem Siege entgegen. Wiederum hatten die Deutschen im Geheimkrieg verloren. Zum Teil waren ihre Methoden dafür verantwortlich. Die Behandlung verdächtiger Spione in Belgien oder im französischen Grenzgebiet durch solche Leute wie die, welche den Fall der Edith Cavell und der heldenhaften Spionin Louise de Bettignies behandelten, war ungerechtfertigt hart*. Kriminalbeamte, Polizeibeamte, Polizeihauptleute, Spitzel,

* Waren die anderen sanfter? Und der amerikanische «Dritte Grad»?

Oberinnen, verstanden sie wohl ein besiegtes Volk zu behandeln? Der verwitweten Mutter des 16 Jahre alten Leon Trulin von Lille machten sie mit den Worten: «Er hat sich seine Suppe selbst eingebrockt, nun muss er sie ausessen!», Mitteilung davon, dass er als Spion erschossen werde. Als der Junge mit dem Rücken an der Wand stand, setzte das Exekutionskommando zweimal die Gewehre ab, damit man genügend Filme aufnehmen konnte, die die übrigen Belgier vom Spionieren abschrecken sollten.

Der wirkliche deutsche Geheimdienst in Europa, nicht dessen Surrogat in den Vereinigten Staaten, war so vielseitig und vielgewandt wie die Tausende von Aufgaben, die er erfüllte, von Handlungen voll Mut und Vaterlandsliebe bis zu ganz verächtlichen Kniffen. Er setzte sich aus Leuten aller Art zusammen. Indessen gab es vielleicht gar keine Einzelorganisation in dem Sinne, in dem viele den «deutschen Geheimdienst» verstanden wissen wollten. Es gab verschiedene deutsche Geheimdienste.

Da war einmal der diplomatische Dienst, der Angaben über die internationale Lage sammelte und besonders die Verbindung zwischen den alliierten Staaten, ihre auswärtigen Filialen und Ziele verfolgte. Diese Abteilung war dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten beigegeben und verwendete viele Leute von Rang und Würden, Neutrale, wenn möglich auch Alliierte, so gut wie Deutsche. Es ist vielleicht eine kleine Übertreibung, wenn man erzählt, dass die freigebige Löhnungsliste dieser Abteilung ausgesehen habe wie eine Seite aus dem Gotha. Haupt dieser Organisation sollte der Kaiser selbst sein, der sicherlich mit einigen dieser Agenten selbst verhandelte; dabei half ihm Matthias Erzberger, der berühmte Führer der katholischen Zentrums- partei, der auf deutscher Seite in den Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen eine grosse Rolle spielte und 1921 ermordet wurde. Ein amerikanischer Agent meinte, Erzberger sei durch einen seiner (des Agenten) Freunde, Baron von Schenck, ersetzt worden, worüber sich eine interessante Geschichte erzählen liesse, wenn der Amerikaner nicht fürchtete, dass man daraus auf seine eigene Person schliessen könnte. Im diplomatischen Nachrichtendienst galt die österreich-ungarische Monarchie als Autorität, aber in der Mili-

tärspionage musste sie den Deutschen den Vorrang lassen. Der deutsche militärische Nachrichtendienst war der vornehmlichste Gegner für den Geheimdienst der AEF. und machte G 2 besonders viel zu schaffen. Während des Krieges war der Einfluss der Nachrichtenabteilung unter den vier Hauptabteilungen am grössten; sie war ein Teil des Grossen Generalstabs, der vom Königsplatz in Berlin ins deutsche Grosse Hauptquartier verlegt wurde. Sie beschaffte die militärischen Nachrichten über die Alliierten und Amerikaner und tat, was sie konnte, ihre Gegner mit geheimen Mitteln militärisch zu schädigen. Die meisten der deutschen Agenten, auf die die AEF. stiess, arbeiteten für die unter General Ludendorff stehende Heeresabteilung, obgleich ihr tatsächlicher Chef Oberst Wilhelm Nicolai war. Auch General Heye, der derzeitige Höchstkommmandierende der deutschen Armee, gehörte zu dieser Abteilung. Man sprach von etwa zehn reisenden Abteilungschefs, regelrechten Meisterspionen, die aufs Beste ausgebildete Offiziere des Heeres waren, mehrere Sprachen fliessend sprachen und im Verstellen von Gesicht, Miene, Gang und Benehmen so erfahren waren, dass jeder wie der Meister in der Schweiz mehrere Persönlichkeiten darstellen konnte. Unter ihnen arbeiteten viele tausend Spione und Agenten aller Art, gute, schlechte, mittelmässige. Der Marinennachrichtendienst, besonders für Angaben, die den deutschen U-Booten auf ihren Fahrten helfen sollten, wurde von einer anderen Organisation am Leipziger Platz in Berlin gesammelt, die auch Agenten in den Vereinigten Staaten gehabt haben soll.

Das Ministerium des Innern in der Mittelstrasse hatte seinen eigenen Geheimdienst, der sich zum grössten Teil mit der Bekämpfung der Kriegsmüdigkeit in Deutschland und mit der Verhütung der Revolution befasste, die schliesslich doch kam. Die Arbeitsweise war schlau und verwickelt. Keine der Organisationen wusste viel von den anderen und was man wusste, war häufig nicht richtig. Wahrscheinlich kannte niemand in allen vier Organisationen, nicht einmal der Chef selbst, mehr als seine eigene Dienststelle. Bestimmt kannte keiner in allen Abteilungen die Persönlichkeiten aller seiner Agenten. Die deutschen Spionagechefs wussten, dass die alliierten Geheimbehörden dauernd versuchten, ihnen auf die Schliche zu

kommen, um ihre eigenen Agenten an die geheimen Orte der Deutschen zu bringen. Sie kannten auch genügend die Schwächen der menschlichen Natur, die sie selbst so klug auszunützen suchten, und so trauten sie niemanden. Ein Fachmann der Alliierten, der während des Krieges die deutschen Methoden heimlich studierte, sagte: Man unterhält dort eine Vielheit von deutschen Abteilungen in diesem Dienstzweig, teilweise, um es den Angehörigen selbst schwerer zu machen, die Geheimnisse des Hauptgetriebes zu erfassen. Dass die Beamten sich so selten treffen und dass die persönlichen Beziehungen zwischen Agenten verschiedener Zweige so beschränkt ist, soll wohl dazu dienen, die Gelegenheit für gefährliche Indiskretionen zu verringern.

Die nichts mehr erzählen

Ein Motto des deutschen Geheimdienstes lautete: «Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss.» Gelegentlich wurde es durch ein anderes ersetzt, das hiess: «Tote sind still.» Natürlich plauderten manche doch noch, das heisst, ehe sie starben, und erzählten Dinge, die oft nutzlos, aber gelegentlich doch so wertvoll waren, dass man die Ausplauderer hinterher gar nicht mehr sterben liess. Die hatten dann mehr gewusst, als die Auftraggeber vermuteten, die sie ans Messer lieferten. Von ihnen und von eigenen Agenten mit Einschluss ein paar mutiger Leute, die in den deutschen Reihen selbst arbeiteten, erhielten die Alliierten ein ungefähres Bild des geheimen Heeres, gegen das sie zu kämpfen hatten. Es schien aus zwei Teilen zu bestehen, dem ziemlich kleinen Elitekorps und der unübersehbar grossen, verschiedenartig zusammengesetzten Linie.

Der ersterwähnte Teil bestand allem Anschein nach aus einer Gruppe, die sich aus hervorragenden, zuverlässigen, sorgfältig gesiebten Leuten zusammensetzte, die wenigstens, soweit Deutschland in Betracht kam, aus der Beamtschaft und den oberen Klassen stammten und gelegentlich das besondere Vertrauen des Kaisers genossen. Der andere Teil bestand aus einer ungleichartig gemischten Masse, die grossen Änderungen unterworfen war. Bei ihr befanden sich die unklarsten Elemente, Methoden und Persönlichkeiten vereinigt. Einige Agenten- oder Spionagezentralen, die wir fest-

stellen konnten, verschwanden plötzlich, ohne Spuren zu hinterlassen. Andere schienen wieder ein unzusammenhängendes und unbeständiges Leben zu führen, das ihre Erkennung schwierig machte. Wieder andere besaßen solche Begabung darin, von Zeit zu Zeit ihr Aussehen zu ändern, dass uns die widersprechendsten Berichte mit einer geradezu niederschmetternden Bestimmtheit zuzingen. Für einen uns in die Hände gefallenen Agenten, der uns verlässliche, umfassende Kunde über eine fast immer sehr beschränkte Zone des feindlichen Arbeitsfeldes gab, lieferten uns hundert andere in jeder Beziehung wertlose Einzelheiten oder sie erzählten uns über einen Leisten geschlagene Geschichten, deren Gemachtheit bis zur Unverdaulichkeit offenbar war.

Das Pech war, dass nicht einmal die höher Gestellten mehr wussten, als absolut nötig war. Es war schwer, an sie heranzukommen, und selbst dann, wenn man sie fasste, erzählten sie wenig oder nichts. Die deutschen Oberspione, das Elitekorps, waren gewöhnlich Leute von grosser Geschicklichkeit und Tatkraft, obgleich ohne allzu enges Gewissen, wenn auch Oberst Nicolai in seinem Buche «Geheime Mächte» erklärt, dass die Chefs eines Geheimdienstes Gentlemen sein müssen, die sich von Grundsätzen leiten lassen, weil sonst die ganze Organisation von unten an fault und zusammenbricht. Als Gründe nennt er die Verführungen und Gelegenheiten zu Unehrenhaftigkeit, die von dieser Art Arbeit nicht zu trennen sind, und den Umstand, dass sich das Gros aus Horden mittelmässiger Agenten zusammensetzt. Die meisten von diesen benützten die Deutschen vielleicht nur zeitweise, um die Aufspürung selbst so geringer Mitarbeiter zu erschweren. Die früher zitierte Autorität der Alliierten sagt:

«Es ist wahr, dass fast alle diese Leute eine Zeitlang unterrichtet wurden und eine oft sehr schwierige Lehrzeit absolvieren mussten. Aber die ihnen beigebrachten Kenntnisse beschränken sich stets auf Sonderaufgaben. Eine andere Anwendung des gleichen Systems lässt sich vielleicht in der Praxis erblicken, gelegentliche Angeber und praktisch alle Reisenden auszunützen, seien sie nun Untertanen eines neutralen oder selbst eines feindlichen Landes. Als Entgelt für die Befragung und die Besorgung von Informationen begünstigt man ihre Durchreise, oder man gibt ihnen Einreiseerlaubnis

und erleichtert ihnen somit ihre Reise. Entspricht so ein mit einem Abenteuer beauftragter Agent den Erwartungen nicht, macht er die gewünschten Angaben nicht oder erfindet er welche, dann schadet das nicht viel. Die deutsche Organisation sieht in ihrer Rechnung einen starken Posten im Passivum vor und rechnet viel weniger auf die Ergebnisse aus der einen oder anderen Nachrichtenquelle als auf die geduldige methodische und fast wissenschaftliche Auslese aus dem unübersehbaren Haufen von Kleinkram, der jeden Tag in Gestalt von Neuigkeiten durch ihre Siebe geht.»

Die Deutschen hatten ihr Spionagenetz in Gestalt von rechtmässigen, modernen Geschäftsfirmen über die fremden Staaten gezogen. Weltbekannte Körperschaften mit internationalen Beziehungen trieben heimlich Spionage für Deutschland. Die Namen von einigen, die den Alliierten verdächtig waren, würden die Amerikaner, bei denen sie gang und gäbe sind, verblüffen. Man argwöhnte, dass eine ganze Masse wertvoller Nachrichten, die sie über die politische, militärische und wirtschaftliche Lage der Welt zu Geschäftszwecken sammelten, mit der linken Hand dem deutschen Nachrichtendienst weitergegeben wurde. Zwei mächtige und wohlbekanntere Organisationen mit Zweigen in ganz Europa wurden von vielen einfach als verkleidete Geheimdienststellen bezeichnet, die von der deutschen Regierung subventioniert waren. Die eine von beiden lieferte geschäftliche Auskünfte und hatte um 1914 in ganz Europa und der Levante an hundert Filialen, deren Archive Hunderttausende von Angaben nicht nur über Geschäftsverbindungen und industrielle Unternehmungen der Welt enthielten, sondern auch über die finanziellen, wirtschaftlichen und militärischen Hilfsquellen jedes Landes Bescheid wussten. Als man 1915 beim Eintritt Italiens in den Krieg die vier Agenturen in Mailand, Turin, Genua und Neapel untersuchte, fand man dort u.a. Angaben über die Werkstätten von Ansaldo und den Ankauf von Waffenpatenten, über die bedeutenderen italienischen Munitionsfabriken und über die Automobilfabriken Fiat und Itala vor. Die deutschen Leiter der italienischen Filialen, teilweise sogar Konsulatsbeamte, räumten Schweizern ihren Platz ein, aber der italienische Geheimdienst machte dem ganzen Geschäft bald ein Ende.

Eine zweite Organisation dieser Art, ein Hotelangestelltenverband, hatte seinen Hauptsitz in Deutschland und seine Zweige erstreckten sich über die ganze Welt einschliesslich der Vereinigten Staaten. Von seinen 20'000 Mitgliedern waren zwei Drittel Deutsche. Diese Unternehmung war nach Ansicht der Alliierten darum so erfolgreich, weil sie ihren Mitgliedern, abgesehen von den Trinkgeldern, doppeltbezahlte Stellen besorgte: Einmal bekamen sie Gehalt und Trinkgelder als Hotelgeschäftsführer, Kellner, Dolmetscher, Gepäckträger, Kassierer, daneben bezogen sie noch ein anderes Gehalt und «Prämien» als Spione und Angeber. Allein in Frankreich waren es ihrer 1'500, mit dem Oberkellner vom Ritz an der Spitze, die alle in den Flüstergalerien des Landes, seinen Hotels, die Ohren gespitzt hielten. Eine andere, ebenso erfolgreiche Organisation war noch ausgesprochener deutsch. Die Alliierten behaupteten, dass derartige Gruppen häufig, mit deutschen Reserveoffizieren im Vorstand, eine Art halb-gewerblicher Hilfstruppe und ein wertvolles Rekrutierungsdepot für den deutschen Geheimdienst darstellten.

Das geheime Heer besass einen eigenen Rekrutierungsdienst mit besonderen Werbern, verabschiedeten Offizieren, Frauen usw., aber meistens als dienstunfähig aus der Armee ausgeschiedenen Offizieren oder Unteroffizieren. Die Rekruten für die gewöhnlichere Spionage bestanden hauptsächlich aus zwei Klassen. Einmal aus wenig patriotischen und charakter-schwachen Personen alliierter Staatsangehörigkeit, die in deutschen oder österreichischen Internierungslagern sassen oder sich in Holland oder in der Schweiz aufhielten. Diese liessen sich nicht nur durch Geldangebote breitschlagen, sondern auch durch das Versprechen besserer Behandlung für Verwandte und Freunde im gleichen Lager gewinnen. Die zweite Kategorie waren die Kriegsgefangenen in den deutschen Gefangenenlagern.

Als die Deutschen einige amerikanische Kriegsgefangene zusammen hatten – sie brachten es auf 3'550 gegen die 48'280 Gefangene, die wir machten – versuchten sie deren Loyalität zu untergraben, um womöglich einige von ihnen als Spione benützen zu können. C. C. Jatho, der so wacker im Rastatter Kriegsgefangenenlager als Geistlicher seine Pflicht tat, er-

zählt davon, dass deutsche Agenten unter den amerikanischen Gefangenen am Arbeiten waren.

Es fragt sich, ob sich Amerikaner zum Verrat bereitfanden und dem deutschen Geheimdienst Vorschub leisteten. Oberst Nicolai verneint es, und soweit dem Verfasser bekannt ist, ist das, wenigstens was den militärischen Nachrichtendienst anbetrifft, die Wahrheit. Aber es gab ja auch noch den diplomatischen Dienst, den Marinedienst und die Behörden des Inneren. Es ist Tatsache, dass verschiedene Offiziere des amerikanischen Nachrichtendienstes argwöhnten, dass wenigstens ein Deutschamerikaner für den deutschen Geheimdienst in Spanien gegen sie arbeitete.

Ein Amerikaner als deutscher Spion

Er hiess Otto P. und war auf den Philippinen erst in der amerikanischen Armee, dann in der Polizei gewesen. Man wusste, dass er wieder in die deutsche Armee eingetreten war, und gerüchtweise hiess es, er sei bei Tannenberg gefallen. Indessen deuteten verschiedene Anzeichen darauf hin, dass er oder jemand, der ihm sehr ähnlich sah und mit den Verhältnissen des amerikanischen Heeres wohl vertraut war, beim deutschen Dienst in Spanien arbeitete. Dieses neutrale Land war in den Plänen der Alliierten von grösserer Bedeutung, als die Aussenwelt vermutete. Seine Bleilieferungen waren nötig, um die Gewehre und Maschinengewehre der Alliierten zu füttern. Die Deutschen versuchten daher diesen Strom auf krummem oder geradem Wege abzulenken.

Es war wichtig, dass Spanien wenigstens neutral blieb. Die Amerikaner waren so sicher, dass ihr heimlicher Gegner Otto sei, dass Major John W. Lang, unser Militärattaché, einst einem vor seinem Madrider Amt stehenden Bettler sagte: «Geh, sag' Otto, er soll dich ablösen; wir kennen dich.»

Der Bettler ging darauf auch richtig seiner Wege. Die Amerikaner in Spanien glaubten bestimmt, Otto sei die «grosse Kanone», von der der deutsche Dienst in Spanien so viel Aufhebens machte; aber kein Amerikaner in Spanien kannte P. von Ansehen. General Van Deman, der ihn kannte, schickte sich daher bereits an, nach Spanien zu gehen, als der Waffenstillstand kam und vielleicht zur rechten Zeit ein Drama verhütete. Es lassen sich auch Spuren von zwei anderen fest-

stellen, die den deutschen Interessen halfen und einigen als Deutschamerikaner bekannt waren: Ein gewisser Bundell in Zürich und ein Mann namens Heintzel, der angeblich 1914 den deutschen Einbruch in Belgien vorbereiten half, doch ist kein direkter Beweis dafür zu erbringen, dass sie gegen die Amerikaner arbeiteten. Wir wissen nicht, ob jener Sergeant, der die Deutschen bei Cantigny zu warnen suchte, mehr war als nur ein gewöhnlicher Verräter. Ein einziger Amerikaner in Deutschland, gegen den unumstösslicher Beweis vorliegt, war weder ein Deutsch- noch ein anderer Bindestrich-Amerikaner, sondern ein waschechter Yankee. Er gehörte aber keinem Geheimdienst an, es müsste denn der sowjetrussische gewesen sein. Von ihm wird später gesprochen.

Es erscheint merkwürdig, dass die Deutschen die AEF. nicht vollkommen mit Spionen durchsetzt hatten, die so lange in den Vereinigten Staaten gelebt hatten, dass sie vom echten Simon-Pure-Amerikaner* nicht mehr zu unterscheiden waren. Der Grund lag wohl teilweise darin, dass unsere Spionageabwehr in den Vereinigten Staaten und in Frankreich gut funktionierte, teilweise auch, dass der Geheimkrieg, besonders der zwischen Deutschen und Amerikanern geführte, mit der deutschen Niederlage endete.

Eine Zeitlang waren sie drüben angriffslustiger als wir, sie hatten zwingenderen Grund, nach Nachrichten zu suchen, und ihre Organisation bestand bereits, unsere dagegen wurde erst geschaffen. Durch deren ganzes Netzwerk funkte ohne Verzug der Befehl: Kundschaftet alsbald die Amerikaner aus!

Die 1. Division war in St. Nazaire gelandet, nachdem die Entsendung einer grossen Armee nach Frankreich angekündigt worden war, und das Komitee des öffentlichen Pressedienstes hatte den Deutschen eine erstaunliche Menge von unseren Plänen erzählt. Über unser grosses Fluggeschwaderprogramm war unter anderem so viel gesprochen worden, dass die Deutschen es mit der Angst zu tun bekamen und, während wir von unseren Tausenden von Flugzeugen redeten, ihre Fabrikation mit Hochdruck beschleunigten, wie wir und unsere Alliierten zu unserem Kummer herausfanden. Der deutsche Generalstab hatte vor dem Entschluss zum un-

* Simon Pure, die Figur eines näselnden Puritaners im alten englischen Lustspiel «A bold stroke for a wife», für den sich der zum Schlusse erfolgreiche Held und Mitgiftjäger einige Zeit mit Geschick ausgibt.

eingeschränkten U-Boots-Krieg angenommen, dass eine richtige amerikanische Armee nicht zeitig genug ausgehoben, ausgebildet und in Europa gelandet werden könne, um den Niederbruch der Alliierten durch allgemeinen Mangel zu verhindern. Gradweise dämmerte die Möglichkeit, dass sich der Generalstab irrte, worauf der geheime Nachrichtendienst seinen Agenten einen Fragebogen sandte, dessen Studium von Interesse ist. Hier folgt die Wiedergabe eines Teiles, der G2B in die Hände fiel:

Welche Linie benützen die amerikanischen Transporte nach Europa und in welchen französischen Häfen sind bisher amerikanische Truppen gelandet worden?

Wie viele Truppen sind in jedem Hafen gelandet worden?

Wie setzten sich diese Truppenkörper zusammen: Gefechtseinheiten? Armierungsbataillone?

In welchen französischen Häfen wird amerikanisches Kriegsmaterial ausgeschifft?

Welche französischen Hafenanlagen werden für die amerikanischen Bedürfnisse besonders erweitert?

Von welchen französischen Häfen werden bessere Eisenbahnlinien an die Front vorgetrieben?

(Die richtige Antwort war: Von keinem! Diese Geschichte wurde von dem schon erwähnten geistreichen Pressedienst aufgebracht.)

Welche Marinestreitkräfte haben die Amerikaner für den Schutz ihrer Landungshäfen in Frankreich eingesetzt?

Wo befindet sich eine amerikanische Operationsbasis in England und Irland?

Werden amerikanische Truppen in Portugal ausgeschifft und ausgebildet? (Wer wohl auf diese Idee gekommen sein mag!)

Die Schilder mit der Aufschrift «Haltet den Mund!», die unsere Lehmplatscher bei der Landung in Frankreich begrüßten, waren also doch nicht grosser Quatsch, wie die Lehmplatscher dachten. Auf jeden Fall fanden die Deutschen alles ziemlich gut heraus. Ihre Schätzung über die Zahl der von Monat zu Monat in Frankreich gelandeten Amerikaner war im allgemeinen genau, sie beruhte auf den Meldungen ihres Geheimdienstes, wurde aber noch durch die terminmässigen Meldungen des amerikanischen Generalstabs-Chefs, Peyton C. March, bestätigt. Diese Terminmeldungen waren eine schreckliche Verletzung gewisser eiserner Grundsätze der militärischen Geheimhaltung, aber in der Praxis taten sie durch

Hebung der Moral bei der alliierten Bevölkerung und durch Entmutigung der Deutschen mehr Gutes, als es schadete, dass sie den deutschen Generalstab über seine falschen Einschätzungen der AEF. aufklärten.

Mehr und mehr kommt der Einfluss ans Licht, den diese Erkenntnis auf das schliessliche deutsche Friedensangebot hatte. Als letzter Beweis dienen die Memoiren von Philipp Scheidemann, einem der Führer der deutschen Revolution und der ihr folgenden Republik. Er berichtet über eine Besprechung Mitte Oktober 1918, in der das Ministerium des Prinzen Max von Baden entscheiden sollte, welchen Weg man bei Waffenstillstandsverhandlungen mit Präsident Wilson verfolgen sollte. Die Minister zogen Oberst Heye vom militärischen Nachrichtendienst zur Beratung bei, um festzustellen, ob Deutschland überhaupt noch eine Aussicht habe, den Krieg zu gewinnen. Es entspann sich etwa folgende Unterhaltung*:

Prinz Max: «. . . Wieviel Amerikaner kommen monatlich nach Frankreich?»

Oberst Heye: «Nach dem Durchschnitt der letzten Monate 250'000.»

General Ludendorff: «Im April, Mai und Juni waren es 350'000,» (Eine Überschätzung; Ludendorff begann die Nerven zu verlieren.)

Reichskanzler: «Wie gross wird die Stärke des amerikanischen Heeres im nächsten Frühjahr sein?»

Oberst Heye: «Die amerikanische Heeresleitung berechnet die Truppenzahl für das nächste Frühjahr mit 2'300'000 Mann « (Es wären bis dahin mehr gewesen.)

Reichskanzler; «Und ist das entsprechende Material da?»

Oberst Heye: «Ja, wenn es so weitergeht wie bisher, kann man damit rechnen. Die Amerikaner sind in ihren Angaben immer wahr gewesen . . .» (Das war, um die Wahrheit zu sagen, eine Schmeichelei.)

General Ludendorff: «Ich habe den Eindruck, ehe wir durch diese Note Bedingungen auf uns nehmen, die zu hart sind, müssten wir dem Feinde sagen: Erkämpft euch solche Bedingungen.»

Reichskanzler: «Und wenn er sie erkämpft hat, wird er uns dann nicht noch schlechtere stellen?»

* Scheidemann, Memoiren eines Sozialdemokraten, 2. Bd., S. 225/6,

Ludendorff: «Schlechtere gibt es nicht.»

Reichskanzler: «O ja, sie brechen in Deutschland ein und verwüsten das Land.»

Die Minister beschlossen darauf, Präsident Wilson mitzuteilen, dass seine Bedingungen für die Anknüpfungen der Waffenstillstandsverhandlungen angenommen seien. Wir können uns also darüber freuen, dass der deutsche Nachrichtendienst mit Hilfe von General Marchs Propaganda wusste, wie weit unsere Anstrengungen für den Krieg vorwärts schritten.

Die Deutschen verloren den geheimen Krieg

Der einzige Erfolg von einiger Bedeutung, den die Deutschen im geheimen Krieg mit den Amerikanern zu verzeichnen hatten, war, dass sie genau über das Anwachsen der AEF. Buch führten. Aber wenn man bedenkt, dass Washington manchmal sogar zum merklichen Missvergnügen von Chaumont aus Propagandagründen Extranachrichten gerade über diesen Punkt der ganzen Welt erzählte, dann war das gar kein besonderer Erfolg. Trotz all seines Rufes verlor der deutsche Geheimdienst den geheimen Krieg.

Oberst Nicolai sagt das und ebenso spricht es Feldmarschall, jetzt Präsident von Hindenburg, in seinen Memoiren aus*: «Unser Spionagedienst lieferte nur ganz klägliche Ergebnisse. Im Kampfe zwischen uns und unseren Feinden unterlag auf diesem Gebiete sogar das deutsche Gold.»

Nicht wenig für diesen Sieg, besonders 1918, ausgegebenes «Gold» kam von Amerika und diente dazu, die geheimen Massnahmen der Alliierten durchzuführen. Wenn die andern den Amerikanern von der Möglichkeit sprachen, einen Schlag zu führen, falls sie nur Geld dazu hätten, bekamen sie es gewöhnlich. Die Ernennung des Marschall Foch zum Oberstkommandierenden einigte die Alliierten nicht nur im offenen Feldkriege, in dem dieser Meister war, sondern auch in jenem geheimen Kampfe, auf dessen Ergebnisse er sich beim Treffen wichtiger Entscheidungen und Massnahmen verlassen musste. Unter Foch bearbeitete im Stillen in Paris eine besondere Sichtungsstelle die Nachrichten über den Feind. Zu dieser Stelle gehörten Abkommandierte von allen verbündeten Nationen, deren Nachrichtendienste ihnen die

* Hindenburg, Aus meinem Leben, S. 288.

militärischen, politischen und wirtschaftlichen Tagesmeldungen zusandten. Sämtliche Informationen wurden zusammengefasst und unter alle Verbündeten verteilt. Die Alliierten sammelten und verteilten auch Neuigkeiten über feindliche Spione und Agenten und schufen eine interalliierte Verdächtigenliste, auf der jeder einzelne Name sorgfältig geprüft wurde. G 2 der Amerikaner gab seine Nachrichten nicht nur an die amerikanischen Dienststellen in Europa und daheim, sondern auch an die Alliierten.

Wenn unsere Organisation der alliierten Spionageabwehr wertvollen Beistand leistete, so konnten wir dagegen wiederum deren Hilfe bei Aufstellung der Organisation nicht entbehren. Bei Schaffung des amerikanischen militärischen Geheimdienstes im Weltkrieg nützten uns hauptsächlich englische Gesichtspunkte und Erfahrungen, obgleich auch die Franzosen halfen. Die Paten der Organisation in den Vereinigten Staaten waren General Van Deman, Oberst Mason und der englische Oberst Dansey, der eigens dazu über den Atlantik kam.

Bis zum Eintritt in den Weltkrieg war es Van Deman fast unmöglich gewesen, seine Vorgesetzten davon zu überzeugen, dass der Generalstab überhaupt eine Nachrichtenorganisation brauche. Obgleich er im April 1917 bei unserem Eingreifen in den Krieg als Vater des amerikanischen militärischen Nachrichtendienstes den Auftrag erhielt, eine solche aufzubauen, wurde doch erst spät 1918 die Organisation als besondere, getrennte Einheit des Generalstabs anerkannt.

Inzwischen ging ihr Schöpfer, Oberst Van Deman, nach Übernahme seines Werkes in Washington durch Brigadegeneral Marlborough Churchill, nach Frankreich und trat zu G 2 der AEF., welche Abteilung um diese Zeit durch ihren Gründer, den Oberst, jetzigen Generalmajor D. E. Nolan, geleitet wurde. Oberst Van Deman tat wichtige Arbeit in der Schweiz, in Holland, Paris und London und an verschiedenen Teilen der englischen und französischen Front, studierte die englischen und französischen Nachrichtensysteme und nahm für die amerikanischen Zwecke daran Verbesserungen vor. Der Waffenstillstand fand ihn an der amerikanischen Front in der Maas-Argonnen-Stellung, von wo er zur amerikanischen Regierung zur Friedensverhandlung zurückkehrte und den

Geheimdienst zum Schutze ihrer Mitglieder einschliesslich Wilsons, ihrer Berichte und Akten, einrichtete.

Wer stand in unserem Geheimdienst?

General Van Deman und Oberst Coxe drückten teilweise unter dem Einfluss ihres englischen Helfers Dansey dem amerikanischen Geheimdienst einen Stempel auf, den er nie wieder verlor. Sie sagten: «Spionage und Spionageabwehr waren und bleiben stets im Kriege notwendig. Der Spion, der Nachrichten beibringt, die seinem Heer zur Einnahme einer Stadt verhelfen, dient seinem Lande ebenso getreulich wie der Soldat, der deren Wälle erstürmt. Wird die Arbeit nach sauberen Gesichtspunkten geleitet, so hat auch der Geheimdienst nichts Unehrenhaftes an sich. Er birgt Verführungen und Fallstricke für den Charakter so gut wie für das Leben. Um so grösser die Ehre für den, der sie vermeiden kann. Während im deutschen Geheimdienst das Elitekorps die Minderheit darstellte, machte es bei den Amerikanern das Gros aus. Gleich den Engländern suchten sie die Regel einzuhalten: «Leute von schadhafter Moral und wankelmütigem Charakter sind unzuverlässig und als Geheimagenten unerwünscht. Wenn man ohne sie auskommen kann, soll man sie nicht verwenden!» Hier wie dort mag man dann und wann von dieser goldenen Regel abgegangen sein, aber gewöhnlich geschah es mit Widerwillen.

Noch heute sind Amerikaner und Engländer, die «in einer gewissen Tätigkeit» oder in «d e m Dienst» standen, stolz darauf. Viele von ihnen stehen in Whos' Who oder Dun and Bradstreet oder im Gesellschaftskalender»: Universitätsprofessoren, Musiker, Bankiers, Grosskaufleute, Rechtsanwälte, Journalisten, Angehörige von hohen, alten Neuyorker Familien befanden sich darin, einer davon war ganz geknickt, weil sie ihn in Neuyork behielten und nicht nach Deutschland schickten, und er hätte sich doch so gut für einen Deutschen ausgeben können. Eine recht ungewöhnliche Gruppe Teilnehmer ist es, die sich bei ihren gelegentlichen Gastmählern in Neuyork um den Tisch sammelt. General Nolan hat einmal gesagt: «Es ist manchmal notwendig, bei G 2 ein paar aus-

* Adresskalender der besseren Kreise.

gemachte Lügner zu haben», aber wenn sie logen, dann logen sie als Gentlemen für eine gute Sache, für ihr Land.

Sie waren Weltleute, wie auch einer ihrer Chefs sagte; «Die Spionageabwehr erforderte Offiziere, die diplomatisch, taktvoll und verschwiegen waren und über Kenntnisse der französischen Sprache und von Land und Leuten verfügten.» Zum Glück fand sich vorzügliches Material unter den Amerikanern, die im Ausland gelebt oder Reisen gemacht hatten . . . Die Durchführung eines Geheimdienstes erfordert stete Aufmerksamkeit für Aufgaben und Einzelheiten. Unzählige Nachforschungen werden nötig, von denen sehr viele zu keiner befriedigenden Lösung führen. Jede erlangte Kleinigkeit muss sorgfältig analysiert, abgewogen und in Verbindung gebracht werden. Daraus ergibt sich eine grosse Menge Plackerei, doch, davon abgesehen, fühlen sich die damit Beschäftigten für ihre Anstrengungen reichlich belohnt, wenn die Kampftruppen das Gefühl haben, dass sie durch eine wirksame Spionageabwehr vor den feindlichen Agenten geschützt sind.

Eine kleine Gruppe von Offizieren mit mehr oder weniger Kenntnissen im Geheimdienst leistete diese Arbeit hauptsächlich im Büro hinter der schwarzen mit «SS.» bezeichneten Tür in der alten französischen Baracke im GHQ. zu Chaumont. Einer von ihnen war der jetzt verstorbene William O. Reed, ein alter Kamerad des Generals Pershing. Die zwei Abteilungen der Spionage und Spionageabwehr unterstanden den grössten Teil der Zeit zwei ungewöhnlichen Menschen, den Oberstleutnants N. W. Campanole und Aristides Moreno, zwei untersetzten, geschmeidigen Erscheinungen, von dunklem Teint, savoyardischer beziehungsweise spanischer Abstammung, die jeder ein halbes Dutzend Sprachen beherrschten, in denen sie mit triumphierender Sicherheit ihre Geschäfte besprechen konnten, selbst wenn sie gerade Besuch von etwas weniger gewandten Zeitungskorrespondenten hatten. Beide waren schon in General Pershings Geheimdienst in Mexiko gewesen. Ihre rechte Hand war Major J. S. S. Richardson, ein ehemaliger Journalist, der vor unserem Eintritt in den Krieg dem englischen Geheimdienst bei der Jagd auf deutsche Spione geholfen hatte und nun dem freiwilligen Geheimdienst der Neuyorker Zeitungsleute angehörte. Da die

meiste Arbeit von G 2 B Spionageabwehr war, ist das Kapitel darüber der Spionagejagd gewidmet.

Die Spionageabwehr der AEF. musste ein Netz über Europa ziehen, in dem sich bereits hinter unserer Front befindliche deutsche Spione fangen sollten, während andere abgehalten wurden, dorthin zu gelangen.

Beim Stricken dieses Netzes lautete das vornehmste und grösste Gebot «Kontrolliert alles». Das Wort Kontrolle bedeutete dabei: prüft und überschaut jede Einzelheit: Reisende, Pässe, Einreisebestätigung und auch Zollgüter, besonders von der Schweiz, desgleichen Telegramme, Funksprüche, Briefe, mit einem Wort alles, womit ein Spion reisen oder Nachrichten geben kann. Die Art und Weise, die Kontrolle wirksam zu machen, war eine Wissenschaft für sich, von der später gesprochen wird. Die Prüfung lief zum Schlusse ebenso selbsttätig wie die Polizeiroutine oder die Arbeit des Reporters, der eine Stadt nach Verbrechern oder Neuigkeiten abstreicht. Aber sie musste noch mit viel geschmeidigeren und heimlicheren Mitteln ergänzt werden. Die amerikanische Spionageabwehr hatte zwei mächtige Waffen, die «Stillen Beobachter» und die IP.

Stiller Beobachter war natürlich nicht ihr offizieller Name, aber er beschrieb am genauesten ihre Tätigkeit. 40-50'000 von ihnen spielten in der AEF. ihre Doppelrolle. Äusserlich waren sie Soldaten wie alle anderen, exerzierten, latschten ihre Kilometer, kämpften, aber ungleich den anderen erlahmten ihre Augen und Ohren und ihr Witz niemals im Aufspüren von Spionen und Verrätern in ihrer Mitte. Ihr von niemand je gepriesener Dienst war ebenso schwer wie ungeahnt. Er brachte keinem von ihnen Vorteile oder Belohnung. Gar vielen drohte Krankheit und Tod, denn sie teilten mit den anderen jede Mühsal und stürmten über den Graben wie sie.

Aber ihr Dienst war von unschätzbarem Werte. Ihnen ist es in nicht geringem Masse zu verdanken, dass die AEF. wahrscheinlich die treueste Armee war, die je den Vereinigten Staaten gedient hat. Ehre ihrer glanzvollen Laufbahn, aber Ehre auch jenen, denen sie bisher nicht gegeben worden ist, den Stillen Beobachtern. Sie entdeckten die Unzuverlässigen, die in aller Ruhe dahin kommandiert wurden,

wo sie kein Unheil anrichten konnten, zu den Ersatztruppen daheim, zu Arbeitsbataillonen oder in besonders bösen Fällen in Internierungslager oder Gefängnisse, meist schon, ehe ihre Truppenteile die Vereinigten Staaten verlassen hatten. Diese Arbeit war unerlässlich, obgleich seitdem mancherlei gegen dieses Bespitzeln der Kameraden und den gelegentlich zutagegetretenen Missbrauch vorgebracht wurde.

In der gesamten AEF. fand sich im Grossen Ganzen auf jeden Zug, das heisst auf jede Abteilung von sechzig Mann, ein Stiller Beobachter. Niemand ausser einem einzigen Offizier in der Kompanie, dem er berichtete, wusste etwas von seiner Existenz. Dieser Offizier seinerseits wieder berichtete einem nächsthöheren Offizier, bis der Höchste des Generalstabs erreicht wurde, der direkt mit G 2 B in Chaumont verkehrte. Die ganze Organisation hatte nur einen Zweck, auf den sie sich auch gewöhnlich beschränkte, Spionage und Verrätereien zu entdecken. Die Stillen Beobachter sollten sich nicht damit befassen, über Verletzung der Dienstvorschriften oder schlechte Moral, nicht einmal über Verbrechen, zu berichten.

Obleich die Deutschamerikaner als Ganzes genommen sich vorzüglich hielten und sich dabei mehr als Amerikaner denn als Deutsche erwiesen, war das doch nicht bei allen der Fall. Auch waren durchaus nicht alle, die mit der Doppelmonarchie Verbindungen hatten, ihrem neuen Vaterlande treu. Manche von ihnen hassten die Armee, für die sie ausgehoben waren, und diese fand sich vor einer Situation, die in keinem alliierten Lande gegeben war. Allein in der 77. Division aus dem Aushebebezirk der vielsprachigen Stadt Neuyörk wurden durch die Stillen Beobachter 800 Mann ausgesiebt, die zurückblieben.

Es war manchmal schwer herauszufinden, was die Betroffenen eigentlich vorhatten. Die Gefährlichsten waren nicht die Leute deutscher oder österreichischer Geburt oder Abstammung, die sich aus Gewissensgründen sträubten, sondern jene, die sich zu den Kampftruppen meldeten und sogar Beförderung suchten. Viele von diesen letzteren wurden versetzt, um nicht die Sicherheit der Kameraden im Kampfe zu gefährden. Unsere Politik war es, kein Risiko auf sich zu nehmen, sondern Verdächtige einfach zu versetzen, ohne erst

auf tatsächliche Beweise zu warten. Ein Gramm Vorbeugung ist besser als ein Kilo Heilmittel. Ausserdem konnten die Stillen Beobachter vor dem Kriegsgericht kein Zeugnis ablegen, das über sie selbst oder über ihre Organisation Enthüllungen gebracht hätte.

Ein gewisses Neuyorker Kongressmitglied half, ohne es zu wollen, beim Aussortieren der Unsicheren aus der 77. Division. Er sandte nämlich deren Kommandeur ganze Pakete von Briefen mit Stempelunterschrift, in denen Druckposten für Wähler mit deutschen Beziehungen verlangt wurden. Die Druckposten, die diese bekamen, waren manchmal beim Steinklopfen, aber nach Frankreich sandte man sie nicht.

Das System bewährte sich bei den Divisionen so gut, dass man es auf die gesamte AEF., auf Nachschub, Hafendienst, Ersatztruppenteile und Lazarette ausdehnte, so dass schliesslich auf diese Weise jeder uniformierte Amerikaner in Frankreich oder England überwacht wurde.

Die Stillen Beobachter waren es, die in der Nacht vor Cantigny den deutschamerikanischen Sergeanten mit seinem gestohlenen Codebuch erledigten. Noch in zwölfter Stunde waren sie misstrauisch geworden. Die Stillen Beobachter entdeckten auch einen Versuch, den Rassenhass bei den Negertruppen aufzustacheln. Als Ergebnis dieser Entdeckung wurden die Farbigen zuerst von allen AEF.-Truppen nach Hause geschickt, ausserdem wurde die Polizei in Washington und Chicago im voraus vor den Rassenunruhen gewarnt, die der Rückkehr folgten. Nach dem Waffenstillstand entdeckten die Stillen Beobachter wiederholte Versuche, besonders die in Deutschland liegenden amerikanischen Truppen zum Bolschewismus zu verführen und fanden unter anderem bolschewistische Schriftstücke in einem Stück Fleisch und in einem Laib Brot.

Kein anderes Heer als das amerikanische besass dieses System. Die Rote Armee von Sowjetrussland scheint uns das aufrichtige Kompliment gemacht zu haben, das System bei sich einzuführen. In ihren Reihen war ein Sonderkorps von Stillen Beobachtern verborgen, die weniger gewissenhaft, aber zahlreicher und mächtiger als unsere, in jedem Truppenteil einem Kommissar unterstanden, dessen Zeugnis vor einem «Fliegendes Tribunal*» genannten Spionageabwehrgerichtshof

keines weiteren Beleges bedurfte. Diese heimliche und tödliche Massnahme erklärt vielleicht, warum es immer noch eine Rote Armee im bolschewistischen Russland gibt.

Die IP.s, die Leute des Geheimnisses

Der andere Zweig der Spionageabwehr, manchmal auch der Spionage selbst, die IP., war eine Gesellschaft für sich. Das Korps dieser «Intelligenz-Polizei*» (Nachrichten-Polizei) war ein so romantischer Truppenkörper in der AEF., dass er an die Fremdenlegion oder die Flibustier gemahnte. Die ausgesuchten Spionagejäger waren schon von Anfang an abenteuerliche Gestalten, als die ersten fünfzig im altmodischen New Orleans rekrutiert wurden. Man hatte sie durch geheimnisvoll abgefasste Zeitungsinserte zusammengeholt, in denen man Arbeit für wagemutige Leute mit französischen und deutschen Sprachkenntnissen in Aussicht stellte.

Wageteufel meldeten sich auch genug darauf. Einer hatte allein einen russischen Zug aufgehalten, ein anderer war nach Ermordung eines Offiziers aus der französischen Armee desertiert. Ein dritter versuchte später an einem amerikanischen Offizier dasselbe. Ein vierter wieder war ein belgischer Adelige, der sich in Paris und Langres als reicher französischer Bankier aufspielte und einen sehr erfolgreichen Agenten abgab. Wenige von ihnen hatten Verständnis für militärische Disziplin. Die meisten waren Weltbürger, Franzosen, Italiener, Spanier, Deutschamerikaner, ehemalige Schauspieler, Zeitungsreporter, Verkäufer oder selbständige Geschäftsleute, lauter Menschen, die sich durch Temperament und Erfahrung zum Arbeiten auf eigene Faust eigneten. Kein Wunder, dass Hauptmann Royden Williamson alle Hände voll zu tun hatte, um diese Freikompanien* über den Atlantik zu schaffen. Auch so war es bereits nur noch die Hälfte von allen, die sich auf die Inserate gemeldet hatten. Die Zurückgelassenen hatten sich bei näherer Untersuchung als Spitzbuben gewöhnlicher Art erwiesen.

Schon die Landung in Frankreich verlief bizarr. Die IP.s hatten Sergeantenrang und -löhnung und präsentierten sich bei der Ankunft in St. Nazaire, überraschend genug für ein

* Etwas stark «irreguläre» Formationen, die wohl zum ersten Male in England unter Richard Löwenherz auftraten.

Geheimkorps, deutlich durch grün-weiße Schnüre auf ihren Stetsonhüten ausgezeichnet. Aber die Militärpolizei, die MP., liess nicht lange fünfzig Sergeanten mit unerhörten weissgrünen Hutschnüren in Freiheit herumlaufen. Kaum, dass sie in Frankreich waren, sassen auch schon alle die künftigen Spionenjäger hinter Schloss und Riegel, mit Ausnahme eines einzigen – der war nämlich zu seekrank gewesen, um schon an Land zu gehen.

Sie kamen wieder frei, warfen schleunigst ihre Hutschnüre fort und machten sich an die Arbeit. Wie nicht anders zu erwarten, erwiesen sich einige dieser ersten fünfzig als unbrauchbar. Aber die meisten waren gut und das Korps wuchs mit der AEF., aus deren Formationen neue Rekruten herausgesucht wurden, die zuerst auf Probe eingearbeitet und schliesslich zu IP.-Sergeanten ernannt wurden. Zum Schluss gab es 405 feste und 34 Probekandidaten. Alle besaßen gute Schulbildung, einige hatten die Hochschule besucht und sprachen Deutsch oder Französisch, oder beides.

Die IP. leisteten viel Lauferei bei den Streifen nach deutschen Spionen besonders an Orten, wo die Stillen Beobachter nichts machen konnten, so namentlich unter der Zivilbevölkerung von England, Frankreich und Belgien und später in Deutschland und Luxemburg. Sie waren die «Detektivs» von G 2 B. Es beweist die Erfindsamkeit der Mitglieder dieses Korps, die niemals vorher Spionenjäger gewesen und zum grossen Teil Autodidakten waren, dass sie verschiedene, recht kluge Kniffe selbst ausdachten. Sie erhielten wohl durch Franzosen und Amerikaner einigen Unterricht, aber das Meiste mussten sie sich selbst irgendwie zusammenklauben. Sie hatten fesselnde Arbeit, die selbständig und anregend war.

Einer von ihnen sagte: «Ich lernte, nicht zu geschäftig zu tun – bloss herumsitzen und dumm gucken und die Sache an sich herankommen lassen, war die Parole. Besonders in verdächtigen Restaurants, wo ich als Kellner arbeitete.» Ein anderer drückte sich so aus: «Manche versuchten tief-sinnig und gerissen zu sein. Ich arbeitete dagegen wie der Dorftölpel, der loszog und den verlorenen Esel fand, den alle klugen Leute sonst im Dorfe nicht hatten finden können. Wie konnte ein Narr wie du einen solch' klugen Esel finden? fragten sie. Drauf antwortete der Tölpel: «Ich habe mir einfach

überlegt, was ich an Stelle des Esels getan hätte. Das tat ich dann, und richtig, das hatte er auch getan.»

Der einzelne IP. lernte, argwöhnisch genug zu werden, um alles und jedes zu prüfen und einer Untersuchung für wert zu halten. Eine offizielle Begriffsbestimmung der Gegenspionage heisst: «Praktisches Ergebnis der Befürchtung, dass überall Spione sein können.» In der Tat konnten solche überall sein und mussten daher überall gesucht werden.

Die IP. wurde somit in kleine Gruppen verteilt und fügte sich allenthalben in die Gegenspionageorganisation der AEF. ein. Man teilte England und ganz Frankreich von Hafen zu Hafen in Flächenabschnitte, die den Hauptbrennpunkten der amerikanischen Tätigkeit entsprachen. Die Spionagejagd in jedem Gebietsabschnitt war einem oder mehreren Spionageabwehroffizieren anvertraut. Jeder davon erhielt einen Stab von zwei oder drei bis zu einem Dutzend oder mehr IP.s, die auf Erkundung arbeiteten und dahin und dorthin reisten. Manchmal fuhren sie in Uniform auf Motorrädern, manchmal waren sie in Zivil und arbeiteten unter einem Dutzend von Vorwänden und Verkleidungen. Häufig wirkten sie allein, ab und zu zusammen mit der Organisation der Stillen Beobachter. Gelegentlich gingen sie auch mit der MP. oder der DCI. zusammen, die die eigentliche Kriminalabteilung (Crime Detective Force*) der AEF. war, obgleich einige sie mit dem richtigen Geheimdienst irrtümlich in einen Topf warfen.

Kurz gefasst, hatte die Spionageabwehr zwei Jagdgründe: An der Front und in deren nächster Nähe** und ausserdem sonst überall. Entgegen der allgemeinen Annahme verursachte die erstgenannte Zone weniger Mühe als die zweite. Die IP.s des Operationsgebiets unterstanden Oberst L. A. Sigaud. Spione können sich, namentlich im Stellungskrieg, nicht lange nahe der vordersten Stellung halten. Sie sind viel zu leicht durch Mittel festzustellen, die hauptsächlich im Weltkrieg entwickelt wurden. Um 1918 fanden es die Alliierten praktisch unmöglich, einen Spion durch die deutsche Front hindurchzubringen. Die AEF. traf häufiger auf glatte Spionagefälle als auf Gerüchte und Vorfälle, die «merkwürdig»

* Departement of Criminel Investigation.

** Im Kampf- und Operationsgebiet, aber wohl nicht mehr in der Etappe.

schienen, besonders, da man sich an der Front sowieso recht merkwürdig vorkam.

Der erste amerikanische Frontabschnitt, nördlich von Toul, mit der Front nach dem bastionsartigen Vorsprung von St. Mihiel, lag in einem Spionageparadies. Deutschlothringen lag so nahe, dass die Zivilbevölkerung stark gemischt war, und viele Leute beide Sprachen sprachen. Das Überschreiten von Niemandsland war ziemlich ungefährlich, denn das Gelände war bewaldet und zerrissen, und die Front, wie zahlreiche Desertionen der Deutschen zeigten, ruhig. Da war es kein Wunder, dass es Spionagegeschichten regnete, während die 1. Division, damals die 26., dort ihr Noviziat abdiene. Dunkle Gestalten huschten über Niemandsland, geheimnisvolle Lichter blitzten auf, die Deutschen schienen eine unheimliche Kenntnis von unserer Tätigkeit zu haben und die Antwort lautete natürlich: «Spione!» So begab sich das Abenteuer von Pater Joyce.

Pater Joyce war ein untersetzter, dicker, roter, irischer Kaplan, der voll munterer Geschichten steckte und den Annehmlichkeiten des Lebens gerecht zu werden wusste. Eine Zeitlang war er G 2 B in Chaumont zugewiesen gewesen, dann war er an die Front bei Toul zur 7. Feldartillerie der 1. Division gekommen. Sein neues Quartier lag in Mandres, einem von Granaten zerstörten Dorf, gleich hinter der Front, wo das Leben urwüchsig war. Der Padre* beklagte sich bei seinem Burschen über die Einförmigkeit des der Armee gelieferten «Futters», als seine Aufmerksamkeit durch viele beunruhigende Gerüchte abgelenkt wurde. Mandres erfreute sich einer Kirche mit einem fast gänzlich unbeschädigten Kirchturm, der von der grossen deutschen Beobachtungsstelle auf Montsec aus gut sichtbar war. Wie die Gerüchte besagten, blinkten nachts vom Kirchturm Lichter. Was für eine Gelegenheit, den Spionenjäger zu spielen! In der nächsten Nacht kam daher der Padre mit einer Pistole bewaffnet zu dem dunklen Turm geschlichen, um den Spion niederzukämpfen. Lange musste er in der Kälte im Finstern, nur vom Gurren und Flattern der Tauben umgeben, warten, bis schliesslich nach Mitternacht die Leiter rappelte. Mit schussbereiter Pi-

* Scherzhafte, aus dem spanisch-amerikanischen übernommene Bezeichnung, wie wir beim Militär «Pope» zu sagen pflegten.

stole kauerte sich der Padre zusammen. Ein Mann tauchte durch die Falltür auf, ein Licht blitzte. «Ah' du Dreckspion, habe ich dich! Hände hoch!» rief der Padre.

Zu seinem Erstaunen blickte er ins bleiche Gesicht seines eigenen Burschen, der ausrief: «Mein Gott, Padre, nehmen Sie die Kanone weg, ehe sie losgeht! Sie haben mich doch andauernd wegen des Futters gescholten und schon drei Nächte hintereinander versuche ich, ein paar Tauben für eine Pastete zu fangen.»

Manchmal gab es aber auch echte deutsche Spione an der Front, und ihnen Widerpart zu halten, war teilweise Aufgabe der IP.s. Eine Gruppe von ihnen war jeder Armee und jedem Korpsabschnitt beigegeben, um rücksichtslose Jagd auf Fremde zu machen, auf Leute, die sich nicht richtig ausweisen konnten, gleichgültig, welche Uniform sie trugen, und um die geheimen Augen des Feindes zu blenden, indem sie unvorsichtiges Geschwätz unter unseren eigenen Leuten verhüteten, Telephongespräche mithörten und darauf sahen, dass die Geheimbefehle über Behandlung wichtiger Akten und Karten befolgt wurden. Manchmal verbreiteten sie sogar falsche Gerüchte, die G 2 den Deutschen zu Ohren bringen wollte. Naturgemäss war der grösste Teil der Fronterkundungsarbeit nicht das, was man als Geheimdienst bezeichnet. Der Löwenanteil davon fiel unter die übrigen bereits geschilderten Arbeitsbereiche von G 2 wie: Erdbeobachtung, Ballonbeobachtung, Flugzeugerkundung, Auffangen von Funksprüchen, die Licht- und Schallmesstrupps, gewaltsame Erkundungsvorstösse und nächtliche Patrouillen in Niemandsland. Der Hauptzweck, richtiger gesagt, der einzige jener zahlreichen Vorstösse, über die so viel in den Kriegsausgaben der Zeitungen stand, war Information. Ein flinkes Niederstossen auf eine verwundbare Stelle der gegnerischen Front, dann kehrte man rasch, wenn möglich mit Gefangenen, zurück, andernfalls brachte man Schulterklappen oder andere Erkennungszeichen, die man den Gefallenen abgenommen hatte, Pakete, Karten oder was sonst sich in Unterständen oder Gräben befand, mit. Alle Einheiten an der Front hatten zahlreiche Offiziere und Mannschaften, die speziell für diese Kampferkundung ausgebildet waren. Viele davon wurden erfahrene Späher, die bei Nacht und manchmal auch bei Tage durch Niemandsland

pirschten. Bei der 1. Division war ein Sergeant, der sich rühmte, dass selten 24 Stunden vergingen, ohne dass er die deutsche vorderste Linie besuchte. Als die 1. Division einmal einen Angriff erwartete, ging er beim hellen Tageslicht hinüber und fand den vordersten Graben vollbesetzt mit ausgeruhten Deutschen in neuer Ausrüstung, die sich leise einsangen und die Schnapsflasche herumgaben, offensichtlich, um sich für den Vorstoss Mut zu machen. Um ganz sicher zu gehen, überfiel der Amerikaner einen hinter einer Schulterwehr und zwang ihn mit der Pistole, von Granattrichter zu Granattrichter über Niemandsland bis zum Graben der 1. Division mitzukommen. Ein paar Minuten später blies ein Granatenhagel die bereitgestellten Deutschen ins Nichts. Vor grösseren Angriffen, wie bei St. Mihiel und den Maas-Argonnen, gab es für die IP. wichtige Arbeit. Sie putzte den ganzen Abschnitt aus, während Hunderttausende von Lehmpatschern sich vor St. Mihiel sammelten. Franzosen, Zivilisten, die nur im Geringsten verdächtig waren, besonders Frauen, die viele Amerikaner kannten, wurden dahin geschafft, wo sie kein Unheil anrichten konnten. Sie erlitten das Geschick der berühmten Mademoiselle von Armentières (es gab wirklich eine)*, die schliesslich fortmusste, weil sie so viel von der englischen Armee wusste. Als dann hernach der Zug der «Flüchtlinge» aus den wiedergenommenen Dörfern auf der Bastion herüberkam, fanden sie bei der IP. ein freundliches Willkommen, die sie zusammen mit den Franzosen erst einmal sorgfältig nach verkleideten deutschen Agenten, dann nach solchen französischen Männern und Frauen absuchte, die sich mit den Deutschen freundlich gestellt hatten. Die Vorbereitung beider Schlachten auf einmal auf einer so breiten Front bedeutete für unsere Spionageabwehr eine umfangreiche Aufgabe, aber wir hofften auf Verheimlichung und damit auf Überraschung. Die Aufgabe wurde erfüllt, und, soweit bekannt ist, erhielten die Deutschen über keinen von beiden Stössen bestimmte und genauere Nachrichten. General v. Gallwitz sagt, dass der Maas-Argonnen-Angriff wenigstens teilweise überraschend kam. Um das vollbringen zu können,

* Bezieht sich auf ein englisches Soldatenlied, dessen Text etwa lautet:

Madmasell from Armentiers, parlez-vous.
Madmasell from Armentiers, parlez-vous.
Never been kissed for forty years etc.

musste G 2 B jeden irgendwie entbehrlichen Offizier und IP.-Sergeanten heranholen und andere amerikanische Abschnitte entblößen. Aber der Erfolg war den Einsatz wert; sie errichteten hinter der Armee wasserdichte Schotten, einen Streifen, in den sich keine verdächtige Person wagen konnte.

In der vorderen Linie konnte ein deutscher Agent als einzige Verkleidung die Uniform der Alliierten oder der Amerikaner benutzen. Beides wurde versucht, wie manche Lehmputscher, besonders die von der 2. und der 28. Division, wissen. Gleich das erstemal, als die 2. Division bei Verdun in den Graben kam, erschien eine Abteilung Deutscher in französischer Uniform. Sie drangen mit dem Ruf: «Français! Français!» bis in nächste Nähe und warfen Handgranaten, wurden aber in Verwirrung zurückgetrieben. Die Erfahrung der Pennsylvania-Garde dagegen war viel unangenehmer. Die Deutschen nahmen Fismettes an der Vesle teilweise deshalb wieder, weil Deutsche in amerikanischer Uniform den Befehl zum Rückzug gaben, wobei sie sogar einen amerikanischen Offizier mit Namen nannten, der, wie sie sagten, den Befehl erteilt habe. Noch geraume Zeit nach diesem Vorfall galt bei der 28. Division ausdrücklicher Befehl, jedem, der einen Rückzugsbefehl gebe, gleichgültig wer er sei, auf der Stelle zu erschiessen.

Ein Spion in unserer Mitte

Eine offiziell nicht bestätigte aber interessante Geschichte berichtet von einem willensstarken deutschen Agenten. Als die Deutschen sich aus dem Argonnerwald zurückzogen, hatten sie Zeit, eine tollkühne List ins Werk zu setzen. Im Gelände, das sie aufgeben wollten, stellten sie einen tief eingegrabenen, klug verborgenen Unterstand her, den sie durch Erdkabel mit anderen Unterständen in der Aufnahmestellung, in die sie zurückgingen, verbanden. Sie liessen einen wohl-erfahrenen Agenten mit reichlicher Verpflegung und einer amerikanischen Uniform zurück. Er wartete, bis die amerikanischen Angriffswellen über sein Versteck hinweggegangen waren, dann wagte er sich bei der ersten Gelegenheit hinaus und mengte sich unter die anderen. Er verstand englisch, wusste sich nach amerikanischen Manieren zu geben und sammelte Nachrichten, die er später seinen Kameraden tele-

phonierte. Doch ein paar Tage danach wurde er beim Betreten seines Unterstands betroffen und auf der Stelle erschossen. So lautet wenigstens die Erzählung.

Nun gibt es keinerlei offiziellen Bericht über die Hinrichtung eines Spions durch Truppenteile der AEF. Das will aber nicht besagen, dass bei ihr betroffene Spione nicht hingerichtet wurden. An der Front trugen sich gar viele Dinge zu, die niemals bis in die offiziellen Berichte kamen. Auch heute noch bleiben einige Trauerspiele des Geheimkriegs Geheimnis. Da ist zum Beispiel eine Photographie von hingerichteten, tot daliegenden «deutschen Spionen in französischen Uniformen» im Gefechtsabschnitt der 28. Division der AEF. Wer tötete sie? Generalmajor Charles H. Muir und Oberst Walter C. Sweeney, Kommandeur und Stabschef der betreffenden Division, beteuern, dass sie niemals von einer solchen Hinrichtung gehört haben. Der Angehörige der Signalabteilung, der das Bild aufnahm, gibt auf Befragen keine Auskunft. Aber sollte die Kamera lügen?*

Vielleicht haben die Franzosen diesen Henkersdienst vollzogen. Der andere Grund, warum unsere Berichte nichts über die Hinrichtung deutscher Spione meldeten, ist der, dass wir sie an die Franzosen und Belgier Weitergaben, die damit nicht viel Federlesens machten. In den letzten paar Kriegstagen erreichte die 91. Division, die von der Küste des Stillen Ozeans kam, die Stadt Oudenaarde an der Schelde; die zum Fluss vorstossenden Patrouillen erhielten schweres und genau gezieltes Maschinengewehrfeuer vom anderen Ufer, so dass sie in Deckung gehen mussten. Da brachten ein Häuflein dunkel gekleideter Zivilisten, Leute, die 4 Jahre unter deutscher Herrschaft gestanden hatten, einen in ihrer Mitte angeschleppt. «Espion! Espion!» riefen sie. Wir haben gesehen, wie er den deutschen Maschinengewehrschützen die Stellung der Amerikaner signalisierte. Sie brachten ihn zu Hauptmann A. A. Hopkins, dem Chef der Stillen Beobachter bei den 91ern, der ihn mit Hilfe des der Division für eben diesen Zweck beigegebenen belgischen Gendarmerieoffiziers verhörte.

Ort, Zeugen und Kommandeur (König Albert) waren lauter

* In dieser Beziehung bat sich die feindliche Propaganda stets die wildesten Phantasien beim Zusammenstellen von geschickten Photomontagen geleistet» wie die vielen gestellten und gefälschten Aufnahmen von Kriegsgreueln beweisen.

Belgier. Den Belgiern lieferte Hopkins den Verdächtigen aus. Sein Geschick ist unbekannt, obgleich sein Photo sich in der Sammlung des Kriegsdepartements befindet. Falls er spionierte, tat er das gegen die Amerikaner, aber falls er hingerichtet wurde, geschah es durch die Alliierten. So verfahren wir mit allen feindlichen Agenten, die der AEF. in die Hand fielen. Diese Massnahme erklärt es, warum die Erfolge des amerikanischen Geheimkrieges so geheim waren und blieben. Offiziell richteten die Amerikaner keinen deutschen Spion hin und verhafteten nur wenige. Die AEF. verfolgte den Grundsatz: «Lasst es die Franzosen tun, es ist ihr Land.» Die Amerikaner mochten wohl einen Verdächtigen stellen und genügend Beweise gegen ihn sammeln, um die Verhaftung zu rechtfertigen, aber die «Schmutzarbeit» taten die Franzosen, wie wir hier in so und soviel Fällen konstatieren. Das vereinfachte die Sache, die nach allem schliesslich die Durchführung eines französischen Gesetzes war, das die Spionage verbot, und die Amerikaner konnten bei diesem unappetitlichen Geschäft ihre Hände in Unschuld waschen. Es gibt Leute, die heute rühmend erklären, «dass wir nie einen Spion hinrichteten». Das stimmt, aber wir führten sie dafür zum Galgen, wenn sie das auch im Einklang mit den Spielregeln verdient hatten.

Hinter der Front, beim Nachschub, gab's weniger Geheimnis und wahrscheinlich mehr Spione. Die Fläche war weit grösser, nämlich ganz Frankreich mit Ausnahme des 600 Kilometer langen Frontstreifens von der Nordsee bis zur Schweiz, der mit Spionagefällen so eng gespickt war, dass er für den Spion tatsächlich unüberwindbar war. Ausserdem war das Meiste der wirklich wertvollen Information gar nicht an der Front, sondern weit dahinter zu suchen. In der Hauptstadt Paris, in den Munitionsfabriken, in den Häfen, wo stets Truppen landeten, in den Brennpunkten wie Tours, der Hauptnachschubstelle, und wohl auch in den verschiedenen GHQ. wie Chaumont, Montreuil, Provins. Jedes GHQ., sei es, dass es ein verbündetes oder ein deutsches war, stand unter Überwachung. Auch Chaumont muss in dieser Lage gewesen sein, obwohl man mit gutem Grunde sagen konnte, dass kein deutscher Agent gefasst und kein bemerkenswertes Nachrichtenleck dort entdeckt wurde. Alle Alliierten, mit Einschluss der Amerikaner,

hatten in Spa beim deutschen GHQ. ihre Spione, die sie, so gut sie konnten, über die Vorgänge auf dem Laufenden hielten. Die Deutschen vermuteten das, deswegen hatten der Kaiser, Hindenburg und Ludendorff besondere Bewachung.

Obgleich Marschall Foch für sein HQ. gewöhnlich kleine, abgeschiedene Plätze aussuchte, war er doch die meiste Zeit über unter scharfer Bewachung. Er wusste es und machte seine Witze darüber. Ein paarmal unternahm er sogar in Verkleidung Fahrten, um seine Bewachung irre zu führen. Als General Pershing zuerst nach Frankreich kam, wehrte er sich heftig gegen die Zuweisung einer Bewachung, aber Oberst Moreno bestand darauf. Ein früherer Neuyorker Journalist verfolgte alle Bewegungen des Generals und leitete die Bewachung.

Dieser getreue Schatten begleitete den amerikanischen Oberstkommandierenden überall und vereitelte wahrscheinlich wenigstens einmal einen Versuch, ihn zu ermorden. Wo immer sich General Pershing bei öffentlichen Gelegenheiten zeigte, deckte ihn seine IP.-Wache mit besonderer Sorgfalt, achtete scharf auf verdächtig aussehende Personen, besonders auf Männer, die die Hände in den Taschen oder in Zeitungen versteckt hatten und auf Frauen, die die Hände im Muff trugen. Der General ging unbewaffnet, aber sein Schatten trug zwei Pistolen, eine davon versteckt. General Pershing hatte 1918 einmal amerikanische Depots und Truppen in einer französischen Stadt in der Etappe besichtigt und kehrte durch eine Unterführung zu seinem Sonderzug zurück. In diesem dunklen Durchgang hatte man ihm eine Falle gelegt. Aber die IP.-Wache, die die üblichen sieben Meter vor dem General herging, warf sich zum Glück auf ein ziemlich übel aussehendes Frauenzimmer. Der Beamte packte die Frau an den beiden in einem Muff versteckten Handgelenken und zog aus dem Muff einen geladenen Revolver heraus. General Pershing ging weiter und das Weib wurde zur ortständigen G-2-Stelle gebracht. Der Rest ist leider unbekannt, wer sie war und wozu der Revolver in jenem Tunnel dienen sollte, aber ohne G 2 hätte sie vielleicht den amerikanischen Kommandierenden im Nu getötet gehabt.

In unserem eigenen GHQ. unterhielten wir eine Wache von Leuten, die aus der ursprünglichen IP.-Abteilung ausgewählt

waren und gewisse unheimliche Erfahrungen besaßen. Eine Hauptaufgabe war unter anderem, nachzusehen, was mit dem Inhalt der Papierkörbe geschah. Das mag merkwürdig klingen, aber es beruhte auf bekannten deutschen Methoden. Ein anderes Geschäft war das Überwachen der Scheuerfrauen und aller Zivilisten, die eine der drei grossen Baracken betraten, die meist Geheimnisse von tatsächlich aussergewöhnlichem Werte enthielten. Diese Tag und Nacht dauernde Jagd war oft aufregend, besonders wenn man eine verdächtige Gestalt erspähte und beschlich und dann herausfand, dass man einen anderen IP. vor sich hatte! Einer von ihnen, der zwar geläufig französisch, aber nur gebrochen englisch sprach, schlich in einer dunklen Nacht um eine Ecke und fiel geradewegs einem salzigen Marinesoldaten von Süd-Dakota in die Arme, der zur Polizeiwache gehörte und gerade rechte Lust zum Raufen hatte. «Hände hoch!» rief er und hantierte sinnfällig mit dem Springfield samt aufgepflanztem Seitengewehr. «Aber ich bin doch IP.!» versuchte der Pirschgänger in seinem Französisch-englisch zu erklären. «IP. ? Habe nie von so was gehört!» sagte der Mariner. «Weisst du, was du bist? Ein deutscher Spion bist du! Los, marsch auf die Wache!» In einer durch das Bajonett beschleunigten Gangart begab sich der IP. zur Wachtstube, wo er zwei volle Tage sitzen blieb, bis sich die Seeleute durch den Geheimdienst erweichen und ihn laufen liessen, aber mit der strengen Warnung, es ja nicht wieder zu tun.

Die heimliche Jagd der Spionageabwehr an anderer Stelle hinter der Front brachte bessere Ergebnisse; alles eingerechnet behandelte der von Oberst Cabot Ward nach alliierten Richtlinien des GHQ. geleitete G-2-SOS.-Dienst 3706 Fälle von Spionageverdacht oder Verrat. Die gleiche Spürstelle ermittelte 26 deutsche Agenten, die verschieden behandelt wurden. Einigen erlaubte man, ihre Berichte weiterzugeben, die dann abgefangen und gefälscht wurden. Einigen lieferte man falsche Angaben, einige befanden sich unter den 97 internierten Personen, andere unter den 102 vom SOS. Ausgestossenen oder den 18 aus Frankreich Ausgewiesenen, 12 Mitglieder der AEF. schickte man wieder nach den Vereinigten Staaten zurück, wo sie hergekommen waren.

Vor den Schlachten bei St. Mihiel und an der Maas-Argonnen-

stellung erhielten wir so viele Beweise dafür, dass deutsche Agenten Tours bearbeiteten, dass diese Stadt samt ihrer Umgebung als verbotenes Gebiet erklärt und mit besonderer Sorgfalt durchgekämmt wurde. Dort, wie in Issoudun und Romorantin, den rein amerikanischen Fliegerzentren in Frankreich, war man dauernd vor deutschen Agenten auf der Hut. Die Spionageabwehr hielt besonders gute Wache über den Libertymotor, damit dessen Pläne nicht in deutsche Finger gerieten, ehe die damit angetriebenen Flugzeuge an die Front kamen. Das war ein Fall von Vorbeugung in der Spionageabwehr. Aber es gab auch andere Fälle. Meldungen kamen über ein Nachrichtenleck an einem der grossen Eisenbahnknotenpunkte bei Is-sur-Tille, wo Nachschub- und Verpflegungszüge nach den Fronten wie Spielkarten verteilt wurden. Ein Offizier der Spionageabwehr begab sich hin, um nachzusehen, wo es fehlte.

Er fand genug. Ein als «Bahnbeobachter» geschulter deutscher Agent mit Zutritt zu den Rangierbahnhöfen konnte einen Haufen Nachrichten sammeln. Die Amerikaner waren so harmlos und schickten die Wagen weiter mit deutlich in Französisch oder Englisch mit Kreide an die Seite geschriebenen Angaben über die Bestimmung, den Truppenteil und manchmal sogar den Inhalt. Ein gewandter deutscher Agent konnte beinahe von Is-sur-Tille aus den amerikanischen Tagesbefehl angeben. Weiterhin konnte er voraussagen, wann unsere Truppen die Stellung wechselten. Vor jeder Truppenverschiebung änderte man nämlich die Anschriften auf den Nachschubzügen. Von da ab benützte man für die Kreideanschriften einen Code, der in unregelmässigen Abständen geändert wurde.

Was für Informationen konnte aber ein Agent in Is-sur-Tille erhoffen? Die Gegenspionage fand die Antwort auf diese Frage in den französischen Briefkästen. Der AEF. war deren Benützung verboten, aber einige benützten sie doch, um der Zensur ihrer eigenen Offiziere zu entgehen, und in Is-sur-Tille waren anscheinend die französischen Postbeamten etwas nachlässig geworden. Gott weiss, was für Briefe in Chiffre oder unsichtbarer Tinte sie durchgehen liessen. Dieses Leck wurde daher schleunigst gedichtet.

Ein anderes wirkungsvolles Leck entdeckte man an keinem geringeren Platz als in der YMCA.-Baracke* in Chaumont. Dort führte man vorsorglich ein an gut sichtbarer Stelle hingelegtes Eintragebuch, in das sich die beim GHQ. zur Meldung erschienenen Offiziere mit Namen und Truppenteil eintrugen. An einem Tage standen da nicht weniger als 45 Formationen angegeben, geradezu eine Kommandierrolle der AEF., ein wertvolles Mittel für Oberst Nicolais Gegenzüge, falls sie einer abschrieb und ihm zusandte. Ein einziger Blick in dieses Einzeichnungsbuch genügte für G 2 BI

In ganz Frankreich gab es keinen schlimmeren Knotenpunkt für den Geheimkrieg als Paris. Was für ein wertvoller Platz für Spionage, wo es von Regierungsbeamten, Politikern, Kriegs- und Marineministerien und Munitionsfabriken wimmelte, wo Tausende von Offizieren aller Dienstgrade, aus jeder Armee und von jeder Formation froh waren, die Spannung und den Zwang der Front los zu sein, und sich sorglos, durstig und verliebt aufführten. Naturgemäss befanden sich dort unzählige deutsche Agenten. Einige von ihnen fing man, meist nur die Tolpatsche. Aber viel mehr arbeiteten zweifellos ungestört weiter und sandten dauernd auf unbekanntem Wege kostbare Nachrichten nach Deutschland. Paris war daher mehr als jeder andere Ort für G 2 B eine Quelle des Ärgernisses.

Das war einer der Gründe, warum während des Kampfes die AEF. ihren unerfahrenen und überschwenglichen jungen Soldaten so wenig wie möglich Urlaub nach Paris gab und warum auch G2B sich stark für das interessierte, was die Urlauber dort trieben. Man ermahnte sie, besonders die Offiziere, mit ihren Reden vorsichtig zu sein und sich vor Zufallsbekanntschaften, vor allem solchen weiblicher Art, zu hüten. Unmengen dieser «kleinen Mädchen» arbeiteten für diesen oder jenen Geheimdienst, sei es für die Deutschen oder die Verbündeten. «Ach Quatsch!», sagten die Narren und konnten nie dahinterkommen, warum sie von einem wichtigen Posten wegversetzt oder heimgeschickt oder vielleicht nicht befördert wurden.

* Der amerikanische christliche Verein junger Männer unterhielt überall hinter der Front Truppenkantinen.

Wein und Weib

Der belgische Adlige, der so gerne amerikanische Generäle und Obersten bewirtete, war nicht der einzige IP., der die Verlässlichen und Verschwiegenen von jenen schied, die den beiden Waffen Wein und Weib unterlagen, und dann darüber berichtete. Wenn irgendein Amerikaner mit einem Fremden eine Bekanntschaft anknüpfte und von ihm, der verdächtig war, Gastfreundschaft annahm, hörte G 2 B davon. Da war unter anderem ein irischer Offizier, der eines Abends im Foyer der Olympia die Bemerkung fallen liess: «Die Alliierten haben den Krieg verloren und wir sind gerade zwanzig Minuten zu spät gekommen.» Am nächsten Tag verlor er seinen ziemlich wichtigen Posten. G 2 B arbeitete unter enger Fühlung mit der MP. und dem DCI. am Beschwichtigen von Trunkenbolden und beim Auffischen von Deserteuren, ehe diese Unheil anrichten konnten.

Hauptquartiere für die Gebietsteile im Inneren Frankreichs waren Blois, Nevers, Clermont-Ferrand, Gièvres, Châteauroux, Toulouse, Lyon, Aix-les-Bains, Dijon und Is-sur-Tille. In England waren es London, Southampton, Glasgow und Liverpool. Die Grenzen nach Italien und Spanien, namentlich auch die nach der Schweiz zu, wurden von besonderen Stationen aus überwacht, in Modane, Hendaye, Cerbère, Pontarlier, Bellegarde und Évian-les-Bains. Vom Augenblick an, in dem ein Truppentransport- oder ein Frachtschiff vor den Häfen erschien, waren, bis es wieder abfuhr, alle Augen auf seine Ladung von Truppen oder Fracht und namentlich auf seine Mannschaft gerichtet. In jedem Hafen besass eine Gruppe von Nachrichtenoffizieren die Unterstützung von einem Dutzend IP.s und einigen Zivilangestellten, die vielleicht gerade das waren, was ihr Name angab, vielleicht auch französische Männer oder Frauen, die Zeit fanden, nebenbei ein bisschen Spionenjagd zu treiben.

In Häfen besonders arbeiteten sie ganz verstohlen von einer Geheimstelle in einem Wohnhaus oder einer Privatwohnung aus, wo es ruhig herging, wo nie viel Leute waren und wo sich die IP. selten oder gar nicht sehen liessen. Der Zweck war ein doppelter: Deutsche Agenten zu entdecken und unschädlich zu machen und unter den amerikanischen Truppen etwaige Zustände festzustellen, die den deutschen Agenten nützlich

sein konnten. Die Agenten dieser Überwachungsstelle arbeiteten entweder in Uniform und gaben sich für das aus, was gerade zur Gelegenheit passte, oder sie spielten sich in Zivil als Zeitungskorrespondenten oder Kaufleute auf, was viele von ihnen vorher gewesen waren.

Zwei von ihnen hatten wochenlang weiter nichts zu tun, als Emil zu erzählen, wie viele tote Amerikaner am letzten Morgen von den eintreffenden Transportschiffen ausgeladen worden seien, Emil war Hoteldiener im führenden Hotel von Havre. Er war ein als deutscher Spion erkannter Elsässer, über dessen Meldeweise man Bescheid wusste, seine Berichte wurden geöffnet und gelesen, ehe man sie weiterliess.

Emil suchte festzustellen, welche Verheerungen die Grippe im kritischen Sommer 1918 unter den auf den Transportschiffen zusammengedrängten amerikanischen Truppen anrichtete, als wir sie in aller Eile herüberwarfen, um die Sturmflut zu brechen. Einige starben wohl, aber nicht viele, und die Zahl der an Land gebrachten Särge war natürlich durch das Gerücht schon aufs Mehrfache vergrößert, ehe sie Emil zu Ohren bekam. Aber viele Spione waren nicht nur damit zufrieden, Gerüchte kritiklos weiterzugeben, sondern sandten sie ihren Vorgesetzten noch mit Ausschmückungen. Das verschaffte Emil zwei amerikanische Freunde, die, wie sie ihm sagten, über gar viele Dinge Bescheid wussten.

Sie erzählten ihm, dass die amerikanischen Truppen auf der Überfahrt stürben wie die Fliegen. Die Särge, die am hellen Tage über den Landungssteg getragen würden, wären nur ein Bruchteil der bei Nacht ausgeladenen. Jeden Tag wussten seine beiden Freunde ein paar kleine Neuigkeiten, immer mit geringer Abwechslung zum gleichen Thema. Droben in der Abgeschlossenheit seines Zimmers unter dem Hoteldach holte Emil dann seine unsichtbare Tinte und seine Kugelspitzenfeder heraus und schrieb etwa folgendermassen: Ihr braucht vor den jetzt aus Amerika nach Havre kommenden Truppen keine Angst zu haben. Die Hälfte der Leute auf den Transportschiffen ist schon an der Grippe gestorben, ehe sie ans Land kommt, und die andere Hälfte ist schwach und kränklich.

Es ist mehr als fraglich, ob Emil je eingesperrt wurde; dazu war er viel zu nützlich.

Aber die IP. suchte auch die tatsächlichen Unzuträglichkeiten auf den Frachtschiffen herauszufinden. In Uniform mengten sich ihre Angehörigen unter die ankommenden Truppen, und da man diese bereits als «alte Krieger» in Frankreich ansah, bekamen sie bald ihr Teil zu hören: Ob wirklich viel Krankheiten auf dem Transport geherrscht hatten, wie die Behandlung gewesen war, ob die Mannschaft glaubte, dass sie ihr Recht bekäme, ob man mit den Offizieren zufrieden wäre, wie die Verpflegung wäre usw. Gleichzeitig fanden sich in Zivil Leute unserer IP. bei den Offizieren des gleichen Truppenteils ein – einer von der IP. spielte dabei immer einen Korrespondenten des «Christian Herald» – und fragten sie aus, was für eine Sorte Krieger ihre Leute abgäben, wie der kommandierende General sei, ob die Division ihren Alten gut leiden möge, anderenfalls warum nicht.

Vierundzwanzig Stunden, nachdem der Leviathan* ins Dock gegangen war, war schon die Analyse seiner Ladung Menschen nach dem GHQ. unterwegs mit Antwort auf die Frage: Wie lässt sich dieses neue «Paket» als Kampftruppe an? Häufig lief die Fragestellung, wenn auch in sorgfältiger Verkleidung darauf hinaus: Seid ihr begierig danach, in den Kampf zu kommen, und wisst ihr, wie man sich dort anstellt? Andernfalls, glaubt ihr, dass ihr es lernen werdet? In der Mehrheit der Fälle war die Antwort ein begeistertes «ja», aber in einigen wenigen lautete sie unbewusst «nein». Ein paar in deutschen Gegenden des Mittleren Westens ausgehobene Truppen gaben so ziemlich zu, dass sie schon gerade genug hätten, ohne dass man sie hätte hinüberzusenden brauchen, und dann, «der Krieg ist ja doch schon ziemlich vorbei; also wozu das alles?» Diese ans GHQ. gefunkte Nachricht beeinflusste wesentlich die Zukunft dieser Truppenteile in Frankreich.

Die wenigen vor dem Waffenstillstand nach den Vereinigten Staaten zurückgesandten Truppenteile mussten untersucht werden, damit sie nicht in ihrer Harmlosigkeit für Freunde unter den Grabenkämpfern unzensurierte Briefe mitnahmen,

* Leviathan, der bei der amerikanischen Kriegserklärung im Hafen von Neuyork beschlagnahmte deutsche Dampfer «Vaterland» (nach Angabe der Amerikaner das grösste Schiff der Welt, also grösser als „Bismarck-Majestic“, seit ihm bei einer Reparatur ein Stück eingesetzt wurde).

die wertvolle Informationen enthielten. Das gleiche geschah mit den zurückfahrenden Zivilisten, die häufig Briefe und Pakete mitnahmen und sich mit Empörung der Untersuchung widersetzen. Die Durchsuchung der IP. war gewöhnlich viel strenger als die der Franzosen.

Dienstsache!

Sie waren eine ziemlich gefährliche Sippschaft, diese IP., die die Maschen ihres Netzes über Frankreich bewachte. Ihr Losungswort «Sairvee»* brachte sie überall hin, bei Tag wie bei Nacht. In einigen ruhigen Abschnitten waren die Franzosen froh, so ein paar eifrige junge Amerikaner zu haben, die ihre Arbeit taten, so gut französisch sprachen und mit ihrer fürstlichen Löhnung zu einem armen Gendarmen «bon camarade» sein konnten. In Dijon übernahmen zum Beispiel zwei IP.s, Nickell und Martell, die Verkehrskontrolle von den Franzosen.

Jeder Dijon betretende Reisende musste dort, genau so wie an vielen anderen Orten, seine Ankunft, Familienverhältnisse, letzten Aufenthaltsort und Dauer seines Aufenthalts eintragen. Diese Angabe wurde stets durch den Telegraphen, oft auch durch Beobachter an den Eisenbahnstationen, nachgeprüft. Jeder, der bei der Eintragung andere Absichten angab, als er nachher ausführte, wurde augenblicklich unter Überwachung gestellt. Diese und viele andere Dienstvorschriften erliessen die Amerikaner mit begeistertem «Eifer», holten mit ihrem Ruf «Sairvee» die Leute aus dem Bett, prüften ihre Papiere und stellten Fragen.

Mit besonderer Sorgfalt beschatteten sie die Hotels mit ihren Klatschzentren im Foyer, wo deutsche reisende Agenten leicht lauschen und selbst von den Hotelangestellten Nachrichten sammeln konnten. Die Amerikaner hatten darum in vielen Hotels selber ihre Spitzel.

Einer von diesen ist heute wohl ein erfolgreicher Detektiv. Vor elf Jahren noch, im Blütenalter von 17, zeigte er schon grosse Berufung für dieses Gewerbe. Flink zu Fuss, verbrachte er seine Tage mit den Antworten auf Klingelzeichen und damit, sich allgemein nützlich zu erweisen. Er arbeitete nämlich

* Sährwiehs, der langgezogene Ruf service = Dienst.

im besten Hotel einer französischen Stadt, die aber nahe genug an der Front lag, um eine ausgesprochen militärisch eingestellte Bewohnerschaft zu beherbergen, unter der sich viele Amerikaner befanden, die dort Lazarette und andere Einrichtungen besaßen. Sie war ein wichtiger Brennpunkt für unseren SOS. Wer nur ein wenig zweifelhaft oder verdächtig war, konnte nicht in jenem Hotel absteigen, ohne dass sein Gepäck untersucht und seine Post dem amerikanischen Abschnittsleiter der Spionageabwehr gebracht wurde. Dieser Offizier öffnete derartige Post im Dampf, wobei er sorgfältig darauf achtete, keine Spuren zu hinterlassen, las die Briefe durch, verschloss sie und sandte sie weiter auf ihren Weg, ohne dass jemand etwas davon erfuhr. Er war nicht der einzige, der das tat. Mehr oder weniger geschah es in ganz Frankreich, denn es war eine unerlässliche Vorsichtsmassregel im Geheimkrieg, die lohnte.

Eines Tages kam diese wachsame Hotelboy ganz aufgeregt zu seinem vorgesetzten amerikanischen Offizier. «Mon Lieutenant», sagte er, «seit einiger Zeit habe ich einen Verdacht. Sie kennen doch Monsieur A..., den grossen Schwarzhaarigen, unseren Maître d'hôtel? Alors, dieser Maître d'hôtel bekommt nicht die geringste Post, nicht einen Brief ins Hotel.

Aber er hat doch die Orden der Ehrenlegion, entgegnete der Amerikaner, ich habe das rote Bändchen in seinem Knopfloch gesehen. «Pöhl ein rotes Bändchen», rief der Hotelboy. «Je m'en fiche, das kann er in jedem Laden kaufen. Schauen Sie ihn näher an, das ist kein Franzose, er hat sogar eine etwas fremde Aussprache.» Der Amerikaner dachte wohl, das seien lauter Kleinigkeiten, aber aus solchen Kleinigkeiten besteht der Geheimkrieg. Er fragte in Paris an, ob der Betreffende auf der französischen Verdächtigenliste stehe und erhielt verneinende Antwort. Sollte er etwa auf der amerikanischen Verdächtigenliste stehen? Vom Oberst Moreno aus Chaumont kam prompt ein «Ja» zurück. Es hatte Unannehmlichkeiten in Lyon gegeben. Befehlsgemäss mussten Verhaftungen durch die Franzosen ausgeführt werden und so gaben die Amerikaner den Befehl an die Franzosen weiter. Bald darauf erschienen zwei

* Etwa: Da pfeif' ich drauf! Der Über».

Agenten von der französischen «Brigade Mobile», richtige «Anfänger», betraten das Hotel, trabten zum Büro und fragten einen schwarhaarigen Herrn, der das rote Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch trug, «Monsieur, wir sind Polizeibeamte. Wir suchen den Maître d'hôtel».

«Den Maître d'hôtel?» wiederholte der Schwarzhaarige. «Meine Herren Polizeibeamten, ich muss Ihnen leider sagen, dass er erst um 5 Uhr zurückkommt.» Die Agents de police grüssten und drehten sich auf dem Absatz rum. Um 5 Uhr waren sie wieder da und fragten nach dem Maître d'hôtel. «Aber ich bitte Sie», bedeutete man ihnen, «Sie haben doch vorhin mit ihm gesprochen! Jetzt ist er ausgegangen.» Das Netz der Gegenspionage wurde daraufhin etwas enger angezogen, es waren ja nur wenige Züge abgegangen und die Stationen standen stets unter Überwachung. Die Verdächtigenliste lieferte ausserdem einen guten Steckbrief. Ein paar Tage später wurde der Dunkelhaarige in Lyon aufgegriffen und für den Rest des Krieges interniert.

Der Argus des Hotels brachte einen weiteren Fall ans Tageslicht, der aber anders ausging. Wiederum berichtete er dem amerikanischen Offizier: «Herr Leutnant, was meinen Sie wohl, wer jetzt im Hotel ankam? Todsicher eine aus einer Familie der grossen amerikanischen Millionäre! Der Name ist berühmt; aber sie ist eine Französin! Ist das nicht geheimnisvoll?»

Wirklich wies das Hotelbuch als Eintragung in Frauenschrift auf: Ruth Astor. Bei näherer Besichtigung erwies sich die Dame als hochgewachsene Blondine von guter Gestalt und jenem allgemeinen Reiz, der zu dem Berufe gehört, den sie augenblicklich zierte. Ihr wirklicher Name war auch nicht unpassend, «Dumond»*. Sie stammte aus einem nordfranzösischen Dorfe, war 25 Jahre alt und während der Kriegsjahre durch den grössten Teil Europas gereist. Für einen Spionenjäger war das schon genug, aber die Verdächtigenliste lieferte noch mehr. Aus Marseille war sie ausgewiesen worden, weil sie eine Menge merkwürdig aussehender Postkarten nach der Schweiz geschickt hatte. Man hatte gegen sie keinen Beweis aber genug Verdacht.

Zu welchem Zwecke kam sie an diesen wichtigen amerika-

* Ein Wortspiel mit du monde = von der Welt, also Halbwelt.

nischen Etappenort? Die Amerikaner lasen ihre Post, durchsuchten ihr Gepäck, beschatteten sie. Nicht einer, sondern zwei Offiziere der Spionageabwehr begannen ihr Herz zu belagern. Aber sie war äusserst zurückhaltend. Das bisschen, was sie trank, übte keine Wirkung auf sie aus, mochten ihre amerikanischen Offiziere noch so geschwätzig werden. Sie erzählten ihr Neuigkeiten von der Armee, teils wahre, teils falsche, aber sie fanden keine davon in ihrer abgehenden Post wieder. Was ihr Benehmen betrifft, war sie nicht nur eine vollkommene Dame, sondern auch eine treue Französin. Eines Tages verschwand sie, ohne vorher ein Anzeichen zu geben, spurlos aus der Stadt, um sich nie wieder im amerikanischen Netz zu fangen.

So ähnlich gingen die meisten Spionagejagden aus – Fehl-anzeige. Ein IP., ein Hispano-Amerikaner, der sich als Spanier auf persönlicher Mission ausgab, kam in eine Stadt in der Nähe von Verdun und damit in gefährliche Nähe der Front. Er logierte im selben Hause wie ein angeblicher Belgier, dessen Verhalten schon Verdacht erregt hatte. Der Verdächtige seinerseits warf wieder Verdacht auf den Neuankömmling und erklärte der Wirtin:

«Dieser Bursche sieht mir aus wie ein deutscher Spion. Der ist kein Spanier, er benimmt sich nicht so.» Darauf fing der IP. einen Streit mit dem anderen an, regte sich künstlich auf, zog das Messer und sprach von seinem «spanischen Blut». Sein Opfer reiste darauf schleunigst nach Chalons, um sich nach «seiner Frau» umzusehen, die sich bei späterer Untersuchung nicht ganz als das erwies. In der Zwischenzeit suchte der Spanier die Papiere des anderen durch und fragte sich, warum wohl in einigen Briefen über die Befreiung Belgiens gewisse Worte an so merkwürdigen Stellen standen, wo sie nur einen Sinn ergeben konnten, wenn sie zu einem Code gehörten. Vielleicht war der Eigentümer der Briefe gewarnt, denn er verliess Chalons und verschwand spurlos. Dann kam der Waffenstillstand.

Eine gefährliche Mission, – Eine schwere Prüfung.

Ein anderer spanischamerikanischer IP. hatte ein gefährlicheres Abenteuer zu bestehen. Er wurde eines Tages zum

Spionageabwehroffizier nach Gièvres kommandiert, einem der wichtigsten Etappenorte für den Nachschub, wo man dauernd vor feindlicher Spionage auf der Hut sein musste. «Wollen Sie einen gefährlichen Auftrag übernehmen?» fragte sein Chef. «Jawohl, Sir», erwiderte der IP. mit blitzenden Augen.

«Sprechen Sie gut Spanisch? Können Sie sich unter Spaniern als Spanier ausgeben, ohne geklappt zu werden?» «Jawohl», sagte der IP. noch eifriger. «Ich habe als Knabe 7 Jahre in Madrid gelebt.»

«Gut», sagte sein Chef. «In einem kleinen Ort namens Selles-sur-Cher bauen wir zum Einlagern von Frontverpflegung die grösste Kühlanlage der AEF., die drittgrösste der Welt. Dort ist ein Haufen von Zivilarbeitern: Malteser, Belgier, Griechen, Schweizer, aber die meisten sind Spanier. Wir haben sie Mann für Mann festgestellt und sie sind unter Bewachung, aber irgendwas stimmt nicht. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Sie müssen sich unter sie begeben und herausfinden, was los ist. Wie wir hören, ist es eine gefährliche Sorte, also seien Sie vorsichtig.»

Ein schmutziger und zerlumpter Kerl, ein gewisser Pedro Padilla aus Madrid, kam darauf nach dem spanischen Arbeiterlager in Selles-sur-Cher, aber da er ein intelligentes Gesicht und gute Zeugnisse hatte, erhielt er Arbeitsgelegenheit für 9 Franken pro Tag.

Er fühlte sich sofort beobachtet und merkte, wie er der Gegenstand argwöhnischer Blicke und halblauter Bemerkungen war. Zwei oder drei deuteten auf seine weichen, ziemlich kleinen Hände und einer fragte: was kann das schon für ein Handwerker sein?! Er merkte, dass er von vornherein die Sache falsch angefasst hatte, und stellte darum noch am gleichen Abend im Wohnbunker laut die Frage, ob denn hier keine Arbeit für einen Anstreicher sei. «Ich bin doch kein Gelegenheitsarbeiter!» sagte er. «Sie haben mir gesagt, hier gäb's was zu malen.»

Ob ihm diese Erklärung wohl heraushelfen würde? Er konnte das nicht sagen, und fiel in Schlaf, um bald von dunklen Gesichtern zu träumen, die sich um ihn scharten und ihn hasserfüllt anschauten. Er erwachte und fand, dass man ihm mit einer Taschenlampe ins Gesicht leuchtete,

hinter der er die Gesichter von zwei Männern sah, die sich vorher abseits von den andern unterhalten hatten.

«Steh auf», sagte der eine, «aber mach' kein Geräusch; komm mit.» Sie führten ihn in einen dunklen Winkel, wo sie sich setzten, ihn aber stehen liessen und sein Gesicht beleuchtet hielten. Dann begann eine Prüfung, die er nie in seinem Leben vergessen wird.

«Padilla», sagte der erste, dessen blasses scharfes Gesicht einen harten Willen anzeigte, und dessen geschmeidiger Körper, wie der IP. nachher herausfand, so zäh wie Stahl war, du sollst ein Spanier aus Madrid sein, vielleicht stimmt das; aber du siehst mir nicht wie ein Handwerker aus. Wie wir wissen, meinen die Amerikaner, dass hier etwas vor sich geht, und machen uns das zum Vorwurf – Diebstahl oder sonst etwas, vielleicht deutsche Spionage, Sabotage – und wir wissen, dass sie einen Mann vom Geheimdienst hersenden wollen. Vielleicht bist du dieser Mann.»

Die Augen der beiden schienen sich in den IP. hineinzubohren. Dem standen die Haare allmählich einzeln zu Berge. «Falls du es bist», die Stimme des Sprechers wurde wild, «dann reissen wir dich in Stücke. Bist du es nicht, dann brauchst du nichts zu fürchten. Jetzt beantworte unsere Fragen.» Der bleichgesichtige Führer unterzog ihn daraufhin mit Hilfe des anderen, der sein ganzes Leben lang in Madrid gelebt hatte, einem Schmoren, das einer Befragung dritten Grades* entsprach.

«Wo hast du in Madrid gelebt?» fragte der Führer. «Wie kommt man von dort nach der und der Schule, nach der und der Kirche? Durch welche Strassen muss man dabei gehen? Wer war in jener Kirche damals der Priester? In was für einem Hause hast du damals gelebt, wer wohnte noch darin und wer wohnte im Nebenhaus und war gegenüber?» Padilla bebte innerlich, aber er hatte ja wirklich in der Calle Zorilla gelebt und konnte daher die meisten Fragen beantworten oder sich durchhelfen. Er fühlte sich bereits ganz siegessicher, als er sah, wie der Madrider dem Führer

* Wenn die gewöhnlichen Befragungsmethoden nicht zum Ziele führen, greift die amerikanische Polizei gerne zum «third degree», dem dritten Grade, der von der mittelalterlichen Methode der Folter manchmal nicht sehr verschieden ist. Jedenfalls spielt der black-jack, der Totschläger, dabei häufig eine gewichtige Rolle.

unmerklich zu verstehen gab, dass seine Antworten richtig waren. Trotz seiner Beklemmung in dieser fremdartigen Umgebung und der halben Blendung durch das Licht gewann der Geheimagent dieses Ringen von Witz gegen Witz. Der Führer schien das bereits zuzugeben, als der Madrider seine schweren Augenlider hob und den massigen Arm drohend ausstreckte. «Jetzt lass mich's versuchen.» Dem IP. Sank das Herz in die Hosen, Wer war Garibaldi?» zischte sein neuer Inquisitor.

«Garibaldi!?» rief Padilla, der sich das Gehirn zermarterte, «soviel ich weiss, war das ein italienischer Patriot.»

«Kein Mensch aus Madrid würde das sagen!» erklärte der Spanier mit unheilvoller Betonung. «Wer war Garibaldi? Antworte!»

«Ach, war das nicht der Spitzname für den alten halb verrückten Kerl, der mit der närrischen Uniform und den Medaillen?» – «Genug», unterbrach der Spanier und hielt dem IP. die Taschenlampe jetzt fast direkt vor die Augen. «Noch eine Frage: Wenn du 1898 in der Calle Zorilla gelebt hast, was passierte da? Jeder, der dort gelebt hat, denkt noch daran.»

«Da ist gar viel passiert», protestierte der IP., «du musst mir schon ein bisschen helfen.»

Der Fragesteller zögerte. «Nun gut», sagte er. «Es betraf ein Schwein.»

Ein Schwein, ein Schwein! Noch ein Erinnerungsblitz, der IP. schnalzte mit den Fingern.

«Ich weiss», sagte er. «Es war am Tage der Kriegserklärung zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten; da kam ein Haufen Menschen mit Geschrei und Gesang die Calle Zorilla entlang und führte ein Schwein, ein «Yankee-Schwein» mit einem Zylinderhut und mit einer amerikanischen Flagge daher. Vor dem Haus von General Weyler haben sie das Schwein dann an einen Latemenpfahl gehängt.» Da sprang der Spanier auf und hielt ihm die Hand hin. «Das kann kein Dreckamerikaner wissen», rief er, «du bist von Madrid, es ist alles in Ordnung.»

Der Geheimagent zitterte vor Erleichterung und fühlte, wie ihm der kalte Angstschweiss auf der Stirne sass. Er hatte gewissermassen die Zulassungsprüfung zur Freimaurerschaft

der spanischen Arbeiter bestanden. Wenigstens lief es, wie er herausfand, darauf hinaus. Der Bleichgesichtige war der Führer, der jeden anderen, vielleicht mit Ausnahme des riesigen Madrider, hätte k. o. schlagen können. Dieser Letztere fasste für Padilla eine besondere Vorliebe und erbot sich, dessen Arbeit mit Pickle und Schaufel mitzuerledigen.

«Ich kann drei auf einmal verprügeln», sagte er und zeigte seine schwellenden Muskeln. «Warum sollte ich nicht für zwei arbeiten? Wir ruhen uns aus und du stehst Schmiere; wenn die amerikanische Aufsicht kommt, dann wecke uns auf.»

Das war gerade das, was der IP. suchte. Er konnte auf diese Art herausfinden, was vor sich ging. Er galt ja als bevorzugte Persönlichkeit, so dass er seine Spürarbeit auch nachts fortsetzen konnte. Augen und Ohren offen haltend begann er bald, Einzelheiten festzustellen.

Zuerst bemerkte er, dass die Spanier, leidenschaftliche Glücksspieler, ein merkwürdiges Hasard betrieben. Wenn ein Zug vorbeikam, hörten alle mit der Arbeit auf und warteten, bis er ausser Sicht war. Sie schlossen Wetten ab, wie viele Züge vorbeikämen, in welcher Richtung sie fuhren, welche Art von Zügen es war, Verpflegungszüge oder Truppenszüge, wie lang die Züge waren, wieviel Wagen sie hatten. Die Ergebnisse der Nachzählung wurden sorgfältig aufgeschrieben und einem Belgier übergeben, der die Einsätze hielt, aber niemals die Listen zurückgab. Ein Wort an den französischen Sonderkommissar Bauer genügte und der Belgier verschwand.

Unter Holzstapeln verstreut fand der IP. runde weisse Pillen. Er hob ein paar auf und Bauer erklärte, es seien Brandstiftungstabletten, wie sie die Deutschen benützten. Von da ab wurden die Holzstösse bewacht.

In einer kleinen Trinkstube, in der die Arbeiter verkehrten, sah er, wie ein Grieche dem Schankmädchen ein viereckig zusammengefaltetes Papier in die Hand schob. Die Spanier brüllten vor Lachen. «Wo hast du deinen Schneid? Jeden Tag gibts du ihr Liebesbriefchen; so erklärt ein Spanier seine Liebe nicht!»

Der Grieche drückte sich schleunigst. Französische Agenten sahen dann, wie das Schankmädchen diese «Liebesbriefe»

einem zwischen Tours und Paris verkehrenden Eisenbahner zuschob, der sie an irgendeinen anderen weitergab. Wieder war ein «Weinstock»* der Deutschen abgeschnitten. Dann kam auch die Reihe an den Spanier, der Padilla nach der Ankunft einer Prüfung unterworfen hatte. Es zeigte sich, dass er ausserordentlich gut mit der Artillerie Bescheid wusste, und dass er in der Tat bei Creusot, beim «Französischen Krupp», gearbeitet hatte. Monsieur Bauer war äusserst erfreut, seine Bekanntschaft zu machen. Durch alle diese Gefahren kam der IP., ohne entdeckt zu werden, bis er schliesslich nach vollbrachtem Auftrag an anderer Stelle eingesetzt wurde. «Was war wohl die schlimmste Prüfung von allen, die Sie durchmachten», fragte ich ihn. «Die schlimmste?», wiederholte er, wütend werdend. «Das will ich Ihnen sagen. Eines Tages mussten wir, vier Mann hoch, einen amerikanischen Unteroffizier fünf Meilen weit auf einem Bahnmeisterswagen schieben und da schimpfte der Kerl uns «Schmierfinken», weil wir nicht rasch genug vorwärts kamen. Ein Unteroffizier! und ich war Sergeant, aber in Verkleidung, und musste den Schnabel halten!»

Ein IP. trotzte dem Tode

In der Chronik unserer Niederlagen und Siege steht auch, wie drei zu allem fähige Männer gerade in dem Augenblick gefasst wurden, als sie der AEF. einen gefährlichen Schlag zufügen wollten. Es war eine der mutigsten Einzeltaten, die die IP. vollbrachte.

Das malerische Beaune in Alt-Burgund hätte man 1918 geradezu als amerikanische Stadt bezeichnen können. Seine mit Kopfsteinen gepflasterten Strassen mit den grauen Hauswänden wimmelten von unseren Lehmpatschern in Olivgrün, die sich anschickten, an die Front zu gehen oder bereits als Nachschub für andere da waren, die aus der Front tropfenweise zurückkamen und in die eben ausserhalb der Stadt erbauten Feldlazarette zogen. Beaune schien dadurch noch geschäftiger und lebhafter, dass die Amerikaner zur Beschleunigung

* Grape-vine, Weinstock, im Geheimdienst gebrauchter Ausdruck für eine Spionagegelegenheit.

** Greaser, amerikanischer Schimpfname für die eingeborenen Mexikaner.

gung der Arbeit ebenso buntscheckige wie zahlreiche Arbeitskräfte zusammengeholt hatten, die die Bewohner von Beaune durch Reden in gar vielen Zungen aus Spanien, Portugal und vom Mittelmeer in Erstaunen setzten. Sie bildeten eine etwas unruhige Gesellschaft, aber wir brauchten sie eben.

Das Rote Kreuz hatte dazu einen Dolmetscher kommandiert, ein äusserst fixes Kerlchen, den man allgemein für einen Italo-Amerikaner hielt, obgleich Pietro auch Englisch, Französisch, Portugiesisch und Spanisch sprach. Der dunkelhaarige junge Mann war noch keine 30 Jahre alt, besass gewandte, obgleich nicht aufdringliche Manieren, und war tagsüber in seiner ruhigen Weise fast übertrieben dienstefrig. Abends schätzte er aber ziemlich lustige Gesellschaft. Er liebte den schweren Burgunderwein und das Spiel. Er konnte fast um alles wetten, doch er trank und spielte, ohne jemals den Kopf zu verlieren. Er kam nie in einen Streit. Dieser Rote-Kreuz-Dolmetscher war mit einem Wort ein idealer Geheimgagent, zu dem sich der Offizier der Gegenspionage immer wieder gratulierte, wenn sie sich im Geheimen trafen und berieten.

Da Pietro fünf Sprachen sprach, hatte er viele Freunde, namentlich einen Spanier, namens Diaz. Der war geistig ebenso gewandt wie Pietro, liebte gleichfalls den Wein von Burgund und die Karten und Würfel. Aber er unterschied sich von dem anderen dadurch, dass er dabei die Herrschaft über seine Zunge verlor und geschwätzig und erregt wurde. Er war ein Mann von leidenschaftlichen Gefühlen, deren stärkstes sein fanatischer Hass gegen die Amerikaner war.

Diesen Hass hegte er schon seit dem spanisch-amerikanischen Kriege. Diaz stammte aus einer angesehenen spanischen Familie von Cuba, die es mit den Spaniern gehalten und ihre Abneigung gegen die Sieger später nicht verheimlicht hatte. Die verdammten Amerikaner hatten sie, wie er sagte, alle aus Cuba vertrieben und sie hatten sich in Nordspanien niedergelassen. Der für die spanische Armee ausgehobene Sohn hatte sich der Mannszucht nicht fügen können, hatte seinen Oberst getötet und war nach Frankreich geflohen. Jetzt war er gekommen, um bei den Amerikanern zu arbeiten; aber er brannte darauf, die alte Schuld von vor 20 Jahren zu begleichen.

Der Spanier redete keineswegs nur so daher. Er wollte wirklich die verhassten Amerikaner samt all ihren Betrieben töten, verbrennen, vernichten. Mit feuriger Redegewandtheit gewann er einen anderen Spanier namens Ochoa und einen pazifistischen, aus dem Heere entlassenen Franzosen für seine Zwecke, Dann liess sich auch Pietro erweichen, Diaz machte ihm klar, dass sie regelrechte Spionage treiben könnten, Der Chef des deutschen Geheimdienstes in Nordspanien lebe im Hause seiner Eltern. Könnte Pietro nicht einen Zensurstempel stehlen und einen Brief für ihn durchschmuggeln?

Pietro sagte, er könne das wohl, und ein oder zwei Tage später lasen er und sein Offizier einen leidenschaftlichen Brief, in dem der Spanier der deutschen Sache seine Dienste anbot und erklärte, seine erste Tat solle darin bestehen, dass er die Pläne des Feldlazaretts an die deutschen Nachrichtenchefs in Spanien schicken werde. Dann könnten die deutschen Flugzeuge herüberkommen und die Anlage mit Bomben belegen.

«Was für ein lieber Menschenfreund!» war das Urteil der Amerikaner*, die den Brief kopierten, das Original versiegelten und auf seinen Weg schickten. Einige Nächte später übergab Diaz dem Pietro einen anderen Brief. Diesesmal bat er den deutschen Nachrichtenchef um Übersendung von Geheimtinte und Code, da «die gegenwärtige Art der Nachrichtenübermittlung etwas gewagt ist». Pietro fasste nunmehr für die Pläne etwas mehr Begeisterung. Pausen von den Lazarettplänen wurden dort liegen gelassen, wo sie Diaz stehlen konnte, und voll Freude über den Erfolg nahmen die drei Pietro in ihren Bund auf.

Ein Schwur mit geschriebenem Blut

«Wir müssen schwören, einander nie zu verlassen», rief Diaz. «Tod den Amerikanern! In Blut müssen wir's beschwören!» Um einen kerzenbeleuchteten Tisch voller Rotweinflecken

* An dieser Stelle sei wieder einmal daran erinnert, dass die Alliierten mit Vorliebe Munitionslager in allernächster Nähe von Lazaretten legten und nicht selten die gefährdetsten Baracken mit verwundeten deutschen Gefangenen belegten. Ob das Lager dann mit Bomben belegt wurde oder nicht, sie hatten stets Vorteil; ähnlich war es ja auch bei der «Lusitania».

stehend, ritzten sie sich ins Handgelenk und unterzeichneten den Schwur. Pietro war dabei kein bisschen bange.

«So», sagte Diaz, «jetzt haben wir die Zeichnungen gestohlen und Pietro wird sie nach Spanien schicken. Aber von dort bekommen wir keine Nachricht. Lasst uns nicht länger warten, lasst uns den nächsten Streich ausführen. Nicht weit von hier ist ein grosses Munitionsdepot mit Tausenden von Granaten und Kartuschen. Warum sollen wir das nicht in die Luft jagen?»

Noch ehe die Nacht zu Ende ging, beschlossen sie, der Franzose solle das Munitionslager erkunden.

Diesmal meinen sie es wirklich ernst», sagte Pietro seinem Offizier. «Jetzt ist es besser, wir nehmen sie beim Kragen.»

Der nächste Tag brachte nach Beaune einen hohen Beamten des französischen Spionageabwehrdienstes. Der alte Praktikus glaubte zuerst, die Amerikaner übertrieben, aber als er Pietros Bericht gehört hatte und die Briefe von Diaz las, liess er sich überzeugen. Darauf wurden Diaz, Ochoa und ihr Genosse friedlich und sorglich abgeholt.

«Wie wär's», meinte Pietro darauf, «wenn ich jetzt nach Spanien ginge? Ich weiss, wer dieser deutsche Nachrichtenchef ist, und ich kann behaupten, dass ich von Diaz komme. Entweder kann ich ihn überführen, so dass wir ihn aus Spanien vertreiben, oder ich kann mich bei ihm und seiner Bande lieb Kind machen und eine ganze Menge über deren Geheimdienst feststellen.»

«Sind Sie sich auch darüber klar, dass Sie höchstwahrscheinlich ein Messer zwischen die Rippen kriegen?» fragte sein Vorgesetzter, «Das wohl», sagte Pietro, «aber das riskiere ich.»

Das Anerbieten ging über Oberst Ward zu Oberst Moreno und schliesslich an General Nolan, aber keiner von ihnen wollte gerne einen braven Mann diesem Ende ausliefern. Dann ging der Krieg zu Ende. Das rettete dem blutdürstigen Diaz und den anderen das Leben, aber sie erhielten lange Gefängnisstrafen. Bei der Verhandlung erfuhren sie zum ersten Male, dass Pietro sie verraten hatte, und schworen im Gerichtssaal, sie würden ihn töten, sobald sie freikämen. Er lebt noch, aber wo, braucht man nicht sagen. Pietro heisst er nicht.

Wegen dieses schneidigen, wertvollen Dienstes wurde er für die besondere Dienstauszeichnungsmedaille eingegeben, aber er erhielt sie nicht. Er holte sich indessen eine andere Belohnung, die ihm lieber war. Er hatte nicht alle seine Zeit beim Dolmetscherdienst und mit dem Schmieden und Verteiln von Ränken verbracht. Er hatte nebenbei auch der Tochter des Kaffeehausbesitzers, bei dem er seine Mahlzeiten einnahm, den Hof gemacht. Sie war ein von jedem Mann geachtetes und geschätztes französisches Mädchen, das gleich ihm sehr ruhig war. Die Braut war dann sehr erstaunt, als ihr «Dolmetscher» zur Hochzeit in der Uniform eines Sergeanten der Nachrichtenpolizei erschien, Pietro verstand sich auf den Geheimkrieg.

III. Teil

Der Meister

Wie amerikanische Geheimagenten einen grossen deutschen Spion fingen

«Eine ganz schreckliche Sache!» erklärte der Chef des französischen Geheimdiensts in der Schweiz. Er sprach vor Erregung fast im Flüsterton und sein Angesicht arbeitete krampfhaft. «Was für einen Schlag haben uns da die Deutschen versetzt!» meinte er. «Mit ihrer grossen Offensive, die die britische und dann unsere Armee fast vollkommen zerschmetterte, haben sie uns irre geführt. Unsere Leute vom Geheimdienst sind überlistet worden wie Schulbuben. Einundzwanzig unserer verlässlichsten, besten Leute haben sie in Deutschland gepackt und puff – ausgelöscht. Erschiessungskommando beim Morgengrauen. Dann haben sie uns unter dem Namen dieser Leute gefälschte Berichte geschickt. Als wir es merkten, war es längst zu spät.

Funkelnden Auges schlug er mit der Faust auf den Tisch, dass die Gläser klirrten. «Das kann nur e i n Mann getan haben», rief er, «ein einziger Mann. Und jetzt», flüsterte er, «jetzt ist dieser Mann, dieser Teufel, dieser Meisterspion wieder hier.» Der amerikanische Offizier in Zivil fuhr zusammen. Dann lächelte er, wie um Entschuldigung bittend. «Sie wollten wohl damit sagen, er sitzt hier irgendwo in der Schweiz», meinte er.

«Gerade hier in Bern», antwortete der Franzose, «es kann sein, dass Sie auf der Strasse an ihm vorbeigehen und ihn nur nicht kennen. Wer weiss, vielleicht sitzt er gerade dort an jenem Tisch und beobachtet uns. Er hat zwei, drei, vier, wer weiss wie viele Identitäten.» Er zuckte die Achseln. «Eh, bien, dieser Mephisto ist ein Mensch, denn er hinterlässt Spuren und er hat doch nicht alle Spürhunde unseres Deuxième Bureau» gepackt. Die Spur endete hier in Bern. Er muss

* Deuxième Bureau, 2. Büro Nachrichtenabteilung des französischen Generalstabs.

hier sein, um irgendein Unheil gegen die Sache der Alliierten auszuhecken. An uns allen ist es jetzt, ihn abzuhalftern. Das ist der Grund, warum ich Sie bat, sich hier mit mir zu treffen. Ich will mir die Unterstützung des amerikanischen Dienstes sichern.»

«Sie schmeicheln uns», sagte dieser, «mit Ihrer Bitte, beim Fangen des berühmten Meisters zu helfen. Obgleich wir in diesem Geheimkrepel noch neu sind, haben wir doch von einem solchen Manne gehört. Die Deutschen können nicht eine derartige Riesenbesatzung von Attachés, Agenten und Spionen in der Schweiz halten, ohne dass etwas durchsickert.» Er lachte. «Dann müssen Sie wissen», sagte er, «unser braver amerikanischer Dollar ist wahrhaftig eine Wünschelrute, wenn es sich darum handelt, solche undichte Stellen zu finden.»

Der Franzose lächelte gleichfalls und sagte neckend: «Ja, ja, ich hoffe das. Vergangene Woche hat mir unser Mann auf dem Amte des Hauptmanns von Bismarck erzählt, dass sie dort über eine falsche Information, die sie «den blöden Yankees verkauften», vor Lachen gebrüllt haben!» Aus dem Lächeln des Amerikaners wurde ein Erröten.

«So, gebrüllt hat er?» meinte er trocken. «Na, vielleicht wird er noch sein Wunder erleben – er und die anderen dazu.»

Eine unserer aufregendsten Taten

Seine Prophezeiung traf ein. Die Amerikaner fassten den Meisterspion. Es ist eine der aufregendsten Geschichten unseres Geheimdienstes im Weltkrieg und der Hergang sei hier zum ersten Male, 11 Jahre danach, erzählt. Ein paar nichts-sagende Bemerkungen darüber erschienen wohl in einigen kleinen Schweizer Zeitungen, als der Vorfall mit dem Meister dort die cause célèbre, das Tagesgespräch, war. Aber die paar Notizen berührten kaum die Oberfläche des Geheimnisses und der Intrige. Den entscheidenden Anteil der Amerikaner daran hat man bis zum heutigen Tage noch nicht enthüllt.

Was ich hier schildere, ist nicht etwa Erfindung. Der Meister lebte und webte in seiner geheimnisvollen Weise für die Sache des Deutschen Reiches. Vielleicht lebt er noch, darum soll er in diesem Bericht ungenannt bleiben, wenn auch sein

Name öffentlich bekannt ist, so gut wie manches andere, das gleichfalls ungeschrieben bleiben muss. Er bildete eine der gewaltigsten Gestalten in jener Halbwelt, in der sich Männer und Frauen von merkwürdiger Identität, manchmal auch von gar keiner, bewegten. Je nach den Umständen folgte man dort höchsten oder niedrigsten Beweggründen, tanzte und flatterte in der Sonne oder verkroch sich ins Mauselloch, unbesungen, unbeklagt, in jenem merkwürdigen Kriege zwischen dem Spion und seinem Feinde, dem Gegenspion, Lieblingswalstätten dieses Krieges waren die neutralen Nachbarstaaten von Deutschland: Holland, Dänemark und die Schweiz, aber vor allem die Schweiz. Auf allen Seiten von Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien eingeschlossen, den grossen Mächten, die sich auf Leben und Tod ineinander verbissen hatten, blieb der kleinen Schweiz so wenig Aussicht, ungerufen davon zu kommen, wie einem Kinde, das im weissen Kleidchen Sandkuchen aus Schlamm bäckt.

Die Schweiz bildete das Aufmarschgelände für alle möglichen dunklen Unternehmungen, sei es, dass diese von Deutschland und Österreich auf der einen oder von Frankreich und Italien auf der anderen Seite ausgingen. Die vier Grossen waren nicht einmal die einzigen Teilnehmer am Spiel unter der Decke. Die Nationen der ganzen Welt entsandten ihre Nachrichtendienste an diesen Kreuzweg von Europa, Dort befanden sich die aalglatten, lächelnden Diplomaten in ihrem Element. Offiziere des aktiven Heeres suchten ihre berufliche Steifheit im Zivil zu verbergen, und waren jederzeit bereit, die Nachrichten einzuhandeln, die ihnen jene «Reisevertreter» anboten, deren «Neuheiten» auf gelegentlichen Reisen nach dem einen oder anderen der umgebenden Länder selbst festgestellt oder von Eisenbahnangestellten, Zollbeamten, Hoteldienern besorgt wurden, Spione und Spionage gab es überall. Der gewöhnliche friedliche Bürgersmann konnte sich kaum noch umdrehen. Auch manche Schweizer verfielen dem Trug. Da sie vielfach deutsch, französisch und italienisch sprachen, konnten sie sich als Spione für die eine oder andere kriegführende Macht ein hübsches Stück Geld verdienen. Sie konnten auch mehreren Herren gleichzeitig dienen, manchmal sogar auf verschiedenen Sei-

ten. Aus dem Übermitteln von Nachrichten und dem Grenzschmuggel liess sich gleichfalls schönes Geld machen. Nominell bewachte die Schweizer Geheimpolizei gleichmässig und unparteilich alle, besonders die Militärattachés der Kampfmächte, mochten sie nun Alliierte oder Teutonen sein, um Verletzungen der Schweizer Neutralität zu verhüten. Der Verwandte einer zahlreichen, wohlbekanntem Neuyorker Familie von Schweizer Abstammung war damit betraut, die Amerikaner zu überwachen, und hat sich wahrscheinlich dabei ins Fäustchen gelacht. Einige deutschschweizer Beamte halfen den Deutschen dagegen, die alliierten Nachrichtendienste zu bekämpfen, obgleich diese die Schweizer Neutralität sicher weniger verletzten als die Deutschen, die zu einer gewissen Zeit sogar ernstlich daran dachten, in die Schweiz ähnlich wie in Belgien einzufallen. Hohe Offiziere der Schweizer Armee standen bei den Alliierten auf der Liste der Verdächtigen, so passierte unter anderem auch der Vorfall mit den vier Obersten – doch davon später.

Schon Anfang 1918, lange, ehe der Franzose und der Amerikaner sich in dem Berner Café trafen, waren alle Nachrichtendienste einzig vom Gedanken an die grosse deutsche Frühjahrsoffensive erfüllt. Die Deutschen suchten ihre Pläne zu verheimlichen und die Alliierten irre zu führen, die ihrerseits mit allen Mitteln herausfinden wollten, wann und wo der Schlag fallen sollte. Erbittert und skrupellos liess man im Geheimkrieg alle Rücksichten beiseite. Die ganze Halbwelt im Schweizer Land summt vom Treiben der alliierten Spione, die nach Deutschland zu dringen und die kostbare Information zu ergattern suchten.

Zu Lande versuchten schwarz angemalte, verschlossene Wagen auf verstohlenen Pfaden an der Grenzkontrolle vorbei zu kommen. Zu Wasser huschten Motorboote über den Bodensee, geübte Schwimmer versuchten das deutsche Ufer zu erreichen, ehe die Patrouillenboote erschienen und ein kurzes Pistolengeschiesse plötzlichen Tod im Dunkeln brachte. In der angeblich neutralen Luft hört man nachts Motoren brummen, mutige Männer sprangen mit dem Fallschirm ab und versuchten in entschlossenem Bemühen die grimmigen deutschen Spionagejäger hinter das Licht zu führen, die ihrerseits wieder mit angespannter Aufmerksamkeit die

schleichende Invasion zurückzuweisen suchten. Alle halfen zusammen: der glänzend organisierte englische Nachrichtendienst, die im Schleichen so gewandten Italiener, die begeisterten, wenn auch noch dilettantischen Amerikaner und, am zahlreichsten von allen, die Franzosen. Von mehr als einem Dutzend Stellen der Schweiz versuchten sie ihre geschulten Leute durch das Schweizer und das deutsche Grenznetz zu bringen.

An einem kleinen Schweizer Ort befand sich ein französisches Vizekonsulat, dessen reguläre Amtsgeschäfte vielleicht darin bestanden, dass die rechte Hand nicht wusste, was die linke tat. Die Franzosen waren zwar keineswegs die einzigen Achselträger, aber in der Halbwelt begann man zu munkeln. So kam denn für dieses bescheidene und zurückgezogene Vizekonsulat ein Tag, an dem ein Besucher den Fuss über die Schwelle setzte, der ein den Beamten nur zu gut bekanntes Abzeichen vorwies.

Ein merkwürdiger Besucher

«Schweizer Geheimpolizei!» flüsterten sie.

Widerstand bedeutete zum mindestens Verhaftung und Ausweisung aus der Schweiz, kleinbegeben brachte eine gründliche Haussuchung, wobei vielleicht Dinge ans Licht kamen, die noch viel schlimmere internationale Verwicklungen in sich bargen. Mit sicheren Schritten gewann der unwillkommene Besucher, eine sehnige Gestalt von mittlerer Grösse und beherrschender Erscheinung, die Mitte des Zimmers. Es war ein Mann von etwa 38 Jahren, dessen Gesichtsausdruck Entschlossenheit, magnetischen Einfluss und Befehlsgewohnheit widerspiegelte. Unter einer breiten, gebietenden Stirn blitzten kohlschwarze Augen hinter Augengläsern vor. Er besass eine Nase wie ein Imperator, den Mund verdeckte ein dunkelbrauner Schnurrbart.

«Niemand darf das Haus verlassen», sagte er im vorzüglichen Französisch. «Ich bin, wie Sie sehen, Beamter der Schweizer Regierung. Ich soll nachsehen, ob die vermutete Verletzung der Schweizer Neutralität vorliegt.»

Im nächsten Augenblick streckte er die Hand aus. «Ich muss den Inhalt dieses Safes sehen.»

Ein Beamter widersprach. «Aber mein Herr, dieses hier ist

ein französisches Vizekonsulat. Ich versichere Ihnen, dass hier nichts Unerlaubtes zu finden ist, wir sind niemals aufgefordert worden, unseren Safe zu öffnen.» «Gleichwohl muss ich das verlangen», sagte der Besucher. Der Franzose zuckte die Achseln. Die wirklich geheimen Sachen waren hoffentlich nicht im Geldschrank und er stand dabei, als der Mann mit dem Abzeichen schleunigst Papiere und Notizbücher in einen mitgebrachten kleinen Sack steckte. «So», sagte er, «die werde ich mir in Ruhe durchsehen.» Der Franzose trat ihm in den Weg. «Sehen Sie sie durch, wenn es sein muss, aber Sie haben kein Recht, sie mitzunehmen!» Wie ein Blitz verschwand die Hand des Besuchers in der Manteltasche, «Oh, ich habe kein Recht dazu?» Seine Stimme nahm einen gebieterischen Ton an. «Das wollen wir doch sehen! Keiner rühre sich!» Mit ein paar gewandten Schritten war er durch die Tür, die er zuschlug und hinter sich abriegelte, und schon hörte man den Motor eines starken Kraftwagens anwerfen.

Der Geheimdienst in der Schweiz begann nunmehr für die Alliierten übel auszugehen. In einer anderen Schweizer Stadt erhielt ein wohlhabender Schweizer Kaufmann, der vielleicht ein klein wenig den Alliierten günstig gesinnt war, den Besuch eines Agenten der Schweizer Geheimpolizei, der darauf bestand, die Berichte seiner Reisenden in Deutschland zu sehen. Der Schweizer Beamte hatte sein Abzeichen vorgewiesen: ein gebieterischer Mann, mittelgross, sehnig, nicht ganz 40 Jahre alt, Schnurrbart, Augengläser, durchdringende schwarze Augen. «Derselbe Mann!» sagten sie beim französischen Geheimdienst.

Am nächsten Tage kam ein Codetelegramm von Zürich. Der gleiche schwarze Agent hatte bei einem zuverlässigen alliierten Agenten vorgeschlagen, sein Abzeichen vorgewiesen und Fragen gestellt, die nur einer stellen konnte, der die Papiere aus dem Geldschrank jenes Vizekonsulats eingesehen hatte. Er schien ein oder zwei Fährten gefunden zu haben. «Jetzt wird die Sache ernst», sagten die Franzosen, «was haben die Schweizer denn vor? Oder sollten es am Ende gar nicht die Schweizer sein? Aber das Abzeichen –»

Es gibt französische Schweizer so gut wie Deutschschweizer und einer von diesen berichtete am nächsten Tage: Ein hoher

Züricher Polizeibeamter erklärt, dass der Betreffende ein echter Schweizer Agent ist.

Der Schweizer Beamte war Deutschschweizer und stand schon lange bei den Alliierten auf der Liste der Verdächtigen. Sie konnten nichts beweisen, aber sie konnten aufpassen. Dann kam ein Bericht von Genf: Der englische Flieger X, auf Urlaub hier, ist häufig mit einem Manne zusammengesessen worden, der uns seit einiger Zeit zu denken gibt. Er gibt sich als Schweizer Geheimpolizist aus und spricht gut englisch. Er ist noch nicht 40 Jahre alt, mittelgross, schlank, aber kräftig, trägt braunen Schnurrbart und Augengläser und besitzt sehr scharfe und funkelnde schwarze Augen. Gleich darauf folgte wie ein Donnerschlag die Nachricht vom Deuxième Bureau:

Die selbständigen britischen Luftstreitkräfte, die von den Flughäfen im amerikanischen Abschnitt Lothringens aus nachts Bombenflüge gegen die deutschen Rheinstädte ausführen, glauben, dass das Geheimnis ihres Nachtsignals an die Deutschen verraten ist. Kürzlich haben mehrmals deutsche Flugzeuge bei Nacht die britischen Flugplätze überflogen und britische Geheimsignale zum Anstellen der Landungsbeleuchtung gegeben. Sobald dem Signal Folge geleistet wurde, belegten die Deutschen die Flugplätze mit Bomben und beschossen sie mit Maschinengewehren, wobei sie Flugzeuge vernichteten und Flieger und Mechaniker töteten und verwundeten. Wir haben Grund, anzunehmen, dass sie die entsprechenden Nachrichten in der Schweiz erhalten haben. Aber so sehr sich auch die Engländer bemühten, sie konnten nirgends in den königlichen Luftstreitkräften einen Flieger namens X feststellen. Das Schlimmste kam erst noch. Die ganze Zeit über hatte sich der französische Geheimdienst in der Schweiz im Stillen dazu gratuliert, dass er seine Leute glücklich nach Deutschland hineingeschafft hatte und ihre Berichte auch herausbekam. Wie die Nachrichten besagten, würde die grosse deutsche Frühjahrsoffensive von 1918 einen erstaunlichen Schlag gegen die Franzosen in der Champagne führen und möglicherweise mit einer Schere gegen die unerfahrenen und noch geringen amerikanischen Streitkräfte bei Toul verbunden werden. Andere Nachrichtenkanäle widersprachen dem zwar, aber man tat die entsprechenden Schritte,

um bereit zu sein. Am 21. März fiel der grosse Schlag, aber er traf nicht etwa die Franzosen in der Champagne oder die Amerikaner in Lothringen, sondern er fuhr 150 Kilometer und weiter entfernt auf die Briten an der Somme nieder. Die Franzosen wollten kaum glauben, dass dies der Hauptangriff war, und setzten ihre Verstärkungen nur ganz langsam, viel zu langsam ein, um den hartbedrängten Engländern beizustehen. Dann wurden plötzlich die französischen Spionagemeldungen aus Deutschland merkwürdig widersprechend.

Abgepasst

Sorgfältige Gegenkontrollen ergaben eine so geistreiche Verbindung von Wahrheit und Lüge, dass es fast unmöglich war, zu sagen, was davon richtig und was falsch war. Einen grossen Teil der richtigen Informationen besaßen die Alliierten bereits und das Deuxième Bureau fand heraus, dass das den Deutschen bekannt war. Voller Schrecken untersuchten sie ihren für sicher und unangetastet geglaubten Informationsdienst, der von der Schweiz aus durch ganz Deutschland arbeitete. Sie gaben ihm den Auftrag, Pläne der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen zu liefern, von der die Deutschen ihre Gase bekamen. Man besass aber bereits Pläne, für deren Richtigkeit man Beweise hatte. Mit der «Untergrundbahn» kam ein kompletter Satz Pläne unter der Aufschrift «Badische Anilinfabrik» zurück. Er trug sogar die richtigen Zeichen des französischen Geheimdienstes, aber die Pläne waren falsch. Die Deutschen hatten den französischen Geheimdienst überlistet.

Aber wie, und seit wie lange schon? In diesem Falle war dem scharfsinnigen romanischen Geist eine würdige Aufgabe gestellt, die noch dazu in verzweifelter Hast gelöst werden musste, denn andere deutsche Angriffe mussten kommen und waren schon in Vorbereitung. Wo? Wann? Nicht nur, dass eine verlässliche Nachrichtenquelle ausgetrocknet war, sie war auch noch durch den Feind vergiftet worden. Die wohlgeschulten Agenten, die so zuversichtlich über die deutsche Grenze gegangen waren und dann anscheinend verkehrte Berichte zurückgesandt hatten – wo waren sie geblieben? Wie eifrige Jagdhunde klopften die Leute vom zweiten Büro

die Gehege der deutsch-schweizerischen Grenze ab und fanden bald dort eine Witterung, hier eine Spur, kleine Stückchen, die zusammengesetzt die ungefähren Umrisse des Trauerspiels lieferten. Vom ersten bis zum letzten waren die 21 geschulten Agenten, die sich zur Erkundung des grossen Angriffs nach Deutschland begeben hatten, schon geliefert gewesen, ehe sie nur die Grenze überschritten. Die Deutschen hatten sie gewissermassen ins Empfangszimmer treten lassen, das Tor hinter ihnen verschlossen und dann hinter dem Vorhang jede ihrer Bewegungen beobachtet, während sich diese ans Nachrichtensammeln machten. Mit der grössten Sorgfalt hatten sie festgestellt, wie die französischen Spione ihre Berichte zurücksandten; durch heimliche Boten, chiffrierte Telegramme, Zeitungsinserate und weitere Mittel. Dann hatten sich die Deutschen auf sie gestürzt, und ein französischer Spion nach dem anderen stand mit aschfahlem Gesicht vor dem Exekutionskommando. Die Deutschen hatten sie Mann für Mann ausgelöscht und dann statt ihrer gefälschte Berichte zurückgesandt.

Der französische Nachrichtendienst suchte nach dem geistigen Urheber dieses Meisterstücks im Schlingenstellen. Stückchenweise zeigte sich die Gestalt des Meisters, aber nur stückchenweise. Lange blieb er ein Name, ein Gespenst. Nicht einmal jene, die ihn wie der Stab des Vizenkonsulats in Person gesehen hatten, wussten recht, wer und was er war. Sie fluchten auf ihn, den «Meister» – und dabei sah er ihnen über die Schulter. Der Chef des französischen Geheimdienstes fuhr fort:

«Nun haben wir auf der Suche nach ihm jeden Mann aus dem Vizekonsulat über die ganze Schweiz gehetzt. Und schau, ausgerechnet hier in Bern kommt einer ganz aufgeregt zu mir. ‚Ich habe ihn gefunden!‘ ruft er, ‚auf dem Polizeiamt.‘»
«Ich versichere Ihnen, ich konnte mich kaum noch beherrschen. «Ganz bestimmt ist er's», sagt mein Mann. «Von der Wartehalle aus sah ich, wie er sich mit einem höheren Polizeibeamten lachend unterhielt. Ein Maschinenschreiber sagte mir, es sei ein guter Freund des Beamten, der häufig kommt. Er ging fort, nahm sich eine Taxe, fuhr um einen Häuserblock herum, ging dann in ein Mietshaus und betrat eine Wohnung im 1. Stock. Der Hauspfortner sah aus wie ein

veritabler preussischer Unteroffizier, man brauchte ihn gar nicht erst zu fragen. Aber der Pförtner ging auf die Strasse heraus. Da holte ich mir ein Paar Zeitungen von einer alten Strassenhändlerin, lief ins Haus und zog an der Klingel. Darauf kam ein Mensch an die Türe, der in der Grösse dem von mir Beschlichenen entsprach, aber er war breit-schultriger, dunkler, wuchtiger. Der Gesichtsausdruck war anders, mit anderen Worten, es war ein Hauptmann des deutschen Heeres. Ich konnte ins Zimmer hineinsehen, es war nur klein, und ich kann beschwören, dass niemand weiter drin war. Der Mann, den ich hatte eintreten sehen, war nicht darin. Mir blieb gerade noch soviel Geistesgegenwart, um ihm eine Zeitung anzubieten. Der deutsche Offizier sah mich scharf an, nahm die Zeitung, suchte in seiner Tasche, ging dann ins Zimmer zurück und nahm aus einem Paletot Geld, und ich kann wiederum beschwören, dass is derselbe Mantel war, den der von mir verfolgte Mann, der seinerzeit aufs Vizekonsulat kam, getragen hatte. Aber dieser Hauptmann war ein anderer Mann oder er schien es zu sein.» «Nun, Sie wissen ja, mein Freund», fuhr der französische Chef fort, «wir haben da so ein kleines Ding, was man das Verbrecheralbum nennt, mit Bildern der von uns Beargwöhnten. Fast augenblicklich fand unser Mann das passende Bild. «Da ist er», sagte er. Es war ein Hauptmann von Einem, der häufig mit einem Regierungspass zwischen Deutschland und der Schweiz hin und her reiste, um sich nach den in der Schweiz internierten Soldaten umzusehen. Wir argwöhnten schon lange, dass er unter dem Deckmantel seines menschenfreundlichen Werkes bei der «Untergrundbahn» half, dass er so eine Art Kurier und Agentenwerber war. Ich setzte ihn darauf Tag und Nacht unter Bewachung und unser Agent meldete mir bald Folgendes:

«Heute Morgen nahm Hauptmann von Einem den Zug nach Zürich. Am Bahnhof erwartete ihn eine Limousine, er zog die Vorhänge zu. Der Wagen fuhr ganz langsam eine halbe Stunde weit, bis er zu einem Mietshaus in einer abgelegenen Strasse kam. Die Wagentür öffnete sich und heraus trat – ein Unbekannter; der Hauptmann war verschwunden. Dieser neue Mann trug ein ziemlich spasshaftes Zivil, war kurz und gebeugt. Ich konnte gerade einen Blick in sein Gesicht tun,

das war aber nicht das des Hauptmanns v. Einem. Als mein Mann ins Haus trat, kaufte ich mir um die Ecke einen Korb Gemüse, schlug meinen Kragen hoch und ging zurück. Der Pförtner war bestimmt ein Deutscher, aber eine Putzfrau kehrte dort und zu dieser sagte ich:

«Diese Sachen hat Herr Glauber bestellt, der eben aus dem Auto gestiegen ist,»

«Machen Sie, dass Sie fortkommen!» rief sie mir zu. «Wir haben keinen Herrn Glauber hier; das war Herr Michaelsen, der schon lange Zeit hier wohnt. Sie haben sich im Haus geirrt.»

Auf der Züricher Zweigstelle sagte man mir nunmehr: «Ja-wohl, Michaelsen steht auf unserer Liste, er ist dem deutschen Vizekonsulat beigegeben und sitzt im Büro für den Umtausch deutscher Kohle gegen Schweizer Milch, Käse und andere Produkte. Er spricht deutsch, französisch, englisch und Schwyzerdütsch. Wenn er mehr Haltung besäße, würde er einen gefährlichen Spion abgeben; aber er lebt liederlich. Aber Hauptmann v. Einem? Wir haben in Zürich niemals von ihm gehört.»

Der Meisterspion

Der französische Chef lehnte sich zurück und zündete eine Zigarette an. «Das war eine Sache, mein Freund!» sagte er mit ausdrucksvoller Gebärde. «Sollte der Räuber im Vizekonsulat mit dem Schweizer Amtsabzeichen, der Freund der Berner und Züricher Polizei, gleichzeitig Hauptmann v. Einem in Bern und ausserdem noch Herr Michaelsen in Zürich sein? Welche wirkliche Persönlichkeit versteckte sich dahinter? Sollten alle diese geschickt ausgearbeiteten Verkleidungen nur den Nachforschungen eines Schweizer Agenten nach Neutralitätsverletzungen dienen? Nein, hier konnte es sich nur um einen ausgesprochen klugen, deutschen Agenten, um einen Meisterspion, handeln.

Seit die Deutschen unsere einundzwanzig Agenten ausgelöscht hatten, waren unsere übrigen Augen und Ohren um so wachsamer geworden. Von dem Meister, wie sie ihn hier in der Schweiz nannten, hatten wir schon gehört. Der Vorfall mit Michaelsen brachte uns auf den Gedanken, in den Unterweltsspelunken weiter zu suchen, Hören Sie weiter. Er be-

sitzt irgendwie eine unheimliche Macht über viele der Gewohnheitsdiebe und Spitzel in der Schweizer Unterwelt. Da sind Kerle, die für Geld alles machen. Sie berichten, was ein indiskreter, etwas angetrunkenen Offizier der Alliierten vielleicht enthüllt, sie knacken einen Geldschrank, sie stehen, verprügeln, betäuben oder töten einen Agenten der Alliierten, kurz sie tun alles, wenn sie nur genug Geld bekommen. Einige davon sichert er sich durch Bestechung, andere durch Drohung mit Anzeige, ein paar arme Teufel waren ihm zu Willen für die Rauschgifte, die er immer hat. Aber sein Einfluss reicht viel weiter als bis in die Unterwelt. Die beiden Schweizer Polizeibeamten sind nur Aussenposten. Wir stossen überall auf seine Spur. Als Michaelsen finden wir ihn gleichermassen in Fühlung mit Hohen und Niedrigen. An ein und demselben Tage verhandelt er mit Walter Rathenau, dem Vorstand der Handelsabteilung in der deutschen Botschaft (der, wie wir schon lange vermuten, das legale Geschäft durch die Vordertür und den Geheimdienst durch die Hintertür erledigt), gleich darauf wieder mit einem Bankkassierer, der wegen Diebstahls angeklagt ist, sich darauf alsbald einen erstklassigen Schweizer Anwalt nehmen kann und gegen hohe Bürgschaft freikommt. Überall, wohin er geht, findet der Meister seine Opfer. Mehr als nur ein schurkischer Kassierer ist in seiner Gewalt. Vielleicht hat er diesen einen da gerade erst zum Spekulieren verführt und dann seinen Freund von der Polizei veranlasst, ihn zu verhaften. In gar vielen Schweizer Banken, die mit alliierterem Geld arbeiten, hat er seinen Agenten, der ihm erzählt, wofür es verwendet wird. Er hat Schweizer Eisenbahnschaffner, Zimmermädchen in Hotels, Telegraphenbeamte bestochen. Woher wussten die Deutschen so genau, was an der Grenze vorgeht? Er hat auch die Zollinspektoren in der Tasche. Immer suchen er und seine Agenten den schwachen Punkt der Leute zu finden, sie zu verführen und noch schwächer zu machen. «Jetzt musst du für mich Spionage treiben, sonst verrate ich dich an die Schweizer Polizei!»* sagte er. Seinen Bekannten von der Polizei gibt er Nachrichten über die Vorgänge in der Unterwelt im Austausch für das, was diese über unseren alliierten Geheimdienst hier wissen. Vielleicht sind sogar einige von unseren Leuten hier agents doubles, die für

beide Seiten arbeiten und auch in seinem Solde stehen. Geld hat er genug dazu.»

«Solch ein Mephistopheles!» rief der Franzose mit verzweifelltem Grimm. «Er fügt uns mehr Schaden zu als die Hälfte der deutschen Generäle zusammengenommen. Er stiehlt die britischen Signale und vernichtet mehr Flugzeuge als Richthofen. Tag für Tag fallen viele französische, englische, italienische und amerikanische Soldaten durch seine Arbeit. Es ist eine Sache, die jetzt uns beide angeht.»

Als die Vereinigten Staaten den Krieg erklärten, war ein Amerikaner, der wie so viele andere, Deutschland kannte, dem Geheimdienst in der Schweiz zugeteilt worden. Nun erhielt er die Aufforderung, bei der Jagd auf den Meister zu helfen.

Er stürzte sich eifrig auf diese Aufgabe, arbeitete die französischen und amerikanischen Akten über den Fall durch, zerbrach sich Tag und Nacht den Kopf darüber, streifte die merkwürdigsten Örtlichkeiten ab und achtete auf jedes ihm begegnende Gesicht. Da er der Dame Glück so sehr den Hof machte, zeigte sie ihm auch ihr Lächeln. Eines Tages fiel ihm aus der vorübergehenden Reihe der Gesichter auf Strassen, in Cafés und Theatern eines als bekannt auf, Es war das eines schlanken jungen Deutschen aus guter Familie, den er von friedlichen Tagen her als Muttersöhnchen kannte. Aber wie hatte sich der junge Mann verändert!

Das Gesicht war abgezehrt, die Augen traten aus den hageren, aschfarbenen Wangen heraus. Die noch schlanker als früher aussehende Gestalt ging wie unter einem Gewicht gebeugt. Der Amerikaner bekam einen richtigen Schreck. Ein Sturm alter Erinnerungen veranlasste ihn, dem Deutschen zu folgen, der eine Seitenstrasse hinabging. Er klopfte ihm auf die Schulter und nannte ihn beim Namen.

Der andere fuhr zusammen, sah sich um und drückte krampfhaft die Hand des Amerikaners: «Wir sind immer noch alte Freunde. Wilson hat doch gesagt, nur die Regierungen kämpfen zusammen. Wir sind keine Feinde.»

Sie unterhielten sich ein paar Minuten, wobei der Deutsche dauernd auf dem Sprunge schien und nur krampfhaft Haltung bewahrte. Kein Wunder, dass seine Erzählung dem Amerikaner einen Schrecken einjagte. Er erzählte ihm, dass er

wegen Schwindsucht aus dem Heeresdienst entlassen sei. Er kam auf Präsident Wilson und den amerikanischen Anteil am Kriege zu sprechen, fragte, ob es wahr sei, dass die Amerikaner wirklich deswegen mitkämpften, um die Hohenzollern zu entthronen und Deutschland zur Freiheit zu verhelfen. Mit einem fanatischen, geradezu schauerlichen Ernst stellte er immer wieder diese Frage. Er hustete dazu schrecklich, man sah ihm an, dass er vom Tod gezeichnet war.

Dieser Mann hat etwas auf dem Herzen, das ihn geradezu umbringt, dachte der Amerikaner bei sich. Dann fragte er: «Was machen Sie jetzt in der Schweiz?» Das Gesicht des Deutschen verzog sich schmerzlich. «Ich, – – – bin im Staatsdienst», sagte er schliesslich. «Ich habe eine Beschäftigung, die mich anekelt.»

Staatsdienst, – Beschäftigung, die mich anekelt. Diese Worte flimmerten dem Amerikaner wie Feuer vor den Augen. Das erste, was er im Geheimdienst hatte lernen müssen, war: «Misstrauere jedem. Der Geheimdienst kennt drei mächtige Kräfte: Vaterlandsliebe, Hass und Gier. Benütze sie.» Aber wie? Das war hier die Frage. Wo fand er den Schlüssel zum Geheimnis seines Freundes? Ruhig und überlegt entschloss sich der Amerikaner, alles an Geschicklichkeit, Takt und Erfindungsgabe aufzubieten, was ihm zu Gebote stand, um den Deutschen zu sondieren.

Der amerikanische Geheimdienst bezeichnete den Deutschen später als «Zero». Dieser, der aus privaten Gründen seinem Heimatlande grollte, sagte nach langen Erzählungen schliesslich:

«Jetzt haben sie mich hier nach der Schweiz geschickt, um ihre Schmutzarbeit zu tun, wo ich spionieren soll, und der Sklave eines Menschen bin, der alles, was ich verabscheue, in sich vereinigt.»

Der Amerikaner erhob sich halb aus seinem Sitze:

«Wer ist dieser Mann?» fragte er.

Zero sah müde drein:

«Sie nennen ihn den Meister,»

«Den Meister?» Die Stimme des Amerikaners war schrill.

«Ha, mein alter Freund, sämtliche Geheimdienste der Alliierten in der Schweiz suchen nach den Informationen, die Sie geben können; Sie versetzen damit dem Deutschen Reich,

das Sie hassen, einen härteren Schlag, als wenn es eine Schlacht verlöre.»

Nun begann ein Kampf, den der Deutsche mit sich selbst zu führen hatte. Konnte er wirklich sein ganzes bisheriges Leben vergessen und diesen verhassten Diener eines verhassten Herrschers und seiner Regierung verraten? Mehr als einmal musste ihm der Amerikaner versichern, dass er mithelfen könnte, Deutschland die Demokratie zu bringen, für die die Amerikaner kämpften. Jeden nur erdenklichen Grund führte er ins Feld, den Einfall in Belgien, die «Lusitania» und andere Handlungen der kaiserlich deutschen Regierung,

«Die ganze Welt kämpft gegen diese Regierung. Warum nicht auch Sie? Sie haben sie zu fühlen bekommen. Wenn Sie diese Gelegenheit nicht benützen, müssen Sie sich Vorwürfe machen bis an Ihr Lebensende.»

Schliesslich gewann er den anderen.

«Möge Gott mir helfen, aber ich tu's», flüsterte Zero, dann begann er zu erzählen, was er über den Meister wusste. Er konnte mehr über ihn berichten als jeder andere in der Schweiz, aber er gab nicht alles auf einmal von sich. Dann und wann gewann bei ihm die Furcht oder ein Rest alter Treue zum Vorkriegsvaterland die Oberherrschaft. Der Amerikaner schwebte dauernd in Angst, die Persönlichkeit des Meisters, der jetzt anfang, greifbare Gestalt zu gewinnen, würde wieder in nichts vergehen, ehe sie sicher in Fleisch und Blut gepackt werden konnte. Nach Rücksprache mit dem französischen und amerikanischen Nachrichtenchef und nach Durchsicht der aktenmässigen Berichte entwarf er ein ebenso umfassendes wie kühnes Programm, um Zero einem Kreuzverhör zu unterwerfen. Da er dessen Verbindung mit dem deutschen Geheimdienst kannte, durfte er sich nicht mehr mit ihm zusammen sehen lassen. Ihre Zusammenkünfte mussten daher an stets anderen, immer möglichst heimlichen Orten stattfinden. Je grösser die Sicherheit vor Entdeckung war, desto mehr erzählte Zero. Der Amerikaner wusste, dass er jeden Augenblick in Gefahr war, und nahm daher zu den Verabredungen Revolver und Totschläger mit. Keinen Augenblick verliess ihn der Gedanke: Wie nun, wenn er mich trotz allem bloss anführt?

Aber soweit sich Zeros Angaben kontrollieren liessen, er-

wiesen sie sich als wahrheitsgetreu. Schliesslich drängte der Amerikaner bei einer nächtlichen Zusammenkunft im Walde in der Nähe von Bern den anderen, doch endlich «rüber zu kommen». Und Zero versprach es: «Nehmen Sie morgen den Frühzug nach Zürich. Letztes Abteil des Erster-Klasse-Wagens. Kommen Sie allein.»

Der Amerikaner kam allein, aber selbst als er schon mit der einen Hand die Tür des Erster-Klasse-Abteils öffnete, behielt er noch die andere in der Tasche an seiner Selbstlade-pistole. Immer noch lag die Möglichkeit vor, dass es eine Falle war. Zuerst sah er niemand in dem verdunkelten Abteil, dann flüsterte eine heisere Stimme: «Nehmen Sie das.» In einer Ecke kauerte Zero, der im Halbdunkel noch blasser als sonst aussah. Er schob dem Amerikaner einen Geigenkasten in die Hand.

«Es ist alles in der Geige drin», ächzte er, «ziehen Sie sich jetzt das an –», er drückte dem Amerikaner eine lange, flatternde Krawatte und einen breitkrempigen schwarzen Hut in die Hand – «und steigen Sie an der nächsten Station aus.» Im nächsten Augenblick zwängte sich Zero aus dem Abteil und der Zug fuhr an.

Wer ist der Meister?

Ein paar Stunden später holten der Amerikaner und sein Chef merkwürdige Notizen aus der Violine, Bemerkungen, die auf dem dünnen, für Spionagenachrichten üblichen Papier standen. Immer und immer wieder hatten sie sich gefragt: wer denn eigentlich der Meister sei? Hier fanden sie endlich die Antwort. In voller Grösse war er enthüllt.

Es war ein Mann von Bedeutung, von Einfluss und Macht, schon im Vorkriegsdeutschland. Er war 1880 in Bayern geboren und hatte Elektrotechnik studiert. Gesellschaftlichen Erfolgen hatte er berufliche hinzugefügt, denn er besass nicht nur eine vorzügliche Stellung, er verfügte auch über hohe Bildung und sprach sieben Sprachen. Für die Frauen besass er besondere Anziehungskraft, machte zahlreiche Eroberungen und verfügte ausserdem über ein etwas romantisches Aussehen. Eine beim Liebhabertheater noch erlangte Übung in Aufmachung und Verkleidung unterstützte ihn dabei.

Der Krieg 1914 fand ihn als Magistratsrat einer grossen Stadt.

Als Offizier erwarb er sich an der Westfront das Eiserne Kreuz, aber nach einer Verwundung hatte man ihm bedeutet, er könne im Geheimdienst wesentlich mehr leisten.

Seine Vorliebe für das Theatralische bewog ihn erst zur Annahme, dann half sie ihm, die drei Masken zu erdenken und zu spielen, in denen er seine Netze über die Schweiz spann. Er war dem Handelsstab der deutschen Botschaft in Bern zugeteilt und machte mit Erfolg die Beschränkungen zu nichts, zu denen sich die Schweizer Regierung unter dem Drucke der Alliierten beim Handel mit dem blockierten Deutschland bereifinden musste. Er erlangte Zutritt bei einflussreichen deutschfreundlichen Geschäftsleuten und Bankiers, und setzte mit reichlichen Mitteln bald kühne Geschäfte in Gang. Wenn ihm gerade kein Ausweg zum Umgehen der Bestimmungen einfel, liessen die von ihm bestochenen Zollbeamten die Konterbande auch so durchgehen. Um das Schmugglergeschäft zu verdecken, gründete er eine Wechselagentur und importierte nach der Schweiz monatlich Güter im Werte von 2 Millionen Franken, die nach Deutschland gingen. Den kränklichen Zero, der ein williges Werkzeug schien und Bankbeamter gewesen war, setzte er als Marionette an die Spitze dieses Büros. Es liess sich dabei nicht vermeiden, dass Zero Einblick in die Methoden gewann, mit denen er das Vaterland auf ungesetzlichem Wege versorgte, trotz einer Blockade, die er und die meisten Deutschen als grausam und wider das Völkerrecht verstossend betrachteten. Sich selbst etablierte er als Überspion, als Obergegenspion, und spann ein Netz, das Hunderte und Tausende von anderen umschlang.

Als Spion leitete er, oder andere taten es für ihn, eine kleine Schule in Bern, deren Ausbildungsweise manchmal etwas gewaltsam war. Einige Zöglinge waren Elsässer und Lothringer und stammten aus den Lagern von internierten Deutschen, die Hauptmann v. Einem besuchte.

Einige Leute aus der Unterwelt, die ausgemachten Gauner, rekrutierte Herr Michaelson. Einige Schweizer besorgte der Meister durch Bestechung, Erpressung und Drohung. Einige waren vaterlandsliebende treue Deutsche, die sich willig zu dieser Arbeit hergaben. Alle wurden genau belehrt, wie sie nach Frankreich kommen konnten, welche Rolle sie dort zu

spielen hatten, welche Nachrichten sie beschaffen und wie sie diese berichten konnten. Sie waren so gut ausgebildet und bezahlt, dass nur allzuvielen davon unversehrt zurückkehrten.

Als Gegenspion betrieb der Meister mit besonderer Liebe das Untergraben des alliierten Nachrichtendienstes. Der Fang und die Erledigung der 21 Franzosen, gerade vor der deutschen Frühjahrsoffensive, dürfte wohl sein grösster Schlag auf einmal gewesen sein, der ihm die wertvolle Auszeichnung des Ordens Pour le Mérite einbrachte. Aber 200, nicht 21, war die Gesamtzahl seiner Opfer. Nicht weniger als 200 Agenten der Alliierten waren in sein Netz gestolpert, in dem sie sich, wie in einem im hohen Grase verborgenen Stacheldraht, verfangen. Was er nicht durch seinen eigenen Geheimdienst oder mit Hilfe seiner Freunde in der Schweizer Polizei herausfinden konnte, das bekam *er* von einem Verräter. Wie der französische Chef gefürchtet hatte, befand sich im französischen Geheimdienst ein Agent double, ein Achselträger, der zuerst in der Schweiz und dann in Frankreich gearbeitet hatte. Er hatte sich dem Meister verkauft und war mehr als jeder andere für die Ergreifung und Erschiessung der 21 verantwortlich. Dank dem Amerikaner dauerte es nicht lange, bis dieser Mann vor einem Exekutionskommando in der blau-grauen Uniform der französischen Republik stand, die er verraten hatte. Sein Name war Leon Sutor.

Mit Unterstützung seiner Freunde von der Schweizer Polizei hatte sich der Meister alle Mühe gegeben, seine Arbeit zu maskieren. Sie teilten ihm mit, wen sie als Agenten der Alliierten im Verdacht hatten, und wenn er ihnen den bestätigenden Beweis brachte, liessen sie seine Person aus dem Bericht aus.

Er erschien nur zweimal offen bei den Verhandlungen gegen Brestline und Margeot, dann nur noch in einer seiner Verkleidungen ohne Enthüllung des Meisterspions. Aber der Meister machte in zwei Punkten Fehler. Den Charakter des Zero hatte er nicht ganz durchschaut und als Michaelsen gestattete er sich Ausschweifungen, die nicht ohne Rückschläge bleiben konnten. Es handelt sich dabei nicht nur um seine Wohnungen in Bern und Zürich, da war auch noch eine kleine alleinstehende Villa bei Arbon, von Deutschland

aus gut erreichbar quer drüben über dem Bodensee auf dem anderen Ufer. Für die Privatgeschichten des Meisters war das ein bequem gelegener Fleck, von dem aus man auch mit Deutschland gute Verbindung halten konnte. Das Haus stand unter scharfer Bewachung und ein flinkes Motorboot lag stets fahrbereit.

Soviel entnahmen die beiden Offiziere des amerikanischen Geheimdienstes in Bern an jenem Tage 1918 aus den Notizen in Zeros Violine. Jemand, der sich im Labyrinth der Ränke in der Schweiz auskannte und den Anteil des Meisters daraus durch andere Informationen beurteilen konnte, dem erschien die Sache gar nicht so unglaublich.

Jetzt haben wir ihn, sagte der amerikanische Chef. Das bringt ihn hinter Schloss und Riegel. Darauf haben die Franzosen gewartet. Wir wollen ihnen die Unterlagen geben. – Als der jüngere enttäuscht dreinsah, erklärte er ihm: Wenn unsere amerikanische Dienststelle öffentlich die Anerkennung dafür einsteckt, geben wir bei dieser Sache den grössten Trumpf aus der Hand. Jetzt denken alle noch, dass wir von nichts eine Ahnung haben. Wir wollen lieber die Franzosen in dieser Sache auftreten lassen, und vor allem muss die Geschichte ohne Gewalt gehen. Wir haben hier genug Material, um ihn auf Jahre in der Schweiz hinter schwedische Gardinen zu bringen.

Dann rieb sich der Chef befriedigt die Hände und meinte kichernd: Mir scheint, wir haben da auch ein bisschen Meisterspion gespielt.

Jekyll und Hyde*

Triumphierend zeigte der französische Chef einem noch Höheren als dem höchsten Schweizer Polizeibeamten seine Beweise für die Verletzung der Schweizer Neutralität durch den Meister. Die Schweizer waren entsetzt. Dieser Mann war doch eine bedeutende Persönlichkeit, ein Freund von vielen prominenten Schweizern! Aber die Schweizer Polizei ging schliesslich doch nach der Berner Wohnung, wo derweil französischen Agenten wegen der Möglichkeit eines Aus-

* In der meisterhaften Novelle «Dr. Jekyll und Mr. Hyde» schildert R. L. Stevenson, wie der geniale Arzt Jekyll sich mit Hilfe eines chemischen Mittels willkürlich in einen ganz anderen Menschen, den teuflischen Eduard Hyde, verwandelt, der ohne erwischt zu werden, Verbrechen begehen kann. Schliesslich verliert Hyde die Fähigkeit, wieder Jekyll zu werden, und endet durch Selbstmord.

reissens Wache gestanden hatten. Sie klopfen an die Tür, erhielten aber keine Antwort. So brachen sie die Tür auf und standen einen Augenblick ganz entgeistert. Sie sahen einen Mann mit einem scheusslichen Gesicht, das ganz schief hing. Eine Seite war geschwollen, die eine Wange hatte braune gesunde Farbe, die andere war totenblass. Eine Augenbraue fehlte und der Haarwuchs war merkwürdig nach der Seite verschoben, es war nämlich eine Perücke. Sie hatten den Meister erpapt, wie er gerade zum Herrn v. Einem wurde.

Briefschaften und Unterlagen in dieser sowie in der Züricher Wohnung bekräftigten Zeros Angaben und bewiesen sogar, dass das Genie des Meisters noch viel höheren Flug genommen hatte. Nach der ersten russischen Revolution im Frühjahr 1917 hatte der deutsche Geheimdienst Lenin aus seiner Verbannung in der Schweiz durch Deutschland hindurch nach Russland gebracht, wobei dieser versprochen hatte, nach Erlangung der Gewalt die den Deutschen noch gegenüberstehende russische Armee aufzulösen und Frieden zu schliessen. Verschiedene prominente Leute in den alliierten Ländern hatten dringend verlangt, dass Lenin und andere bei ihm befindliche Bolschewiken ermordet werden sollten. Aber diese waren sicher in ihrem „versiegelten Zuge« durchbefördert worden, und das Ergebnis ist der Welt ja bekannt. Die Amerikaner glaubten einige Beweise dafür zu haben, dass eine Hand am Regler jenes Sonderzugs die des Meisters gewesen war. Ein Beweis dafür wäre als wichtige Nachricht für die Propaganda in dem damals – um 1918 – hochgradig empfindlichen Europa von hoher Bedeutung gewesen. Es war sogar möglich, dass die Ereignisse in Russland dadurch beeinflusst worden wären. Aber gab es einen solchen Beweis? Hintenherum erkundigten sich die Amerikaner bei Zero deswegen. «Auf dem Gelände der Villa am Bodensee», erwiderte dieser, «steht ein kleines Aussenhaus über einer Senkgrube. Dort hängt unter einem Sims an einem Pflock ein Köfferchen, in dem er sehr wichtige Papiere aufhebt. Seht sofort dort nach.»

Noch in der nämlichen Nacht hörte der dicke Deutsche, der die Villa bewachte, ein Automobil kommen. Er ging schleunigst an die Hintertür und fand zwei Leute, die an einem

Auto herumflickten. Sie sahen aus wie Arbeiter, trugen Arbeitsanzüge und sprachen Deutsch. Es waren ein paar junge, gut aussehende Bürschchen, die ihn sogar um seinen Rat fragten, rauchten und bei ihrer Reparaturarbeit die Flasche hin und her gehen liessen. Als er meinte, lange genug weg gewesen zu sein und zurückgehen wollte, stiess er auf zwei andere mit bärtigen Gesichtern und breitrempigen Hüten, die gerade von seinem Tore herkamen. «Was haben Sie hier zu suchen?», sagte er. Aber die beiden anderen waren auch keine üblen Gesellen, sie hatten gleichfalls eine Flasche bei sich und der eine stimmte im besten Schwyzerdütsch ein wohlbekanntes Trinklied an. Sie stiegen in ihren Wagen und fuhren weg. Der Deutsche stolperte zu seinem Tor zurück und fluchte: «Donnerwetter, das Licht ist aus!» Im Auto fragten die beiden Reparatoure eifrig: «Nun, wie ging's, habt ihr's gefunden?» «Lasst mich erstmal diesen Schnurrbart abnehmen, damit ich reden kann», sagte der Sangesbruder. Als der ‚Fritz‘ zum Tor rauskam, klemmten wir uns über die Mauer, aber gerade über dem Eingang zum Aussenhäuschen brannte ein helles elektrisches Licht. Das war brenzlich. Die Luftpistole geht geräuschlos, das ist ganz schön, aber ich habe nicht genug damit geübt. Schliesslich traf ich das Licht doch, und Alex hatte die Gasmasken, die Strickleiter und den Suchhaken und wir machten uns rein. Wir brauchten die Gasmasken gar nicht einmal, obgleich, – brrr – na, schliesslich fanden wir den Pflock. Ich beugte mich gerade vor, um Alex zu helfen, als ein grosser Hofhund meine ungedeckte Kehrseite angriff. Ums Haar hätte ich Alex in die Senkgrube rutschen lassen. Aber ich schaffte es doch, dem Köter eins mit der Luftpistole zu versetzen, worauf er mit Geheul abzog. Dann ging ein Licht im Hause an und wir machten, dass wir wegkamen. Der Koffer hing übrigens nicht an dem Pflock, und sonstwo in der Nähe war er auch nicht.» Das Köfferchen wurde nie gefunden. So geheim der Meister auch vorgegangen war, einige von seinen Gefolgsleuten, abgesehen von Zero, wussten gleichfalls Bescheid über seine Methoden. Man bemühte sich mit Feuereifer, seine Spuren zu verwischen. Einflussreiche Freunde, Deutsche wie Schweizer, machten sich mit gleicher Geschicklichkeit ans Werk. Die Deutschen, um einen Meisterspion zu retten, die Schweizer,

damit nichts über seine Beziehungen zu ihrer Polizei herauskam. Der Skandal wäre sonst mindestens so gross geworden wie bei dem berüchtigten Fall mit den vier Obersten. Kein Wunder daher, dass der Meister alsbald die besten Schweizer Anwälte bekam, die schleunigst feststellten, dass die Gefängnishaft, die Folgen seiner alten Verwundung und die niederschmetternde Schmach falscher Bezeichnungen ihn körperlich und seelisch erschüttert hätten. Er wurde vom Gefängnis in eine private Nervenheilanstalt bei Zürich gebracht, wo man seinen Zustand nicht ernst genug fand, um scharfe Isolierung zu rechtfertigen. Er bekam verschiedentlich Besuch.

Eines Abends unterhielt er sich mit einem Wärter im Billardzimmer, als das Gong ging. Man hörte den Ruf «Feuer» Feuer!» und rasches Laufen von Füßen. Der Wärter rannte hinaus, aber zuerst öffnete er das Fenster. An dieses Fenster sprang der Patient, erfasste ein am Fenster hängendes Seil, liess sich daran in den Hof hinab und rannte nach einer Ecke der Umfassungsmauer. Er warf eine Handvoll Kies hinüber, worauf die obersten Sprossen einer Leiter erschienen. Wie der Blitz war er auf der Mauer und hinüber, um im Fond eines bereitstehenden Autos der deutschen Botschaft zu verschwinden, das sofort wegfuhr. Die Fahrt ging ohne Zögern nach Arbon am Bodensee, wo das Motorboot bereits wartete. Am nächsten Morgen fand der Chef des amerikanischen Geheimdienstes auf seinem Tische ein aufgefangenes Telegramm aus Friedrichshafen in Deutschland an die Botschaft in Bern. Es lautete in Chiffreschrift:

«Ankam hier sicher gestern Abend.»

Mit der Flucht des Meisters aus der Schweiz brach dessen Organisation zusammen. Die meisten der Räder in Bern und Zürich hörten auf zu laufen. Wenig andere hatten etwas von ihren verschiedenen Verzweigungen gewusst, nicht einmal Zero hatte sie alle gekannt, obgleich er mehr als die anderen darüber wusste. Ergrimmt über den Schlag suchten aber die Deutschen nach Erklärung oder wenigstens nach einem Prügelknaben, und verfielen auf Zero. Auf Grund einer geringfügigen Passverletzung liessen sie ihn durch die Schweizer verhaften.

Er fühlte es sich wie kalte Finger um seinen Hals legen,

und in seiner Todesnot aus Angst und körperlicher Schwäche gab er seiner Schwester Margarete Nachricht. In der Hoffnung, von ihr Beweise für ihres Bruders Schuld zu erhalten, liessen die Deutschen sie kommen. Bei einem herzzerreissenden Wiedersehen im Berner Gefängnis flehte sie Zero an: «Geh' zu dem auch dir bekannten Amerikaner. Er ist unsere einzige Hoffnung.»

Sie begab sich zum alten Freund aus glücklichen Tagen und er meinte sofort: «Sie brauchen nicht darüber zu sprechen, ihr Bruder hat unserer Sache geholfen und ich werde ihm helfen.» Er verletzte damit die eiserne Regel des Geheimdienstes, die da lautet: «Gib nie Beziehungen zu einem Spion oder Angeber zu, der dir gedient hat und dabei erwischt worden ist. Selbst wenn du ihn im geheimen bezahlt hast, leugne es, verleugne ihn.» Zero hatte zwar niemals weder einen Pfennig verlangt noch erhalten, aber für den jungen Amerikaner galten auch noch andere Regeln, die der Menschlichkeit, der Freundschaft, der Ritterlichkeit, nicht zuletzt auch die Regeln des gesunden Menschenverstands, denn angenommen, Zero enthüllte den amerikanischen Anteil an der Geschichte, was dann? So liess er denn Margarete getröstet gehen.

Das Geheimnis von Zero

Die braven Schweizer Rechtsanwälte nehmen ihr Honorar genau so gern in Dollars wie in Mark, und in ein paar Tagen war Zero aus dem Gefängnis, aber beileibe nicht in Sicherheit. Seine Sachen waren durchsucht worden; wo er ging und stand, ward er verfolgt, jeden Augenblick konnte man ihm ein Messer zwischen die Rippen stossen.

Mehrere Tage und Nächte lang hielt er sich mit seiner Schwester verborgen, während ein Mitglied des amerikanischen Geheimdienstes sie bewachte. In der Nacht schaffte dann der Freund das Paar über die italienische Grenze und verliess sie in der sicheren Überzeugung, dass sie nun wenigstens sicher waren. Von diesem Tage an bis zum heutigen hat man von ihnen nichts mehr gehört. Sollte der deutsche Geheimdienst ihnen nachgegriffen und sie selbst in Italien noch erreicht haben? Raffte die schreckliche Krankheit Zero hinweg? Die amerikanischen Freunde, die alles zur Rettung taten, hoffen das Beste, aber sie wissen nichts.

Die Besiegung des Meisters ist für die beiden Amerikaner die Kriegstat, auf die sie am stolzesten sind. Sie erhielten dafür beide Kriegsauszeichnungen. Der Hauptakteur, Zeros Freund, den der französische Chef um Hilfe gebeten hatte, war der Mann, der auf dem mondbeschiedenen Wege am Bodensee das Trinklied sang. Er besitzt noch eine weitere Erinnerung, auf die er sehr stolz ist, eine grosse Photographie mit der eigenhändigen Unterschrift «John J. Pershing» und eine andere mit der Unterschrift «Marschall Pétain».

Der Meister soll seine Vorkriegstätigkeit wieder aufgenommen haben und Direktor der Elektrizitätswerke und Betriebe einer der grössten Städte der wieder aufblühenden deutschen Republik sein.

IV. Teil

Das Netz, darin sich merkwürdige Fische fingen

Ein Flüsschen düsterer Erinnerungen ist die Scarpe. Dort auf den grossen Schlachtgefilden des nördlichen Frankreich floss sie durch Niemandsland – ein Styx, über den gar viele Seelen fahren mussten. Aber sie war auch darin unheimlich, dass sie vermutlich einen der heimlichen Kanäle des Geheimkriegs bildete, sie sollte der deutschen Front die Berichte ihrer unter den Briten weilenden Spione zutragen.

Nächtlich sandten diese gefährlichen Aufpasser einen Holzblock, eine Kiste oder was sich sonst als Fahrzeug für heimliche Botschaft eignete, auf seine geräuschlose Fahrt in den Strom. Unangerufen glitt es durch die britische Linien, durchquerte Niemandsland und gelangte in die deutsche Front, wo es schon darauf wartende Leute aus dem Wasser fischten. Die britischen Spionsjäger fanden das Mittel schliesslich heraus, wurden zu Fischern und spannten durch die Scarpe Netze, die merkwürdige und manchmal grausige Fänge brachten.

Dieser Vorfall aus der ersten Zeit des Krieges war gewissermassen prophetisch für die spätere Zeit von 1917 und 1918, als die alliierte und amerikanische Gegenspionage weitläufigere Gewässer abfischte und die spitzschnäuzigen Hechte köderte, die im Dunkeln einem weiter gezogenen Netze der Spionageabwehr entgegenschlüpfen, dessen Maschen über ganz Europa reichten.

Die Verbindung ist einer der wichtigsten Gesichtspunkte des geheimen Nachrichtendienstes. Wenn ein Spion seine Nachricht nicht rechtzeitig melden kann, ist er so nutzlos wie

* In das Wesen der Spionage und in die hauptsächlich uns Deutsche interessierende Fälle führt gut ein H. R. Berndorff, Spionage. Verlag Dieck & Co, Stuttgart.

gar kein Spion. Aus diesem Grunde kann man wohl sagen, die Franzosen hätten gar keinen Spion beim deutschen GHQ. zu halten brauchen, wenn sie die Nachricht über den deutschen Grossangriff vom 27. Mai 1918 doch erst am 6. Juni erhielten. Es ist häufig leichter, einen Spion an seine Arbeitsstelle zu schaffen, als Berichte von ihm zu bekommen.

Hätten die Alliierten und Amerikaner dieses Problem befriedigend zu lösen verstanden, die Wirkung ihrer Arbeit wäre doppelt so tödlich gewesen. Auf unzähligen Wegen versuchten sie, ihren Agenten im deutschen Gebiet die rechtzeitige Übermittlung der Nachrichten zu ermöglichen. Aber die deutsche Spionageabwehr entdeckte unerbittlich einen nach dem anderen und legte die meisten Spione lahm. Auch nicht einer davon erwies sich als völlig zufriedenstellend. Den Deutschen ging es übrigens nicht besser.

Gegen Kriegsende waren alle einschlägigen alliierten Wissenschaftler mit Einschluss der Amerikaner an der Arbeit, um irgendein System optischer Signalgebung, vielleicht mit infraroten Strahlen zu erfinden, das zugleich betriebssicher und ungefährlich war. Der Waffenstillstand kam, ehe man darin einen Erfolg zu verzeichnen hatte*. Seitdem haben wohl alle wichtigen Geheimdienste mit Geheimradio herumexperimentiert.

Im Geheimkrieg entspinnt sich das grimmigste Ringen zwischen dem Spion samt seinem Kurier, der versucht, seine Nachrichten so rasch durchzubringen, dass sie dem Feinde noch schaden können einerseits, und dem Spionageabwehrdienst des Gegners andererseits, der versucht, den Spion zu fangen oder ihm die Übermittlung seiner Nachrichten unmöglich zu machen. Gegen den Spion, den gefürchteten, weil unbekanntem Feind in unserer Mitte, ist jedermanns Hand gewappnet. Einen Dolchstich in den Rücken fürchten wir mehr als einen Faustschlag ins Gesicht. Der Spion ist eine der ge-

* Im letzten Kriegsjahr benützten die Alliierten auf hoher See, um nicht nachts Positionslichter zeigen zu müssen, ultraviolette Strahlenbündel (die mit Hohlspiegeln aufgefangen auf fluoreszierenden Flüssigkeiten einen Lichtschimmer erzeugten) zum Zusammenhalten ihrer Konvois in Kiellinie. Mittlerweile haben auch die infraroten Strahlen für Blinksignale durch Nebel und Vertarnung sowie zur Erkennung vertarnter Gegner und zur «Beleuchtung**» des Gegners, ohne dass dieser es bemerkt, Anwendung gefunden. Die Alliierten haben aber während des Krieges ziemlich lange gebraucht, bis sie herausbekamen, dass wir Scheinwerfer mit Cer-Gläsern zum Blinken benützten, deren Signale nur mit besonderen Apparaten gesehen werden konnten.

fährlichsfen Waffen im Zeughaus des modernen Krieges, um so schwerer muss man ihm das Leben machen. Gleich einem Verbrecher wurde er von allen gehetzt, von Hysterischen, die an jeder Wand Verschwörungen «im deutschen Akzent» zu hören glaubten, bis zu den Tausenden von Angestellten der Spionageabwehr, die durch ihn allein anderer Dienstleistung entzogen wurden. Alle, Soldaten wie Bürger, wurden durch grosse Anschläge zum Stillschweigen ermahnt. Jeder Fusslatscher erinnert sich noch der französischen Mahnung: Taisez-vous! Méfiez-vous! Les oreilles ennemis vous ecoutent! (Schweigt! Hütet euch! Die Ohren des Feindes belauschen euch!) Oder wie die amerikanische Lesart lautete: «Keep your mouth shut!» (Haltet den Mund!)

Der Inhalt eines grünen Jagdhuts

Ein unauffällig aussehender Mann sass im Café einer Schweizer Stadt an der französischen Grenze und ass. Sein grüner Berghut hing an einem Haken. Da trat zu ihm an den Tisch ein anderer in etwas schäbiger Kleidung, der die gleiche Art Hut auf den gleichen Haken hängte, sich ein Frühstück bestellte und sich dann entschuldigend vorwärts beugte: «Können Sie mir sagen, wo hier in dieser Strasse Nummer fünfzehn ist?»

«Sicher», erwiderte der Erste. «Gleich in nächster Nähe.» Darauf zog er einen grünen Berghut vom Haken und ging seines Weges. Bald danach verliess auch der andere das Lokal und verlor sich in der Menge. Augenscheinlich hatte er alles, was die Nummer 15 in dieser Strasse betraf, vergessen. In einem finsternen Lokal der Nachbarschaft begrüsst der Erste einen anderen, der ihn erwartet hatte, und nahm seinen grünen Berghut ab.

«Wir haben uns richtig getroffen», sagte er. «Er besass das Lösungswort und sein Hut hatte die richtige Falte.»

Mit einem Messer spalteten sie sorgfältig den Kiel der flotten Hutfeder und entdeckten eine festgedrehte Rolle ganz dünnen Papiers, auf das eine Botschaft geschickt fotografiert war.

Wenn der Bote überhaupt von Frankreich aus nach der neutralen Schweiz hinüberkam, war diese Methode verhältnis-

mässig sicher, aber was dann, wenn er nicht hinüber gelangen konnte? Wie sollte er seine Nachrichten an eine der vielen Schweizer Beförderungsstellen bringen, die sie schleunigst über die Grenze nach Deutschland weitersandten?

Die Spionenjäger an der französischen Frontstation in Pontarlier und Bellegarde besaßen eine Nase, die für Cyrano de Bergerac* gepasst hätte. Neugier war ihre Haupttugend. Sie schnüffelten nach vielen Dingen, prüften und fragten die hin- und herreisenden Passanten bis auf den Grund aus, ohne sich darum zu kümmern, wie echt ihre Pässe oder wie harmlos ihr Gepäck sein mochten. Eines dieser empfindlichen Geruchsorgane wackelte geradezu empört, als es sein Eigentümer in einen Packwagen hineinsteckte. «Oh!» rief er, «was für ein Gestank!» Aber sorgfältig erworbene Gewohnheit empfahl ihm: «Schau lieber nach, was es ist.» Er folgte seiner empörten Nase darauf dahin, wo ein toter Hase lag, den laut Gepäckzettel eine brave Französin in Besançon einer anderen in Genf schickte.

«Kann man sich vorstellen», so fragte sich der Spionsjäger, «wieso jemand einem anderen einen Hasen schickt, der augenscheinlich schon vor sehr langer Zeit eines sanften Todes verblichen ist? Alors, gucken wir uns diesen übelriechenden Hasen einmal näher an. C'est pour la France! Alles fürs Vaterland!»

Mit tapferer Hand fuhr er über das glatte Fell, einmal, zweimal, da – was war das, ein kleiner Knoten? Mit dem Messer ritzte er die Haut und heraus kam wieder einmal eines jener dichtgerollten Streifchen aus dünnem Papier.

«Oh, wie gerissen!» rief der Spionsjäger. «Aber sie haben sich mit der Ausführung zu viel Zeit gelassen, besonders bei dem warmen Wetter. Da wollen wir uns doch gleich mal die gute Dame in Besançon näher ansehen.»

Zahnstocherschrift

Die Entdeckung eines anderen Tricks gelang nicht so rasch. Ein deutscher Spion in Belfort, nahe der amerikanischen Zone, benützte ihn, um seine höchst wichtigen Nachrichten

* Dieser bekannte französische Windbeutel und «Renommist» im alten Sinne Zacharias duellierte sich seiner riesengrossen Nase wegen.

einer Relaisstelle in der Schweiz zuzusenden. Auf der französischen Seite der Grenze bestieg er einen der Durchgangszüge mit Speisewagen. Auf der ersten Schweizer Station betrat sein Gegenspieler den Wagen und stellte es so an, dass er einen bestimmten Platz bekam, den der Erste eben verlassen hatte, nachdem er sich in aller Gemütsruhe die Zähne gestochert hatte. Gleich darauf goss der andere, anscheinend aus Ungeschick, seinen Wein über das Tischtuch, deckte den Fleck vor Verlegenheit mit seiner Serviette zu und ass weiter. Der erste Spion war an der Grenze ausgestiegen und fuhr wieder nach Belfort zurück. Seine Botschaft hatte er mit der im Zahnstocher enthaltenen unsichtbaren Tinte auf das Tischtuch geschrieben. Der Zweite machte die Botschaft leserlich, indem er seinen Wein darüber schüttete, las sie und deckte sie dann lange genug zu, um die Schrift wieder verbleichen zu lassen.

Gewöhnlich fand man im Verbrecheralbum die Bilder der bekannten feindlichen Spione und Agenten. Das erklärt, warum sich Spione nicht gerne unter dem Christbaum oder bei anderer Gelegenheit mitaufnehmen liessen, das heisst, wenn sie wussten, dass sie fotografiert werden sollten. Manches Bild, das offensichtlich eine Vergrösserung war, hatte eine aufregende oder lustige Vorgeschichte. Das Original war von einem Agenten der Alliierten mit einer kleinen Geheimkamera aufgenommen worden, während der Spion eine bekannte Dienststelle des deutschen Geheimdienstes betrat. Derartige Bilder tauschten die Alliierten aus und unser G 2 steuerte unter anderem auch mit Vergnügen das Bild des ehemaligen amerikanischen Soldaten Otto Preiss bei, der im deutschen Geheimdienst in Spanien stehen sollte.

Gelegentlich wurden Bilder von deutschen Spionen, ebenso wie polizeiliche Steckbriefe an die Spionsjäger der Alliierten verteilt. Dann wurden sie samt ihren Sonderheiten in einer Zeitschrift beschrieben, die sonst als Veröffentlichung der AEF. nicht erwähnt wird, obgleich sie einzig in ihrer Art war, nämlich im «Counter-Espionage-Bulletin». Diese streng vertrauliche Zeitung ähnelte der alten «Police Gazette» darin, dass jeder, der sie erhielt, sie wohl las, diese Tatsache aber nicht erwähnte. Gerade wie die Leser von heute interessierten sich damals auch die Generäle und

andere Messinghüte* für die «Echten Spionagegeschichten», die der Herausgeber, Major Richardson, so schön zu erzählen wusste. Der weigerte sich dabei, den Geheimdienst allzu ernst zu nehmen und beschrieb daher die Arbeitsmethoden und das Aussehen deutscher Spione, die vermutlich gegen die Amerikaner arbeiteten, in einer Weise, dass die wenigen Bevorzugten, denen das Blatt zuging, vor Lachen brüllten. General Pershing malte auf sein Privatexemplar jedesmal das unverkennbare «JJP.» als Eigentumsmerkmal.

Wer waren die Verdächtigen?

Die Verdächtigenlisten waren genau so gefährliche Netzmaschen wie die Vorstrafen, über die alte Sünder stolpern.

In der Nähe der von den Amerikanern benützten Häfen – Brest, Bordeaux, St. Nazaire – war das Netz enger gesponnen. Diese Tatsache wurde zwar nicht ausposaunt, aber unser Marinendienst hatte bald herausfinden müssen, dass sich die Kundschafter der deutschen Marine etwas zuviel Freiheiten an der französischen Küste erlaubten. Sie liessen sich bei Nacht von U-Booten an einem Küstenstreifen absetzen, verleiteten französische Schiffer dazu, durch Signale die Bewegungen der amerikanischen Transporte zu melden, und wenn das nicht ging, besorgten sie das Signalisieren selbst. Eine Zeitlang, wenigstens im Frühjahr 1918, beruhten die «geheimnisvoll aufblitzenden Lichter» nicht nur auf Einbildung. Einmal wenigstens glitt ein nächtlicher Signalgeber nur mit knapper Not den Häschern durch die Finger.

Für gute amerikanische Dollars mietete man sich daher Gruppen französischer Fischer, die von da ab den deutschen U-Booten Fische verkauften, und auf diese und ähnliche Weise so gute Wache über sie hielten, dass die Statistik des Marinendienstes ein deutliches Nachlassen der U-Bootwirkung vor den amerikanischen Häfen in Frankreich feststellen konnte.

Schwerer als die Hafenkontrolle war die Grenzkontrolle. Mochten die Hindernisse aus Stacheldraht, Posten, Polizeihunden so stark sein, wie sie wollten, es blieb doch immer

* Diese Bezeichnung bezog sich ähnlich wie bei uns die Ausdrücke Siegellackbeine, Blechkragen, Goldene Gurgel u. ä. auf die entsprechenden Gradabzeichen aus Gold pp.

noch schwierig, das Einschleichen von Spionen durch Wälder und auf Nebenpfaden von Spanien und der Schweiz aus nach Frankreich zu verhindern. Genau so schwierig war es, das Durchkommen von Nachrichten mit der Bahn und an regelmässigen Grenzstellen zu verhindern, wo solche Kniffe wie der tote Hase oder der schreibende Zahnstocher in Betracht kamen. Die deutschen Spione reisten unter gar vielen Verkleidungen, benutzten unzählige neue Erfindungen, und wenn es darauf ankam, fehlte es ihnen auch nicht an kaltblütigem Mute, um den Alliierten die Spitze zu bieten.

Verkleidungen und falsche Papiere

Ein wohlbekannter Spion, Koenigs, kam einmal als Jockey verkleidet über die Grenze, wobei er einen Sattel unter dem Arm trug und einen Reitvertrag für Longchamps in der Tasche hatte. Viele gaben sich für Vertreter von Schweizer Uhrenfirmen aus, besaßen gültige Ausweise und Geschäftskarten und führten sogar Musteruhren mit sich, die ein Fachmann als – deutsches Fabrikat erklärte. Sie hatten lauter richtige Pässe. Durch Anwendung der bekannten Waffe Trunk fand eine Spionin der Alliierten heraus, wie sie die bekamen. Sie brachte den Österreicher Leonardy, der von der Schweiz aus arbeitete, soweit, dass er sich rühmte, die österreichische Botschaft in Bern könne ihm jeden Pass, den er brauche, für jedes Land liefern. Jeder Agent der Zentralmächte in der Schweiz besass wenigstens drei Pässe, einen deutschen oder österreichischen, einen schweizerischen und einen für das Land der Alliierten, in das er gehen wollte. Manchmal besass er auch noch auf verschiedene Personen ausgestellte, neutrale Pässe, um den Übertritt über verschiedene Grenzen zu erleichtern.

«Falsche Pässe» waren häufig nur geänderte echte. Viele waren den in Deutschland internierten Zivilisten abgenommen, Unterseeboote bekamen solche von Mannschaften neutraler Schiffe und die Arbeit eines Deutschen in der Schweiz bestand ausschliesslich darin, Pässe aufzukaufen. Aber die Deutschen machten sich auch noch in Genf in einem Keller selber neue dazu. Eine Gruppe russischer Juden in Christiania verkaufte für 10 Dollar Pässe für jedes Land, Als die

berüchtigte Ford-Friedenskommission nach Christiania kam, erboten sich diese geschäftstüchtigen Leute, ihr sämtliche Pässe nach jedem beliebigen Orte in Europa zu besorgen. Nicht selten wurden neutrale Konsuln bestochen, ihr Visum zu geben. Draussen im fernen Osten in Tientsin besaßen die Deutschen in der Takustrasse bei einem Fischhöker unter dem Fussboden einen Vorrat italienischer und holländischer Pässe. Man hatte Leute eigens dazu gemietet, sich diese für vorgebliche Reisen ausstellen zu lassen.

Wenn die falschen Papiere besorgt

und mit nachgemachten Stempeln versehen waren, suchte der deutsche Geheimdienst auch noch nach Mitteln und Wegen, um seinen Spionagekurieren das Verbergen der Nachrichten zu ermöglichen. Einer der anfänglichen Kniffe bestand darin, ein paar Schlüsselworte in einen Fahrplan oder auf eine zusammengerollte und unauffällig getragene Zeitung zu schreiben. Manchmal wurden Nachrichten ins Sitzpolster geschoben und jenseits der Grenze herausgezogen. Ein Koffer mit falschem doppeltem Boden wurde mit harmlosen Dingen gefüllt, um die Aufmerksamkeit von dem an ganz anderer Stelle befindlichen Versteck abzuziehen. Die Spionageabwehr war gezwungen, das Mitnehmen von Büchern über die Grenze überhaupt zu verbieten. Bücher boten zu viele Möglichkeiten zur Beförderung von Nachrichten.

Es gab noch unzählige andere Mittel zum Verbergen, in hohlen und falschen Zähnen, in den Stiefelabsätzen, im Gipsverband eines gebrochenen Armes, im Mull eines Wundverbandes, in falschen Locken, in Strumpfbändern und in Rietsalz. Eine Agentin der Amerikaner beförderte Nachrichten im Korsett, obgleich das eine ganz alte Sache ist. Eine andere Frau benützte als Versteck die Windeln eines Kindes. Weitere Mittel waren Perücken, Hemdkragen, Kravatten, Zahnbürstengriffe, beliebt war das Einlegen zwischen Rasierklingen, in Kandy, in Bleistifte, sogar das Eindrehen in gewöhnlichen Bindfaden. Manche Boten trugen ihre Berichte in der fertig gestopften Tabakspfeife. Wurde die Sache gefährlich, dann zündeten sie ihre Pfeifen an.

Wir fassten eine ganze Anzahl. Die Franzosen fingen allein 300 an der Grenzstation Bellegarde, einige angeblich bloss durch das Verlangen, sie sollten «Vingt-neuvième» sagen, was kein Deutscher fertig bringt». Ein amerikanischer Gegenspion, der mit Hoover»* in Belgien gewesen war, soll einen deutschen Spion dadurch erwischt haben, dass er plötzlich «Achtung!» rief. Von der Grenzstation Pontarlier funkten amerikanische Spitzel an Oberst Moreno in Chaumont oder an unseren Geheimdienst in der Schweiz Nachrichten über Verdächtige, die bereits glaubten, allen weiteren Durchsuchungen und Befragungen entgangen zu sein, aber beschattet wurden. Durch Evian kamen mit Gruppen von Repatriés (französischen und belgischen Zivilisten, die sich auf Grund von Vereinbarungen aus dem besetzten Gebiet nach dem unbesetzten Teil Frankreichs begeben durften) verschiedene deutsche Agenten mit herüber, die gegen die Amerikaner spionierten. Falls die Deutschen keinen von diesen Leuten bestechen konnten, für sie zu spionieren, dann versuchten sie wenigstens, verkleidete Agenten mit sorgfältig vorbereiteten Geschichten mit durchzuschmuggeln. Ein anderer ehemaliger Mitarbeiter von Hoover erkannte mehrere wieder, die er in Belgien gekannt hatte.

Die meisten der Repatriés wurden von der Front weg tief ins Innere geschafft. Selbst dort bewachte die Spionageabwehr nicht nur die frisch aus der Mitte des Feindes Zurückgekehrten, sondern überhaupt jeden. Die französische und amerikanische Gegenspionage teilte Frankreich in Zonen, Regionen und Distrikte und erliess jeweils von der Bedeutung des Ortes abhängende Bestimmungen über Verkehr und Betrieb. Jedermann musste eine Art von Personalausweis, eine Identitätskarte, bei sich führen, deren Farbe oder Wortlaut häufig und plötzlich und unvorhergesehen geändert wurde. Jeder bedurfte zur Reise eine Genehmigung und häufig wurde nachgesehen, ob auch der angegebene Reiseweg eingehalten wurde. Alle Verdächtigen wurden mehr oder weniger unter Überwachung gehalten und gelegentlich bei einer Razzia zusammengetrieben, wie es einmal ein Offizier

* Diese Prüfung dürfte bei einem gebildeten Deutschen kaum sehr zuverlässig gewesen sein.

** Amerikanische Rote-Kreuz-Hilfe für die besetzten Gebiete.

der amerikanischen Gegenspionage in Nantes machte. Der die Verhaftungen durchführende Franzose steckte aber alle zusammen in eine grosse Zelle und verhörte sie dann am nächsten Morgen, worauf natürlich ihre Aussagen von A bis Z übereinstimmten. Schulmeister, Napoleons grosser Spion, würde wenigstens seine Spitzel in der Nacht dazwischen gemengt haben. 1918 aber hätten heimliche Diktographen in jene Sammelzelle gehört.

Auf Flügeln der Nacht

Spione an der Front konnten schwerer ihre Mitteilung weitergeben als solche in der Etappe. Die meisten «Blinksignale», die man dort sah, waren nur Irrlichter. Aber ein paar weghalsigen Leuten gelang mit Flugzeug oder Freiballon der Sprung über Niemandland hinweg und die Rückkehr. Meist waren es Franzosen oder Belgier, die sich an ihre alten Wohnsitze im besetzten Gebiet begaben, ein paar zuverlässige Freunde aufsuchten, ihre Angaben sammelten, vielleicht auch noch das Versprechen mitbekamen, mehr zu senden, dann wurden sie wieder an der Rendezvousstelle abgeholt. Manchmal blieben sie tagelang und schickten ihre Berichte durch mitgenommene Brieftauben zurück, weshalb die Deutschen den Besitz von Brieftauben zu einer schweren Verfehlung stempelten. Ein englischer Agent vertauschte einmal gerade noch im letzten Moment eine solche gegen eine Henne. Diese Luftspione bestanden vielerlei Gefahren: Flugzeuglandung oder Fallschirmabsprung bei Nacht und Nebel, Verrat durch Leute, die sie für Freunde hielten, Verfehlen des zur Abholung zurückkehrenden Flugzeugs. Um der Hinrichtung als Spion zu entgehen, trugen manche Uniform unter ihren Bauernkleidern; die Hoffnung will ja nie sterben. Zwanzig solcher Agenten der Alliierten fielen den Deutschen in die Hände, aber keiner von diesen war für die Amerikaner tätig.

Die direkten Agentenmeldungen kamen fast nur auf diese Art und Weise durch die Luft ans Ziel. Man mag noch so viele Geschichten von wunderbaren Geheimradios in der Westentasche erzählen, es hat im Weltkrieg keine gegeben. Die einzige Geheimfunkstation an der Westfront war im Hause eines belgischen Geistlichen und wurde von ihm und

einer Französin bedient, die dafür erst kürzlich den Orden der Ehrenlegion erhielt. Man muss diese Tatsache besonders anerkennend erwähnen, denn die Deutschen hatten so gut wie die Alliierten ein ganzes Netz von Abhörstationen, um derartig gefährliche Dinge zu entdecken. Die einzige von den Amerikanern entdeckte «Geheimfunkstation» scheint recht harmloser Natur gewesen zu sein. Gar viele solcher Gerüchte liessen sich schliesslich auf das Brodeln des Wassers in Heizkörpern und auf mehr unheimliche Tatsachen dieser Art zurückführen. Als indessen am 31. Mai 1918 ein deutsches U-Boot unseren sechstgrössten Transporter, den „President Lincoln«, an der französischen Küste vor St. Nazaire und Bordeaux versenkte, begann die Spürjagd wieder. Wirklich fanden die Amerikaner ganz weit weg in einem Dörfchen an der spanischen Grenze einen drahtlosen Apparat, den ein junges Mädchen bediente. Sie behauptete, das Gerät sei der einzige Trost ihres alten Grossvaters. Wie hätte sich diese Sache für eine Spionagegeschichte oder einen Roman auschlachten lassen! Aber die Amerikaner verhafteten weder den alten Mann als Meisterspion, noch heirateten sie das Mädchen. Nur das Radiogerät wurde konfisziert. Damals, Sommer 1918, war es besser, kein Risiko zu laufen.

Neues von der Zimmermann-Note

In einer Geschichte von der Zimmermann-Note, jenem berühmten Dokument, das uns in den Krieg hineinbringen half, spielt Radio eine wichtige Rolle. Wer könnte wohl vergessen, wie Präsident Wilson am 1. März 1917, also einen vollen Monat, ehe wir in den Krieg eingriffen, die erstaunliche Tatsache veröffentlichte, dass der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen Mexiko und Japan den Vorschlag gemacht habe, im Kriege mit Amerika auf die Seite Deutschlands zu treten? Woher konnte Präsident Wilson überhaupt den Wortlaut dieser Note wissen? Diese Frage ist inzwischen durch Walter Hines Page, den amerikanischen Botschafter in London, nach der Ansicht mancher allerdings nur halb befriedigend, beantwortet worden.

Page erzählte, wie die Deutschen diese Botschaft am 16. Januar erstlich drahtlos von Nauen nach Sayville gaben, dann mit dem Gepäck des schwedischen Gesandtschaftsdienstes

über Buenos Aires nach Mexiko City schickten und sie schliesslich über Washington durch die amerikanische Regierung selbst gehen liessen, deren Neutralität die Deutschen also ungeheuerlich missbrauchten. Der englische Funkdienst hörte das Telegramm ab und ein früherer Oxforder Professor des Griechischen, der sich auf das Entziffern von Geheimnachrichten geworfen hatte, soll es übersetzt haben. Ausserdem bekamen auch die Engländer die Nachricht in Mexiko City ganz einfach dadurch, dass sie jemand auf dem Telegraphenamts bestochen hatten. Um die Deutschen irre zu führen, streuten sie dann Gerüchte aus, wonach der amerikanische Geheimdienst die Note aufgefangen hatte, und veranlassten sogar Londoner Zeitungen, an den englischen Dienststellen dafür Kritik zu üben, dass sie sich in der Gewandtheit von den Amerikanern hätten schlagen lassen.

Es gibt aber Leute, die behaupten, dass ihnen die Amerikaner tatsächlich bei dieser Gelegenheit zuvorkamen. Der amerikanische Geheimdienst bekam nämlich die Zimmermann-Note auch. Die Regierungsagenten für die Überwachung des Washingtoner Telegraphenamts stiessen auf ein Telegramm, «über das die Deutschen ganz aufgeregt waren». Der dabei verwendete Code unterschied sich nur ganz wenig von jenem, den der Botschafter von Bernstorff bei Kriegsausbruch als Treupfand bei der Regierung niedergelegt hatte. Diese Tatsache hatten einige Deutsche vergessen. Die Übertragung der Depesche erklärte die deutsche Aufregung, es war nämlich die Zimmermann-Note*.

Schliesslich hörte man noch bei anderer Gelegenheit von dieser allgegenwärtigen Note. Die Deutschen veranlassten ihre Freunde, die angeblich neutralen Schweden, sie über Cuba und Buenos Aires im schwedischen Konsulargepäck an den Botschafter von Eckhardt in Mexiko City zu schicken, wobei sie natürlich auf Grund internationaler Bestimmungen vor der Nachsuche sicher war. Aber man spricht davon, dass die Amerikaner in Cuba von der Geschichte Wind bekamen und in Nachahmung des deutsch-schwedischen Vorbilds die geheiligte Immunität des Portefeuilles verletzen**.

* Siehe H. R. Berndorff, Spionage (Verlag Dieck & Co, Stuttgart) S. 175 und Folge mit sehr interessanten Aufdeckungen, dass den Deutschen der Staatsgeheimcode in Brüssel gestohlen worden ist.

** Siehe E. F. Löhndorff, Bestie Ich in Mexiko (Verlag Dieck & Co, Stuttgart). Die Kämpfe der mexikanischen Revolutionäre gegeneinander und gegen USA.

Übrigens, wenn man es recht betrachtet, stellte der deutsche Vorschlag an Mexiko und Japan für Präsident Wilson gar keine besondere Überraschung dar. Dieser wusste schon seit 1915 um den deutschen Plan, einen mexikanischen Einfall in Texas zu unterstützen. Die Umstände dieser Geschichte müssen wir erzählen.

Die alliierte Kontrolle der Meere schloss die Kabellinien mit ein, die zum grössten Teil in London zusammenliefen. Die Briten sperrten oder fingen nicht nur die deutschen Nachrichten ab, sie raubten auch die geheimen Handelsauskünfte und Geschäftsnachrichten der Amerikaner wie der Neutralen. So hielten sie zum Beispiel die gekabelten Auftragserteilungen nichtbritischer Firmen an andere immer so lange auf, bis englische Firmen hatten unterbieten können. Es dauerte reichlich lange, bis die nichts ahnenden Amerikaner etwas argwöhnten.

Die amerikanische Kabelzensur unterstand der Marine, die jede Kabeladresse erst einmal in ihrer hunderttausend Namen starken Verdächtigenliste suchte. Manche Telegramme gingen sofort weiter, manche liess man durch, las sie aber später nochmals nach, manche wurden sorgfältig geprüft, andere wurden vor dem Weitergeben ein wenig geändert, besonders wenn sie Ziffern brachten, und wieder andere gingen überhaupt nicht weiter, je nachdem der Absender oder Empfänger mehr oder minder verdächtig war. Während des Sommers 1918 liess die Marinezensur manchmal Kabeltelegramme an verdächtige Adressen in der Schweiz nicht trotzdem, sondern gerade deshalb durch, weil sie Meldungen über unsere ungeheueren Kriegsrüstungen brachten. Man wollte den Deutschen die Nutzlosigkeit des Weiterkämpfens klar machen.

Ein beliebter Kniff der Kabel- oder Telegraphenzensur bestand darin, Depeschen von einem Land zum anderen, mochten sie noch so harmlos sein, um einige Tage zu verzögern. Eine Autorität der Alliierten sagt: «Jedes Telegramm, auch das einfachste und unverdächtigste, kann geheime Nachrichten enthalten.» Woher soll ein Zensor wissen, ob nicht der Auftrag «sendet 15 Kisten Sardinien» bedeutet: «150. Infanterieregiment ist hier», oder ob nicht «verkauft 3'000 Ballen Februarzuweisung», soviel besagt, wie: «3'000 Mann kamen im Februar an?» Und doch half die Zensur bei der Entlar-

zung eines holländischen Hotelbesitzers in Marseille, der dem deutschen Meisterspion in Spanien, Baron Roland, auf zwei verschiedene Methoden Truppenbewegungen am Mittelmeer mitteilte, wobei er zwei Varianten des gleichen Code benützte und im einen die Namen der Schiffe durch Umstellung der Buchstaben und Anfügen der Endung «loo» unkenntlich machte. Man konnte es einem französischen Zensor nicht verdenken, wenn er solche Worte für holländische Namen hielt. Telegramme aus der Schweiz gingen auf regelmässigen Wegen und passierten vor dem Verlassen von Frankreich ein Sieb. Die Linie ging über Dijon, wo Amerikaner und Franzosen die Telegramme durchsahen, zur Grenzstation Pontarlier. Ein amerikanischer IP.-Sergeant setzte sich einmal fingerschnalzend über ein königliches Regal hinweg und hielt Telegramme auf zwischen einer reichen Amerikanerin und der Königin Sophie von Griechenland, der Schwester des Kaisers, die auf sämtlichen Verdächtigenlisten der Alliierten stand. Die Mitteilungen waren zwar offen in englischer Sprache abgefasst und schienen unverdächtig, aber der Sergeant ging lieber sicher. Der gleiche entdeckte im selben Amt einen französischen Zensor, der stets Telegramme verzögerte, die französische Truppenbewegungen anordneten!

Abgesehen von Kurieren, Kabeln und Telegraphen benützten die Deutschen, namentlich wenn es nicht eilte, trotz der allgemeinen Postzensur die Briefpost. Es war ja kaum möglich, alle Post zu überprüfen. Die 30 französischen Zensoren und 8 Chemiker konnten nicht den ganzen Postdurchgang von Pontarlier überprüfen. Die Deutschen erfanden zudem immer wieder neue Geheimtinten.

Die Geheimtinten können aus allem Möglichen bestehen, vom Zitronensaft, von Milch und Wasser, von Speichel und Urin an bis zu solchen Flüssigkeiten, die speziell für den Geheimdienst erfunden waren. Die Schrift befindet sich dabei gewöhnlich zwischen den Zeilen und man benützt ein ziemlich rauhes und poröses Papier mit doppelter Leimung, das in Wasser angefeuchtet und mit einem Leinentuch getrocknet wird. Beim Schreiben durfte das Papier nicht verkratzt werden, deshalb benutzte man stumpfe Kugelspitzfedern aus Gold oder Aluminium. Es gab auch einen Blei-

stift mit einer Mine aus weissen Chemikalien, mit dem man auf purpurfarbenes Papier schreiben konnte, das die Zeichen verschluckte. Die Spione gebrauchten kein Papier mit Wasserzeichen, dessen Spur man verfolgen konnte. Die Deutschen entwickelten gewöhnlich die Schriftzüge mit Joddämpfen. Die Briten hatten eine rote Flüssigkeit, die sich nachher wieder abwaschen liess, so dass Papier und Text anscheinend unberührt aussahen. Die Botschaften erstreckten sich von den Berichten über Truppenbewegungen an bis zu dringenden Bitten, etwa wie die folgenden: «Die Polizei hier hat ihr Auge auf mich geworfen. Sagen Sie meiner Frau, sie soll mir nicht wieder Briefe oder Postkarten mit deutschen Marken schicken; alle Briefe müssen Schweizermarken tragen.»

«Unmöglich, weitere Nachrichten zu senden, gefährlich, muss Stadt unbedingt verlassen,»

«Bin erstaunt und unruhig, keine Antwort auf meine Nachrichten zu bekommen. Bei Ihrer Freundschaft, befreien Sie mich aus dieser Ungewissheit und senden Sie mir sofort Geld, dass ich weg kann,»

Die hier angeführten Nachrichten sind solche, die die Alliierten tatsächlich zu lesen vermochten, obgleich man vielleicht ein bis drei Monat brauchte, um das Rätsel einer Geheimtinte zu lösen.

Deutsche Meisterspione gaben ihren Gefolgsleuten Geheimtinte, die diese, als Arzneifläschchen aufgemacht, mit sich führten. Da sie farblos, wohlriechend und ungefährlich war, konnte sie der Spion im Notfall sogar trinken. Mit der Zeit fand man das heraus, ebenso wie die als Ersatz aufgebrauchten wasserlöslichen Hustenpastillen. Die Alliierten konfiszierten Toiletteartikel und Flüssigkeiten und leerten den über die Grenze kommenden Reisenden sogar ihre Füllfederhalter aus. Aber es kamen immer wieder neue Geheimtinten auf. Mit ihnen konnte man die Schrift auf Taschentücher, Kragen und Hemden schreiben, die dann getrocknet und unsichtbar durch die Grenzstation gebracht wurde. Sie wurde beim geheimen Rendezvous mit einem heissen Bügel-eisen entwickelt. Eine Zeitlang funktionierte dieser Kniff so gut, dass er zu einem weiteren führte. Man beförderte nämlich etwaigen weiteren Bedarf an Geheimtinte in Damen-

strümpfen, die die Spionin auf der Fahrt trug. Am Ziel angekommen, weichte sie die Strümpfe in warmes Wasser ein und, schau, da hatte sie schon ihre Geheimtinte. Es wurden sogar Nachrichten dem Kurier unsichtbar auf die Haut geschrieben. Tausend Tricks der deutschen Spione kamen mit der Zeit heraus.

Um das Durchsickern von militärischen Nachrichten zu verhindern, wurde die amerikanische Feldpost nach folgendem Grundsatz zensuriert: Ohne genaue Kenntnis der Genialität, mit der sich aus einer Anhäufung anscheinend nebensächlicher Kleinigkeiten Informationen von höchster Bedeutung entnehmen lassen, darf sich niemand ein Urteil darüber anmassen, was als militärische Nachricht anzusehen ist und was nicht. Ansichtspostkarten, ungeschickt zensurierte Briefe haben in der Hand von Nachrichtenoffizieren den Schlüssel zu erstaunlichen Problemen geliefert und tatsächlich schon den Ausgang von Schlachten entschieden.

Die Jagd auf Briefe von der Front

Die zwei Millionen junger Menschen, aus denen die AEF bestand, sprachen alle möglichen Sprachen und hatten grösstenteils vom Krieg keine Ahnung. Der Möglichkeiten von Unannehmlichkeiten durch die Post gab es daher unzählige. Gleichwohl war in der amerikanischen Geschichte diese Armee die zuverlässigste von allen. Ihre Hauptzensurstelle entdeckte nur einen einzigen wirklichen Fall von Verrätereie und der wurde stark übertrieben.

Der wirkliche Sachverhalt wurde nie veröffentlicht. Er ist folgender: Hauptmann Lucien J. Desha, der Vorstand des Prüfungslaboratoriums auf der ortsständigen Zensurstelle, fand zwischen den Zeilen von zwei Briefen Nachrichten. Sie waren mit Fruchtsaft und mit einer Stahlfeder geschrieben. Es handelte sich dabei um einen ganz kümmerlichen Versuch, denn die Einwirkung des Sauerstoffs hatte die Schriftzüge bereits sichtbar gemacht, ehe die Briefe ins Laboratorium gelangten. Beide Briefe waren auf das gratis von den Kantinen des Roten Kreuzes und des YMCA. gelieferte Briefpapier geschrieben. Schreiber der Nachricht war ein Gemeiner, Joseph Bentivoglio, der seinen Angehörigen in Italien etwa Folgendes heimlich mitteilte: «Die Sache sieht hier übel aus. Die Ver-

pfl egung ist schlecht. Glaubt nicht, was euch die Zeitungen sagen; wir werden hier alle getötet!» Der Soldat wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, seine eigene Unwissenheit bewies, dass er kein Spion war. Viele andere, sei es nun, dass es Superkluge oder Gleichgültige waren, liessen sich weiter nicht tragisch zu nehmende Versuche zuschulden kommen, irgend etwas durchzuschmuggeln. Major B. A. Adams berichtete darum: «Wir haben viele Versuche entdeckt, verbotene Nachrichten durchzuschmuggeln, um die Neugier von Freunden und Verwandten daheim zu befriedigen. Die Nachrichten nannten meist den Aufenthaltsort des Schreibers, die benachbarten Truppenteile und das nächste Marschziel gewöhnlich in einem leicht zu entziffernden Code. In wenigen Fällen wurde unsichtbare Tinte benutzt.»

Die in Deutschland geborenen AEF.-Soldaten verursachten bei G 2 manches Kopfzerbrechen. Sollte man sie an die Front schicken? Falls sie gefangen wurden, konnten die Deutschen auf sie das Gesetz anwenden: «Einmal ein Deutscher, immer ein Deutscher» und sie wegen Landesverrat erschliessen. Man hatte schon damit gedroht. G 2 empfahl daher dem Kriegsdepartement, von ihnen nicht mehr als nötig nach Frankreich zu senden, und liess den bereits dort Befindlichen die Wahl, Front oder SOS*. Gar nicht wenige wählten die Front und hielten sich glänzend. Aber, wie erklärlich, achtete die Zensur besonders auf Briefe, die an deutsche Namen gingen.

Ein solcher Brief erregte einiges Bedenken wegen eines Sergeanten von einem nur 16 Meilen von Chaumont entfernt untergebrachten Kavallerieregiment. Weitere Nachforschung ergab, dass dieser von der Küstenartillerie kam, wo er ausgesprochene technische Begabung gezeigt hatte. Ein Blick in seine Führungsliste erwies ihn als Mustersoldat, ein Blick auf ihn selbst zeigte einen typischen Preussen, einen Menschen von hervorragender Mannszucht, mit einem Gesicht wie ein Offizier, nicht wie ein Unteroffizier. – Und dieser Mensch lag bloss 16 Meilen vom GHQ. entfernt! Zwei volle Tage lang hielt der Betreffende den unangenehmsten Fragen von Oberst Sigaud stand, bis er schliesslich seine Geschichte erzählte. «Ich bin Baron von Schrack», sagte er, «und stamme

* SOS hier als Wortspiel bedeutet ebensogut Seeret Order Service (Geheimdienst) wie das Notsignal Save our Souls («Rette unsere Seelen»).

aus einer deutschen, wohlbekanntem Familie. Lange vor Kriegsbeginn war ich Leutnant in einem deutschen Elite-regiment. Aber ich trank und spielte und unterschlug schliesslich Kasinogelder. Auf mein Versprechen, mich dem Geheimdienst zur Verfügung zu stellen, liessen sie mich mit einem blauen Auge davon kommen*. In Charlottenburg erhielt ich meine Ausbildung als Armee- und Marinespion, um nach England zu gehen. Ich erfuhr dabei, dass ein Weltkrieg unvermeidlich war. Ich versuchte, aus dem Geheimdienst herauszukommen, aber da drohten sie, mich umzubringen. Als ich dann nach England beordert wurde, ging ich daher wohl, nahm aber dort das erste beste Schiff nach den Vereinigten Staaten, In Detroit liess ich mich für die Armee anwerben, in der ich die ganze Zeit über als treuer amerikanischer Soldat gedient habe.»

G 2 sandte ihn darauf heim, wo seine Geschichte der Nachprüfung standhielt, und Baron von Schrack behielt seinen angenommenen Namen und die amerikanische Uniform, aber nicht als Kavalleriesergeant, sondern als Hauptmann im militärischen Nachrichtendienst.

Die Briefzensur dort führte unter anderem auch zur Verhaftung des einzigen Spions, der in unserem Lande zum Tode verurteilt wurde, des Pablo Waberski**. Man entdeckte auch verschiedene Briefe von wirklichen deutschen Agenten an solche in den Staaten und in Mexiko, wo sich nach unserem Eintreten in den Krieg die Hauptspionagetätigkeit entwickelte. Die rätselhafte Botschaft eines Spaniers in Newyork an einen Deutschen in Südamerika ist unerklärt geblieben. Sie lautete: «Wo ist der Cyclop?» Wie der Spanier gerade darauf kam, nach dem verlorenen Kohlenschiff zu fragen, ist genau so unerklärlich wie das Verschwinden dieses Schiffes überhaupt.

Den Netzhaltern der Spionageabwehr, besonders den Stillen Beobachtern, gelang es zwar ziemlich gut, Spione von der AEF. fernzuhalten, aber die Briefzensur entdeckte doch bei einigen an und für sich ganz loyalen Leuten Handlungen, die

* Es ist selbstverständlich, dass ein wohl kaum mit Ehren aus dem Dienste Entlassener nicht die volle Wahrheit darüber sagt. Ein Zwang zum Geheimdienst wurde -nie ausgeübt. Es konnte sich vielleicht um eine Gelegenheit zur Rehabilitierung handeln, die der Betreffende nach seiner eigenen Angabe in schamlosester Weise missbraucht hat.

Siehe auch Seite 40.

feindlichen Spionen nützlich gewesen wären. Sie brachte 1042 Fälle zur disziplinarischen Ahndung, einbegriffen einen Major, der eine reizende Dame vom Wohltätigkeitskomitee mit einer ganzen Schachtel Blankobriefumschläge versorgte, die bereits den Stempel trugen «zensuriert». Diese Dame durfte also schreiben, was sie wollte. Ein Offizier an der Front schrieb einem Mädchen zu Hause über einen seiner früheren Briefe: «Er ist dem Hauptzensor in die Finger gefallen und dieser erbärmliche Tagedieb hat natürlich, um seine Existenz zu rechtfertigen, nichts Eiligeres zu tun gehabt, als ihn mir zurückzuschicken.» Der zweite Brief fiel zufällig wieder demselben Zensur-Offizier in die Finger. Zu dessen grösster Freude versties der zweite Brief gleichfalls gegen Zensurvorschriften und der Briefschreiber kriegte sein Teil.

Napoleon I. hat einmal gesagt: «Ein Heer kämpft mit seinem Magen.» Foch dachte, es kämpfe mit seiner Moral. Das beste Mittel, herauszufinden, wie irgendein Truppenteil der fechtenden Truppen darüber dachte, war, die nach Hause geschriebenen Briefe zu lesen. In ihnen sprachen sie von ihren Mühsalen, wenn sie solche auszuhalten hatten, manchmal auch, wenn sie keine ausstehen hatten. Als General Pershing dem Marschall Foch bald nach dem Waffenstillstand mitteilte, er wisse, dass seine Fronttruppen heim wollten, hatten sie ihm das gleichsam persönlich gesagt, nämlich durch die Zensur.

Die gefährlichste Post war die nach neutralen oder verbündeten Ländern. Briefe für die Heimat waren weniger gefährlich, denn sie waren, wie alle alten Frontsoldaten bestätigen werden, zu lange unterwegs. Ein zähes Problem waren die Briefe in fremden Sprachen, deren es in der AEF. nicht weniger als 51 gab, darunter Indianerdialekte, «Tagalog»*, Esperanto und Keltisch.

Die Hauptzensoren bekamen 30 846 630 Briefe, von denen sie 6 335 645 prüften. Ihre Geschäftsstelle in Paris war ständig zu schwach, selbst als sie mit 33 Offizieren, 183 Mann und 27 Zivilangestellten besetzt war. Das chemische Laboratorium wurde erst im Juli 1918 eingerichtet und untersuchte 53'658

* Die Tagalog, Tagalen, ein jungmalaiischer Volksstamm in Mitteluzon, der gute Soldaten und Seeleute stellt. - Esperanto, die als Weltverkehrssprache gedachte Kunstsprache - mit Keltisch sind Iren, Walliser usw. gemeint.

Briefe auf die Verwendung von Geheimtinte. Dieses Amt zensurierte natürlich keineswegs den grössten Teil der AEF.-Post, die Hauptarbeit leisteten die vorgesetzten Offiziere der Leute in den Truppenteilen selbst. Leute, denen das unangenehm war, konnten blaue Umschläge benützen, die ihnen eine Erledigung der Zensur durch die Hauptzensurstelle sicherten. Der grösste Teil der dort behandelten Post ging als Fremdsprachenpost, Post für alliierte und neutrale Länder, Post von und nach Dienststellen der AEF. und Post von und nach Einheiten, die aus besonderen Gründen zeitweilig doppelter Zensur unterlagen. Der gewöhnliche Brief des Frontsoldaten nach Hause in Englisch wurde bei seinem eigenen Truppenteil zensuriert und ging geradewegs an die Transporte, ohne bei der Hauptzensur aufgehalten zu werden. Die Hauptzensurstelle behauptet aber, dass auch die bei ihr eingelieferten Briefe höchstens um 48 Stunden verzögert wurden.

Pakete wurden genau so scharf zensuriert wie Briefe. Sie konnten womöglich jene geistreich erdachten deutschen Bleistifte für Brandzwecke* enthalten, die einmal sogar ein Feuer im GHQ. erregt haben sollen, und sie konnten auch Spionagemeldungen bergen. Die Deutschen sandten beispielsweise solche nach der Schweiz, die mit Milch auf das Seidenpapier geschrieben wurden, mit dem aus Italien und Südfrankreich stammende Früchte eingewickelt waren. Wenn man solches Papier gegen das Licht hielt, konnte man die Nachricht lesen. Ein ungarischer Baron in Genf verbrannte in seinem Hinterhof so viele leere Obstkisten, dass die Polizei schliesslich die Einwickelpapiere vor der Ablieferung an ihn beseitigte, worauf die Spione des Barons prompt ihre Nachrichten auf die Kistenseiten schrieben. Der Baron verdarb sich seinen ganzen Schreibtisch mit den Chemikalien zum Entwickeln der Schrift.

Dieses Fruchtgeschäft bezahlte sich so gut, dass der Baron einen umfangreichen Kundenkreis besass, zu dem auch ein berühmter Automobilfabrikant, Jellinek**, gehörte, der vor dem Kriege die deutsche Spionage in Nizza von seiner eigenen

* Es gab einen kleinen Zeitzünder mit chemischer Auslösung, der äusserlich die Form eines Bleistifts besass.

** Der bekannte Automobilkonstrukteur, nach dessen Tochter der «Mercedes»-Wagen benannt ist.

Privatjacht aus geleitet hatte. Einige von den Kunden des Barons waren Revolutionäre, die später in dem schon erwähnten «versiegelten Zug» nach Russland zurückkehrten.

Lasst Blumen sprechen

Manche Agentenmeldungen gelangten auch von der Riviera in Blumensendungen nach Deutschland, Graf Ockerling, ein österreichischer Agent in der Schweiz, liess seine Spioninnen, Konzertsängerinnen und selbst Damen der Gesellschaft, die Blätter mit der Geheimschrift um die Stiele der Blumen wickeln, die sie im Gürtel trugen.

Manche Mitglieder der Spionageabwehr waren der Ansicht, dass die Deutschen am leichtesten durch ihre eigenen Kriegsgefangenen in den alliierten Ländern ihre Nachrichten nach Deutschland schicken konnten. Die AEF. gestattete wöchentlich zwei Briefe über rein persönliche Angelegenheiten nach Deutschland. Derartige Briefe wurden sorgfältig zensuriert, aber man argwöhnte, dass versucht würde, mit Hilfe eines Geheimcodes, vielleicht nur durch besondere Anordnung der Schrift auf der Seite, Nachrichten zu übermitteln. Möglicherweise liessen sich deutsche Agenten vorsätzlich gefangen nehmen, nur um derartige Botschaften an Deckadressen in Deutschland zu senden. Pakete für die Kriegsgefangenen aus Deutschland wurden durchsucht und man fand darin Nachrichten in doppelten Böden von Kisten, in Tabak, Seifen, Büchsenkonserven, ja sogar zwischen den zusammengeklebten Blättern einer Photographie der Geliebten. Nach dem Waffenstillstand bekam die Hauptzensurstelle durch die Briefe der Kriegsgefangenen sehr genaue Nachrichten über die Zustände in Deutschland.

Der Zensor fand in seinem Kampfe gegen die Deckadressen gute Hilfe in einer schwarzen Liste von gewöhnlich in Holland oder der Schweiz gelegenen Orten, die als Deckmäntel für den deutschen Geheimdienst bekannt waren. Amerikanische Chemiker entdeckten eine solche in Geheimtinte geschriebene Liste auf einem Papier, das ein Spionagekurier bei sich hatte. Die Schweiz war mit einem Netzwerk von inoffiziellen «Briefkästen» übersät, zu dem viele wohlbekannte Hotels gehörten. In Holland gab es Firmen mit richtigen holländischen oder fingierten Namen, die lediglich den Interessen

der deutschen Nachrichtenverbindung dienten. Eine erbeutete Liste mit derartigen Anschriften in Deutschland erwies sich als eine Aufstellung von Deckadressen für den Geheimdienst, an die die deutschen Zensoren Briefe versandten. Eine andere Umgehung bestand darin, in neutralen Ländern Agenturen einzurichten, die offensichtlich dem Briefschmuggel von und nach dem besetzten Belgien, von und nach Frankreich dienten. Diese Neuigkeit wurde dann bei den betrühten Freunden und Verwandten hinter der Front der Alliierten verbreitet und bald entwickelte sich ein wertvoller Briefwechsel, der natürlich durch die Hände der deutschen Agenten ging.

Zeitungsinserate waren ein so gewöhnliches Mittel, Nachrichten zu senden oder einzuholen, dass viele Stellen der Spionageabwehr jede einzelne Anzeige genau prüften, ehe sie veröffentlicht wurde. Ein Agent in Feindesland konnte vorzugsweise in einer, nahe der neutralen Grenze erscheinenden Zeitung eine nach aussen hin vollkommen harmlose Anzeige erscheinen lassen, die eine in Code verabredete Nachricht enthielt. Wenige Tage später las dann sein Gruppenchef im neutralen Lande drüben diese Anzeige. Die altmodische «Seufzerecke» in der «London Times» erlaubte da manche Freiheit und was als Auseinandersetzung zwischen Liebeseuten erschien, hatte eine doppelte Bedeutung. Hier ist ein solcher der Wirklichkeit entnommener Fall:

«Z. Dein Herz wacht. Sei recht lieb. Weiter nichts. Mein Gott, welch ein Kummer. Ich kann morgen nicht kommen.» Die Anzeige bedeutet: «Die Regierung wird eine neue Anleihe ausschreiben. Das Blockministerium kann sich nicht länger halten.»

Ein anderes Beispiel: «Gesucht gut möbliertes Zimmer, separater Eingang, moderner Komfort, zentrale Lage, mässiger Preis. Angebote an Corti.»

Die Bedeutung war: «Allgemeine italienische Offensive bevorstehend. Italienische Truppen werden nicht nach Frankreich geschickt.»

Wenn das Inserat ein «sehr gut» möbliertes Zimmer zu einem «erträglichen» Preise suchte, war der Sinn gerade umgekehrt.

Die Zensoren verboten den Zeitungen, Lotterienummern,

Schachspiele und Briefmarkenangaben abzudrucken, aber sie waren recht verblüfft, als sie sich darüber klar wurden, wie gut es sich mit den Marken auf einem Briefumschlag signalisieren liess. Kreuzworträtsel waren damals noch nicht angekommen. Die Briten unterdrückten unter anderem die Anzeigen eines deutschen Agenten in London, Hugh McKean, der den Soldaten im Felde für billiges Geld Horoskope stellte, wozu aber eine adressierte Rücknachricht nötig war. Die Franzosen machten auch den Paten-Annoncen in der Zeitschrift «La Vie Parisienne» ein Ende, deren sich jeder Frontkämpfer erinnern wird. Patriotische Damen verkündeten schwarz auf weiss gedruckt ihre Bereitwilligkeit, als «Pattinnen»* mit Soldaten zu korrespondieren, die sich zu einsam fühlten.

Ganz einfach war auch ein anderer deutscher Kniff, in Blei ein paar Ziffern, vielleicht eine kleine Addition auf die Innenseite einer Zeitung zu schreiben und diese dann mit der Post abzusenden.

Es sind merkwürdige Hilfsmittel, diese Codes! Klugen Leuten bieten sie eine grosse Hilfe zum Vermeiden des Netzes, aber sie sind doch gefährlich, denn wenn einmal die Spionageabwehr eine Codenachricht erspäht hat, gibt sie keine Ruhe, bis sie den Schlüssel entziffert und den Absender gefunden hat. Wird dieser dann, wie es amerikanischen Agenten passiert ist, im Besitz des Codes betroffen, dann ist er verloren.

Gibt es überhaupt einen Code, der sich nicht lösen lässt? Die britische Erfahrung behauptet, dass dies vielleicht der Fall sei, obgleich der bei ihnen tätige Professor des Griechischen jeden Code entzifferte, falls er genug Zeit und Nachrichtenmaterial darin hatte. Ein Amerikaner sagt, dass man im Weltkrieg keinen erfand, der nicht gelöst wurde, und dass selbst schon teilweise Lösung Fingerzeige bringt. Oberst Nicolai sagt: «Der deutsche Geheimdienst kannte keinen unlösbaren Code.» Gleichwohl erwies sich der deutsche diplomatische Code als so zähe, dass bei einer kritischen Gelegenheit der amerikanische Code-Sachverständige, dem er vorgelegt

* Eine Zeitlang war es bei den Französischen besonders Mode «Marraine», Patin für einen oder mehrere Frontkämpfer zu spielen und diese mit Zigaretten, Liebespaketen u.a. zu versorgen und ihnen, teilweise wenigstens, nach Kräften den Urlaub zu versüssen.

wurde, verzweifelt die Hände rang, worauf ein amerikanischer Nachrichtenoffizier sich erbot, lieber ein paar kleine Gesetze zu verletzen und am Aufbewahrungsort des Codebuchs einzubrechen.

Codes sind kitzliche Dinger

Die Entzifferung eines typischen Regierungstelegramms mit seinen Tausenden von Worten und Phrasen, die nach Zahlenwerten und alphabetisch geordnet sind, ist eine fürchterliche Arbeit. Manche Texte ändern den Schlüssel mitten in der Botschaft. Aber sobald auch nur ein einziges Codebuch verloren gegangen ist, muss der ganze Code aufgegeben werden. Wenn erst eine einzige Botschaft darin entziffert ist, sind es alle, mag die Entzifferung auch noch so langsam und qualvoll gehen. Gelegentlich braucht man dazu so lange, dass irgendeine besondere Nachricht zu der Zeit, in der man sie entziffert hat, keinen Wert mehr besitzt. So brachte es keinen Nutzen, den Befehl zu einem deutschen Luftangriff auf London in dem Augenblick lesen zu können, in dem die Bomben bereits einschlugen.

Beim Lösen von Geheimschriften muss man wissen, welche Buchstaben, Worte und Zeichen am häufigsten in Nachrichten vorkommen. Einer Autorität zufolge ist der Stellwert der Buchstaben etwa folgender*:

ETOAIRNSHLDCMUYPFGWBV

TH, HE und ER sind häufige Verbindungen, U kommt selten verdoppelt usw.

Oberst George Fabyan, ein amerikanischer Code-Experte, gibt die Reihenfolge etwas anders, und zwar wie nachstehend, an:

ETAONISHRDLUFMPWGYBKXQJZ

Seiner Ansicht nach sind 15 Prozent aller Buchstaben E und K, X, Q, J und Z machen zusammen nur 20 Prozent aus.

Hier haben wir zum Beispiel eine Codevorschrift, die im Kriege benützt wurde:

«Schreibe die Nachricht im Klartext, Buchstabe um Buchstabe von links nach rechts auf die Zeile, wobei jede Linie eine vorher bestimmte Anzahl Buchstaben umfasst. Jeder

* Dies ist natürlich nicht die für deutsche Texte gültige Rangordnung. Diese lautet etwa: e, n, i, s, t, h, a, r, d, u, usw.

Buchstabe muss genau unter dem entsprechenden Buchstaben der darüberstehenden Zeile sitzen. Du hast nunmehr eine Anzahl Buchstabenkolumnen, die genau der Anzahl Buchstaben je Zeile entspricht. Kopiere darauf von oben nach unten, wobei die Kolumnen in vorgeschriebener Reihenfolge durcheinander gewählt werden. Teile die in dieser Reihenfolge erhaltenen Buchstaben in Gruppen von je zehn. Zur Entzifferung zähle die Gesamtzahl der Buchstaben und ihre Nummer in der Kolumne, schreibe die Kolumnen in der Originalschrift nebeneinander an und du kannst die Nachrichten als Klartext von links nach rechts lesen*.»

Manche Dinge, die dem Laien geheimnisvoll erscheinen, sind es gar nicht, zum Beispiel der Lexikon-Code, mit dem man Nachrichten zusammenstellt, indem man Zahlen und Kolumnen eines Lexikons anführt, wo die Worte zu finden sind. Hindus im deutschen Sold, die in Amerika daran arbeiteten, eine Revolution in Indien anzustiften, verkehrten miteinander auf diese Weise und Major William F. Friedmann, der jetzige Chef des Armeesignalkorps (Codeabteilung), las ihre Nachrichten vollkommen richtig – ohne ein Lexikon dazu zu brauchen. Der Hauptnachteil dieses Buchcodes ist der Umstand, dass der Agent das Buch bei sich haben muss.

Wie gesagt, es sind kitschliche Dinge, diese Codesysteme. Ein britischer Zensor grübelte lange über einem Kabeltelegramm an eine verdächtige holländische Adresse, das lautete: «Vater ist tot.» Zur Vorsicht änderte er es ab in: «Vater ist verschieden» und liess es weitergehen. Prompt kam die Rückfrage: «Ist Vater tot oder verschieden?»

* Diese Chiffrierung ist als recht mässig zu beurteilen. Ein Fachmann löst sie mit Hilfe einer Gruppe sehr bald. Sie würde erst dann schwierig, wenn die erste Chiffrierung noch zum zweiten Male chiffriert wird, und eine aperiodische Buchstabenvertauschung stattfindet, womöglich unter Anwendung mehrerer Sprachen.

Teil V

Wir Spione

Wie die Amerikaner um den grossen Einsatz mitspielten

«Amerika hat keine Spione»

Dieser Ausspruch war in der AEF. Mode, vielleicht weil man glaubte, dass das Höchste an Geheimnis die Abwesenheit jedes Geheimnisses sei. Es gehörte zum guten Ton, über unseren Geheimdienst zu schweigen, selbst beim GHQ. Da ist es denn kein Wunder, dass die Leute in der Front zum grössten Teil niemals von ihm hörten. So war es vor elf Jahren und so ist es heute noch. Die Amerikaner wissen von der wirklichen Agentenarbeit weniger als jede andere Grossmacht im Weltkrieg. Aber Amerika hatte damals ebensogut seine Spione wie es 1876* seinen Nathan Haie und 1861** Baker und Pinkerton*** gehabt hatte. Den Letzteren wenigstens konnte sich unsere verstohlen marschierende Armee von 1918 würdig an die Seite stellen. In den Geheimkrieg trat ein nur recht kleines Heer ein. Unsere eigenen Spione, Agenten und Vertrauensleute in Europa machten alle zusammen genommen nicht mehr als ein paar Hundert aus.

Hoch und niedrig, reich und arm, brav und, um aufrichtig zu sein, auch gelegentlich schlecht, Patrioten und Mietlinge, sie alle wagten Leben und Gut und begaben sich auf gewundenen Pfaden mit unheimlichen Aufträgen an gefahrvolle Plätze. Oft lachte ihnen der Erfolg, manchmal schlug es ihnen fehl,

* Nathan Haie, ein ehemaliger Schullehrer und Hauptmann in Washingtons Armee, wurde bei einer Spionageunternehmung an der Huntingdon Bay von den Engländern festgenommen und gehängt.

** Lafayette C. Baker, gebürtiger Kaufmann, wurde von Abraham Lincoln für seine als Spion im Lager der Südstaaten geleisteten Dienste erst zum Provost-General und später zum Brigadegeneral und Chef des Geheimdienstes gemacht

*** Pinkerton, Gründer und Leiter des weltbekannten Detektivbüros, «Pinkertons Preventive Watch».

einige wurden gefangen, mehrere getötet. Aber sie liessen sich nicht beirren, ihr Kampf sollte eigentlich erst richtig anfangen, da kam das Ende des Krieges. Andernfalls hätten die Amerikaner in der Spionage zu einer ebenso energischen Offensive angesetzt wie in der offenen Feldschlacht, in der sie so wesentlich zum Siege beitrugen.

Lob vom Feinde

Aber auch so schon sagt Oberst Nicolai, der Chef des deutschen Heeresnachrichtendienstes: «Es war fühlbar, dass die Unterstützung der Kriegsführung durch Amerika auch den Nachrichtendienst belebte. Es schien, als ob die Alliierten erst jetzt ein zutreffendes Bild über Deutschland bekommen hätten, als ob sie jetzt erst wüssten, wie sie besonders mit ihrem Nachrichtendienst und vor allem mit der Propaganda einzusetzen hätten.»

Die Propaganda der Alliierten verdankte den Amerikanern viel an Material, Methode und Geld. Nicht nur, dass amerikanisches Geld zur Neubelebung der alliierten Spionage half, bis zum Waffenstillstand hatte sich der amerikanische Dienst von Sir Basil Thomson ein Urteil verdient, das dieser in seinem Buche «My Experiences at Scotland Yard» fällt: «Die Amerikaner hatten einen durch ganz Europa reichenden vorzüglichen Nachrichtendienst organisiert, und da wir schon vorher mit ihnen enge Fühlung gehalten hatten, erklärten wir uns zum Austausch der Nachrichten bereit. Um jene Zeit ging in der Unterwelt von Europa und Amerika nicht viel vor, das wir nicht wussten. Wie wunderbar die Amerikaner durch Erfahrung gelernt hatten, wussten wenige so gut wie ich. Wir arbeiteten wie eine einzige Organisation zusammen und wenn ihnen Zeit geblieben wäre, die ihrige über ganz Europa auszudehnen, dann glaube ich manchmal, die ihrige wäre die bessere geworden.»

Ein Amerikaner, der Bescheid weiss, sagte: Die Briten legten alle ihre Karten auf den Tisch und keinerlei Fragen, weder politischer, nationaler noch militärischer Natur, durften in der Sache hindern. Hätten wir diese Verbindung zwischen unserem und dem britischen Nachrichtendienst, sei es auch nur nach rein militärischen Gesichtspunkten, nach dem Kriege

fortdauern lassen, dann wäre beiden Ländern ungeheurer Vorteil daraus erwachsen.

Diese enge Verbindung war einer der Gründe, warum wir nicht mehr Agenten nach Deutschland selbst schickten – Engländer und Franzosen hatten schon genug dort. Als wir in den Krieg eintraten, hatten sie bereits von Berlin bis zur Front in den meisten wichtigen Plätzen hinter den deutschen Fronten Leute in Deckung. Die Franzosen beobachteten das GHQ. in Spa (wir übrigens später auch), ein britischer Agent befand sich beim Stabe des Kronprinzen Ruprecht von Bayern, beide Mächte hatten Agenten bei Krupp. Später hatten wir gleichfalls welche dort und Leute von uns kontrollierten die Truppentransporte durch Köln, Metz und viele andere Eisenbahnknotenpunkte. Man nimmt ausserdem an, dass ein einflussreicher Beamter in Wilhelmshaven britischer Agent war, und dass ein Franzose Nacht für Nacht aus Zeebrügge hinausschwamm, um einem draussen wartenden U-Boot der Alliierten über die Tagestätigkeit in jener deutschen U-Bootsbasis Bericht abzustatten. Das Land des belgischen Volkes war besetzt, aber nicht bezwungen, und so spionierten Tausende von Belgiern für ihren eigenen Geheimdienst oder für die Briten oder Franzosen.

Den Samen zu diesem Spionagesystem hatte man lange vor 1914* gesät. Engländer und Franzosen hatten in den Friedensjahren Agenten nach Deutschland verpflanzt, genau wie Deutschland Agenten nach Frankreich und allerdings weit weniger nach England verpflanzt hatte. Die Deutschen fingen genug alliierte Agenten, die sie hinrichteten. Aber eine ansehnliche Zahl, die sie nie erwischten, arbeitete während des ganzen Krieges; einige sind sogar jetzt noch am Wirken. Wenn ein Agent gefangen wurde oder so scharf beobachtet war, dass er nutzlos wurde, sandten die Alliierten Ersatz an seine Stelle. Als wir uns im Sommer 1917 an dem «grossen Spiel» beteiligten, hatten die Alliierten Deutschland bereits mit einer vollständigen, wohlausgedachten Organisation überzogen, die sich aus einem sorgfältig ausgewählten und gut geschulten Material zusammensetzte. Nur wenige dieser Agenten konnten der gefährlichsten Prüfung des Geheimdienstes standhalten, die darin besteht, dass Agenten einander

* Siehe H. R. Berndorff, Spionage, S. 7: Vorkriegsspionage.

kennen, zusammenarbeiten und einander rückhaltlos vertrauen, mag auch ihr Leben davon abhängen.

Eine derartige Organisation ist so fein gebaut wie ein Uhrwerk und darum gegen Fremdkörper ebenso empfindlich. In vollem Einverständnis mit Franzosen und Engländern bildeten wir daher kein neues Netz ortsständiger Agenten, ausser in Zusammenarbeit mit ihnen. Es war weniger gefährlich, Agenten auf kurze Reisen nach Deutschland zu schicken; die neutralen Länder wurden daher für die amerikanischen Operationen ebensogut Ausgangspunkte wie für die der anderen Mächte, wofür sie bereits berüchtigt waren. Entsendung nach Ungarn brachte noch weniger Gefahr, weil die Aussicht, mit einer anderen alliierten Organisation sich zu reiben oder von der feindlichen Spionageabwehr gefangen genommen zu werden, dort geringer war.

Die naiven Yankees

Zugegeben, wir waren reichlich grün, und es gab Fälle, in denen wir gehörig ausrutschten. Aber grün sein, ist oft ein Vorteil, denn dann beargwöhnt einen niemand. Gar nicht wenige Europäer und Amerikaner glaubten wirklich an die Behauptung: «Amerika hatte niemals Spione.» Unser zweiter Vorteil war unser Geld. Die Verräter sammelten sich herdenweise um den amerikanischen Geheimdienst. Wir brauchten nur über die stark isolierten Drähte der Spionagewelt zu funken, dass wir bereit seien, für positive und genaue Angaben über irgendeine Bewegung einer erstklassigen deutschen Angriffsdivision 10'000 Dollars zu zahlen, dann bekamen wir unsere Angaben. Im Geheimdienst mag Schweigen Gold sein, aber das Geld ist beredt. Die Nachrichtendienste der Alliierten meinten sogar manchmal, das amerikanische Geld schreie zu sehr, wenn sie herausfanden, dass wir auf dem Nachrichtenmarkt der gewerbsmässigen Spione in der Schweiz so hohe Preise zahlten. Dort war nämlich sogar ein Klub, wo diese sich trafen und ihre Nachrichten austauschten.

Die Amerikaner mussten die Alliierten so gut wie die Deutschen überwachen, wenn sie diesen oder jenen Nachteil bei den interalliierten Verhandlungen vermeiden wollten. Da wurde nämlich über Menschen, Geld, Nachschub, Befehls-

gewalt, Strategie und Politik in einer Weise entschieden, die sich dauernd mit dem Kriegsglück änderte. Eine der ersten Aufgaben, die General Pershing G 2 erteilte, bestand darin, herauszufinden, ob eine gewisse verbündete Macht wirklich so sehr einer bestimmten amerikanischen Ware bedürfe, wie sie versicherte. G 2 meldete General Pershing dann, dass der Bedarf übertrieben worden war, und bewies es durch einige Nachrichten, die man, wie gehört ja nicht hierher, beschafft hatte.

Bald, nachdem die ersten Amerikaner Frankreich erreicht hatten, munkelte man von einem bevorstehenden alliierten Versuch, die Bildung einer selbständigen amerikanischen Armee unter eigener Flagge und eigenem Kommandeur zu verhindern, um die amerikanischen Truppen als leicht verfügbares Kanonenfutter zum Ersatz für englische und französische Verluste zu verwenden. Der Fortschritt dieser Kampagne wurde in unserem GHQ. genau verfolgt und manchmal vorweg geahnt. General Pershing wusste rechtzeitig von der im Herbst 1918 durch eine gewisse berühmte Engländerin angestifteten Intrige, die ihn vom Oberbefehl entheben sollte. Es ist möglich, dass auch Präsident Wilson davon hörte. Auf jeden Fall war bei ihm nichts zu erreichen. Er hielt zu seinem General.

Präsident Wilson und der Geheimdienst

Präsident Wilson bekümmerte sich allerdings im Allgemeinen wenig um den militärischen Nachrichtendienst. Er soll nicht einmal die sorgfältigen, knapp gefassten täglichen Spionageberichte gelesen haben, von denen G 2 B nur vier Kopien herstellte, eine in Code an den Präsidenten gekabelte, eine für General Pershing, eine für General Bliss und eine für die Akten.

Der Präsident hielt sich lieber an die Marine und vielleicht an den diplomatischen Nachrichtendienst und vertraute einige vertrauliche Arbeiten einem Offizier des Marinennachrichtendienstes an. Indessen ordnete der Präsident doch die Vernichtung einer Verdächtigenliste mit über 100'000 Namen an, die die Regierungsdruckerei für die Marine gedruckt hatte, weil so viele Daraufstehende seine Freunde oder Bekannte waren. T. Morrison Carnegie spendete darauf 20'000 Dollar,

wofür fünfzig ordnungsgemäss als Geheimsekretärinnen eingeschworene Mädchen angestellt wurden, um vierzehn von der Marine verlangte Karteien aufzustellen, die als die besten, jemals existierenden Schwarzen Listen zu betrachten waren.

Vielleicht hielt Präsident Wilson die Armee für «militaristisch», oder ihn störten republikanische Komplote mehr als deutsche. Vielleicht misstraute er auch den auf Geheimwegen erlangten Informationen.

Es fragt sich, wieviel «Agentenschmiere» wahr war. Schätzungen bewegten sich zwischen 50 und 20 Prozent. Im allgemeinen taugt eine Nachricht soviel wie der Agent, der sie sendet. Je besser ein Agent, desto weniger und kürzere, aber auch zutreffendere Nachrichten gibt er. Der patriotische Spion ist vielleicht im Sammeln und Beurteilen von Nachrichten nicht geschult. Der Mietling sucht, für möglichst wenig Wagnis recht viel Geld zu bekommen, und berichtet seinen Auftraggebern, was diese am liebsten hören mögen; er übertreibt und erfindet sogar. Das beste Beispiel dafür boten einige Spionageberichte über den Schaden, den die alliierten Luftangriffe in den deutschen Rheinstädten angerichtet haben sollten. Es gab nur wenige Agenten, denen G 2 bedingungslos glaubte. Jeder Bericht wurde noch mit Hilfe anderer Informationsquellen nachgeprüft.

Wie spionierten wir?

Wie arbeitete aber unser Spionagedienst? Auch heute, nach elf Jahren, lässt sich diese Frage nur ungefähr beantworten. Man kann wohl einen Blick hinter den Vorhang tun lassen, aber kein klares Bild versprechen. Vielleicht müssen wir alles das noch einmal verwenden, so sehr wir auch hoffen, es möge nicht mehr der Fall sein. Es gab in Europa verschiedene amerikanische Spionagesysteme, die ineinander Übergriffen und zusammen arbeiteten, sich aber in ihren Zielen und Methoden etwas unterschieden. Wir besaßen geradeso wie die Deutschen keinen einzelnen einheitlichen Dienst. Die Bezeichnung «amerikanischer Geheimdienst» wird hier nur benützt, weil er durch seine Unbestimmtheit geradeso ungefährlich und irreführend ist wie einige andere Angaben. Ohne Betrug kann man nicht spionieren. Die graphische Dar-

Stellung der Organisation eines Spionagedienstes würde aussehen wie eine Blaupause des Labyrinths, um nicht nur die Gegenspione, sondern auch die eigenen Agenten in Verwirrung zu bringen, damit sie nicht zu viel erzählen können, falls sie erwischt werden, denn die Befragung dritten Grades kann beim Geheimdienst wohl noch gerissener und teuflischer sein als bei der Polizei.

Bei den Alliierten gab es natürlich keine Spionagekarte von Europa oder von Deutschland, obgleich die Deutschen so sicher daran glaubten, dass sie einmal einen Engländer bestachen, eine für sie zu stehlen. Der verbrachte dann mit seinem Chef zusammen einen vergnügten Abend, an dem sie eine aufstellten, die feierlich geliefert wurde. Eine richtige Karte hätte vielleicht Deutschland sauber in vier Distrikte oder Zonen eingeteilt gezeigt: Erstlich die Zone gleich hinter der Front mit dem Operationsgebiet einschliesslich der Etappenknotenpunkte, durch die die grösseren Truppenverschiebungen gingen, dann als zweite die Industriezone, in der Geschütze hergestellt und Erfindungen erprobt wurden, weiter als dritte die Marinezone mit Einschluss des Nordostsee-Kanals und der U-Bootshäfen und schliesslich viertens die Inlandszone mit Einschluss von Berlin. Es konnte auch noch andere Zonen geben, so Russland, Rumänien, den Balkan, die Türkei, aber die genannten vier waren die hauptsächlichen. Das Geschäft bestand demnach darin, die geheimen Nachrichten jeder Zone zu sammeln und so rasch wie möglich herüberzubringen. Die Erfüllung dieser Aufgabe verlangte alle Arten von Spionen und Kniffen, Da waren zunächst die ortsständigen Spione, die lange vor dem Kriege schon dort stationiert worden waren, wo sie am besten nützen konnten. Einige waren bereits ein halbes Leben lang als wohlgeachtete Kaufleute, Ladenbesitzer, Staats- oder Eisenbahnangestellte dort ansässig. Jeder von ihnen bildete vielleicht den Mittelpunkt einer kleinen Gruppe von Gefolgsleuten, die die Stadt durchhechelten und, ohne einander zu kennen, nur dem ständigen Spion berichteten. Die Alliierten waren mit solchen Persönlichkeiten wohl versorgt. Der ortsständige Spion war mit seinem Bezirk so vertraut wie der Polizist mit seinem Revier oder der Reporter mit seinem Distrikt und bildete ein wertvolles Rädchen in der Maschine. Die schwierigste Auf-

gabe bestand für ihn oft darin, die Nachrichten so frühzeitig aus Deutschland in die Hände seiner Vorgesetzten zu schaffen, dass sie noch nützlich sein konnten. Gewöhnlich vermied er die Möglichkeit einer Entdeckung durch Telegraph und Briefzensur und benützte als «Weinstock» den Reiseagenten.

Gerade wie Polizei oder Zeitung, Kriminalbeamte oder Reporter nach Städten augenblicklichen Interesses schickt, so sandten die Geheimdienste, je nachdem es der Wechsel der Lage erforderte, Sonderagenten da- und dorthin. Als Sprungbretter benützten sie Grenzstationen, wie Pontarlier oder Bellegarde, oder Orte in neutralen Ländern. Namentlich die Schweiz, Holland und Dänemark boten solche Sprungbretter für alle Nationen, für die Zentralmächte wie für die Alliierten mit Einschluss der Amerikaner. Wenn unsere Agenten nicht durch die Vordertüre, die Westfront, nach Deutschland gelangen konnten, probierten sie es am Seitentürchen, wo sie Zeit hatten, sich in ziemlicher Sicherheit für den Sprung über die Grenze vorzubereiten.

Auf diesem Wege konnten sie auch wieder zurück, ihre Berichte abstatten, sich ausruhen und einen neuen Sprung versuchen. Dort rekrutierten sie zudem neue Agenten aller Art, Geschäftsleute und Reisende, die regelmässig nach Deutschland gingen. Die Neutralen konnten deutschfreundlich oder alliiertenfreundlich sein. Gute Dänen, Mitglieder der entente-freundlichen südjütischen Liga, warteten zum Beispiel die von Deutschland nach Dänemark kommenden Züge ab und fragten die Reisenden aus. Deutsche Agenten passten daher die gleichen Züge ab und versuchten durch geschenkte Uhren (die sich später als aus Eisen erwiesen) das Schweigen der gleichen Fahrgäste zu erkaufen.

Wie dem auch sein mag, in verschiedenen neutralen Ländern bestand ein geheimer Nachrichtendienst, der bisweilen recht tüchtig war. Einer von ihnen verfügte beim Waffenstillstand über fünfunddreissig verlässliche Nachrichtenquellen, darunter neun besoldete Vorstände, jeder mit einer Mannschaft oder Agentengruppe, aber keiner der Vorstände wusste etwas vom Dasein der anderen Gruppen, keiner von ihnen wusste überhaupt, für wen die Arbeit geleistet wurde. Sie wussten nur, dass es ein Dienst der Alliierten war.

Etwa vierzig «Spionagemannschaften» trieben ihr gefährliches Spiel für die Amerikaner in Europa, Russland, Rumänien und an andren Ländern. Etwa die Hälfte davon trug den Geheimdienst direkt bis ins Herz von Deutschland. Jede Mannschaft war drei bis sechs Mann stark, einer davon war der Vorstand oder Captain, der einzige, den die anderen zu sehen bekamen. Er hielt sich den grössten Teil der Zeit indem Lande auf, das für seine Gruppe Operationsbasis war, er allein empfing für seine Gruppen Befehle vom amerikanischen Dienst in diesem Lande. Häufig kamen diese Befehle indirekt von einem verbündeten Kollegen, den er bereits kannte. Davon wussten die übrigen Mitglieder seiner Gruppe noch weniger. Man vertraute nur so vielen Leuten, wie man musste. Die Arbeit der Mannschaft bestand darin, den wirklichen Spionagedienst zu leisten. Sie begaben sich nach den Zielen, die ihr Vorstand ihnen angab, und suchten die Nachrichten zu erlangen, deren Beschaffung er ihnen auftrug. Aber sie legten nicht alle auf einmal los. Wie beim Barlauf ging erst der eine, dann der nächste, dann ein dritter, vielleicht sogar ein vierter. Wenn der erste Sprung zu Krupp nach Essen und zurück führte, ging zunächst der erste vielleicht als deutscher Arbeiter verkleidet, mit falschen Papieren durch. Mit Hilfe von Beziehungen, die er schon hatte, bekam er Arbeit. Vierzehn Tage später folgte der zweite, vielleicht als Reisender für eine Firma im neutralen Ausland, traf sich mit dem ersten, übernahm dessen Bericht und ging an seine Ausgangsstelle zurück. Konnte er den ersten nicht finden oder nicht mit ihm Fühlung bekommen, so blieb er selbst, oder ein anderes Mitglied der Gruppe machte sich mit dem gleichen Auftrag auf, und im Laufe der Zeit kam der Beauftragte zurück und traf sich mit ihm. Jede Gruppe hielt für Notfälle, oder wie der offizielle Ausdruck lautete: «Als Ersatz für Ausfälle», ein oder zwei Mann in Reserve.

Vieles von dem Berufe, den man geneigt ist als den romantischsten von allen zu betrachten, war durch die harte Notwendigkeit der modernen Kriegführung systematisiert und in Regeln gebracht. Selbst die Reisewege wurden den Agenten vorgeschrieben. Ein Geheimdienst arbeitete zum Beispiel dreizehn solcher Schleichwege durch Deutschland aus und erklärte, dass die grosse Zahl für Sicherheit bürge. Die Leute,

die auf ihnen ihres Weges zogen, trugen keine grossen Schlapphüte oder schwarze Bärte und wagten sich auch anders als im Flüsterton zu unterhalten. Doch ihre Aufgaben waren wichtiger, ihre Gefahren zahlreicher, ihre Erfindsamkeit grösser als die aller jener Fabelwesen aus anderen Kriegen.

Was für Leute sind Spione?

«Offiziell gibt es natürlich keine Spione!» Die Bezeichnung dafür lautet «Agent» und begreift in sich die ganze Stufenleiter vom hochbefähigten Meisterspion an, der Kabinettsminister und Generäle zu seinen Busenfreunden machen kann, bis zum Saboteur mit der Bombe. Aber in Literatur, Drama und Kino sind sie als Spione bekannt und an Spione denkt auch der Leser. Spione entscheiden den Ausgang von Schlachten, rauben Kronen und stürzen Throne, gründen Königreiche neu und bringen alte zum Verschwinden. Aber wie sehen solche Leute wohl aus?

Die meisten von ihnen unterscheiden sich nicht von anderen Leuten. Wenn es anders wäre, würden sie ja erwischt, Im Weltkrieg waren es ihrer so viele – man hat ihre Zahl bei allen Kriegführenden zusammen auf 45'000 geschätzt und vielleicht waren es noch mehr –, dass die Mehrzahl nur unter der Maske des allergewöhnlichsten Durchschnittsmenschen auftreten konnte. Das letzte, was ein Spion wagen dürfte, wäre, unheimlich oder auffällig zu erscheinen. Das war das Malheur bei Mata Hari, Wer sie einmal gesehen hatte, konnte sie nicht wieder vergessen. So ein Agent war im Handumdrehen aufgespürt und gepackt. Ein Amerikaner, der einige Spione kannte, sagt: «Die meisten von ihnen waren recht langweilige Gesellen und ihre Arbeit war im Allgemeinen genau so langweilig. Ausserdem bewiesen auch die meisten von ihnen alles andere, nur keinen romantischen Charakter, wenn man einmal in nähere Berührung mit ihnen kam.»

Der romantische, bewegliche Typ, der Situationen dramatisch gestaltet, verrät sich zu leicht selbst oder *er* nützt sich zu rasch ab. Ein paar Menschen mit grosser Selbstbeherrschung schienen davon ausgenommen. Das Spionieren erfordert klares, vielleicht sogar stures Denken und zähe Nerven. Ein früherer amerikanischer Geheimagent zählt als notwendige Eigenschaften eines Spions auf: 1. natürliche Intelligenz und

Selbstbeherrschung; 2. irgendeinen entsprechenden Antrieb, wie Patriotismus, Hass, Abenteuerlust, Ehrgeiz, Gier; 3. Kenntnis des Geländes, in dem er arbeiten muss, von Land und Leuten und Sprache.

Diesen Eigenschaften wäre nach Oberst Nicolai noch hinzuzufügen: 4. Widerstandsfähigkeit gegen Versuchung.

Nur ein anständiger Mann gibt einen guten Spion ab. Spione müssen imstande sein, die zweischneidigen Waffen des Geheimdienstes, Wein, Weib und Bestechung, zu benutzen, ohne sich selbst damit zu verletzen. Sie müssen der Versuchung widerstehen, ihre Berichte «aufzumachen». Ein amerikanischer Agent trug als Schutz gegen das Betrunknenwerden eine kleine Flasche Olivenöl in der Hosentasche. Rechtzeitig getrunken, machte es ihn gegen den Alkohol unempfindlich und erhielt ihm den nüchternen klaren Kopf. «Ich hatte zwar jedesmal am Morgen einen Jammer, aber ich bekam allemal meine Angaben», berichtete er.

Später hatten wir unsere eigene Spionageschule in Chaumont, wohin verschiedene unserer Offiziere vom Geheimdienst von Zeit zu Zeit auf Kurse von 14 Tagen bis zu zwei Monaten kommandiert wurden. Ein Offizier mit einem deutschen Namen unterrichtete sie dort über das, was es Neues in der deutschen Armee gab und bereitete sie auf das Verhör vor, das sie wahrscheinlich in Deutschland über sich ergehen lassen müssten.

Gute Vorbereitung konnte viel dazu helfen, eine Prüfung zu bestehen; noch besser aber war es, wenn man sich gar keiner auszusetzen brauchte. Die allerbesten Spione waren daher Leute, denen die Deutschen als Bekannten vertrauten, und von diesen waren die besten wieder gelegentlich Deutsche.

Viele der amerikanischen Spione waren keine Amerikaner. Hoch oder niedrig, anständige Menschen oder Spielernaturen, sie rekrutierten sich aus vielen Völkern. Nach den Deutschen und einer nicht kleinen Zahl Deutschamerikaner kamen die Russen, die Schweizer, Dänen, Holländer und andere Neutrale, meist gewerbsmässige Mietlinge. Viele unserer Agenten waren schon in irgendeinem Geheimdienst der Alliierten geschulte, alte Praktiker, einige waren vaterlandsliebende, begeisterte Spione mit selbsterworbener Schulung.

Ihre Namen bleiben Geheimnis

Selbst heute, nach elf Jahren, darf G 2 die feierliche Abmachung, die Identität aller mit Spionage Beschäftigten zu verheimlichen, nicht brechen. Die meisten suchen das Geheimnis ängstlich zu bewachen. Ein früherer Agent der Amerikaner, der auf einem Pariser Boulevard auf einen Kriegsvorgesetzten stiess, begab sich fluchtartig in eine rettende Autotaxe. Für einen Mann in seiner hohen Stellung war es unmöglich, als Spion bekannt zu sein. Würde man die Namen, die auf der amerikanischen Soldliste standen enthüllen, dann gäbe es Explosionen an gar hohen Stellen, obgleich in manchen Ländern Dienstleistung dieser Art nicht als entwürdigend angesehen wird.

Ein Amerikaner, der die Tätigkeit vieler Spione leitete, sagte: «Ich sehe keinen Grund, warum die Leute, die damals für uns arbeiteten, heute irgendwie der Gefahr einer Enthüllung ausgesetzt werden sollen. Für einige von ihnen wäre es zweifellos sehr unangenehm.»

Ein anderer gibt noch weitere Gründe für Aufrechterhaltung der Anonymität an: «Für manche könnte es unangenehme Folgen haben, wenn ihre damalige Mithilfe bei der Spionage bekannt würde. Ausserdem gäbe man vielleicht irgendeinem Feinde damit Informationen, auf Grund deren er sich rächen könnte.»

Weiterhin könnte eine Namensnennung, wie ein früherer, jetzt im Ausland lebender Agent voll Besorgnis andeutete, die Ausweisung aus gewissen Ländern bedeuten.

Schliesslich wäre auch die Möglichkeit denkbar, dass man noch einmal an sie mit der Aufforderung herantritt, sich wieder zu dieser Arbeit herzugeben. Andererseits haben ein paar gierige Seelen sich nach dem Kriege dadurch diesen oder jenen Vorteil verschafft, dass sie drohten, über ihre Spionagetätigkeit zu plaudern. Einer liess sich, wenn man es so ausdrücken will, davon abraten, ein Buch darüber zu schreiben. Heute, elf Jahre später, scheint das wirklich die Höhe der Geheimhaltung, denn es ist eine Frage, wieviel Unheil einer überhaupt noch anrichten kann, selbst wenn er alles erzählt, was er weiss.

Indessen, gewisse Vorsichtsmassregeln sind doch eingehalten worden. Eine jetzt ungefährlich gewordene Geschichte ist die

von Emanuel Voska. Hauptmann Voska hat seinen Platz unter den grossen Spionen der amerikanischen Geschichte. Dem Verfasser gilt er als der amerikanische Meisterspion des Weltkriegs. Als amerikanischer Bürger, obgleich in der Tschechoslowakei geboren, kämpfte er im Geheimkrieg für beide Länder. Den Tschechoslowaken gilt er kaum weniger als Held wie Benesch, Masaryk und andere Väter des modernen tschechischen Staates, mit denen er zusammen arbeitete. Sie würden die Ersten sein, zuzugeben, wie wertvolle Arbeit er mit seinem vorsichtigen Untergraben des Gebäudes der früheren Doppelmonarchie leistete. Die Wahrheit darüber ist, dass die letzte vernichtende Mine nicht zum geringsten Teil durch die «italienische Sektion» des amerikanischen Nachrichtendienstes unter Hauptmann Voska gezündet wurde. Der Patriotismus brannte lichterloh in ihm, und der untersetzte breitschultrige Mann mit der magnetischen Persönlichkeit, Tatmensch, Redner und Schriftsteller so gut wie Geschäftsmann, brachte dem von einigen wenigen mit Zuversicht und Weitblick begonnenen Kampfe alle seine Gaben dar.

Lange ging der Kampf im Geheimen. Die Vereinigten Staaten waren neutral. Aber viele Tschechen sprachen Deutsch, sahen deutsch aus und bewegten sich wie Deutsche, Sie konnten in die deutschen Kreise von Neuyork eindringen und berichteten dem englischen Geheimdienst, was sie erfuhren. Die Engländer fanden heraus, dass die Angaben richtig waren und unterstützten die Sache darum mit Geldmitteln. Erst tropfenweise, dann in Strömen wanderten die Tschechen nach Kanada, um sich zum Dienst an der Westfront zu melden. Teilweise mit Hilfe der tschechischen Liga und anderer tschechischer und slowakischer Gesellschaften. In Amerika fand Hauptmann Voska immer neue Wege, seinen Geheimdienst auszudehnen. Er enthüllte deutsche Anschläge gegen Munitionsfabriken und andere Sabotageobjekte. Von ihm stammten die Nachrichten, auf Grund deren v. Papen und Boy-Ed* heimgesandt werden mussten. Nicht nur die Engländer, auch A. Bruce Bielaski, der Chef des Nachrichtensbüros in unserem Justizministerium, betrachtete den Hauptmann Voska als wertvolle Kraft. Vieles, was an den Ent-

• Ihre Rücksendung wurde von den Amerikanern durch die Beschuldigung, eine grosszügige und sehr erfolgreiche Sabotage der amerikanischen Kriegslieferungen organisiert zu haben, erzwungen.

hüllungen wahr war, die verschiedene Zeitungen über deutsche Anschläge bei uns brachten, stammte indirekt von dieser Gruppe. Sie half, die Vereinigten Staaten in den Krieg hineinzuziehen.

Als der deutsche Botschafter, Graf von Bernstorff, seine Pässe erhielt, ging in seinem Gefolge als zuverlässiges Mitglied eine typische Deutsche mit, die mit Tränen auf den Knien gebeten hatte, sie nicht in Amerika zu lassen; sie war eine Tschechin namens Milada Schamtschek, und Angehörige von Hauptmanns Voskas Gruppe.

Als wir erst einmal im Kriege drin waren, wuchs die Tätigkeit dieser Gruppe erschreckend. In einer einzigen Woche «entdeckte» sie allein in Neuyork 175 verdächtige Deutsche. Sie war in Berührung mit anderen tschechischen Gruppen in Europa. Die Bewegung war auch dort im Wachsen, Viele Tausende von tschechischen Truppen waren sogar in geschlossenen Regimentern mit klingendem Spiel über Niemandland hinweg zu den Russen übergegangen und ermöglichten diesen dadurch einen der grössten Siege im ganzen Kriege. Später mussten dann dieselben Tschechen ihren heroischen Marsch durch Sibirien antreten.

Der Patriotismus und die Energie der Gruppe in Amerika erzwang sich schliesslich Anerkennung. Wenn sie schon soviel jenseits des Ozeans erreichen konnten, wieviel mehr konnten sie dann erst in Europa vollbringen! Der amerikanische Nachrichtendienst erklärte sich einverstanden und bildete die «italienische Sektion». Sie bestand aus einer kleinen, auserlesenen Gruppe, unter Einschluss von Verwandten des Hauptmann Voska. Dieser selbst erhielt den Rang eines Offiziers in der Armee der Vereinigten Staaten, obgleich er die ihm ungewohnte Uniform selten trug. Seine Aufgabe bestand darin, sich an die italienische Front zu begeben, sie gewissermassen zu untertunneln und die Grundfesten der Doppelmonarchie zu untergraben.

Voskas Geheimdienst erstreckte sich über ganz Mitteleuropa; von der Ostsee bis zum Balkan gab es keine Stadt oder keinen Landstrich, in dem sich nicht irgendein slawischer Fleck fand, der mit dem untersetzten, breitschultrigen Mann hinter der italienischen Front Fühlung hielt. Im Austausch für seine ermutigenden Botschaften und die Propaganda, die

Neuigkeiten von Siegen der Alliierten, amerikanischen Kriegsvorbereitungen, Reden des Präsidenten Wilson usw., sandten sie ihm Nachrichten über den Feind, über die Deutschen, Österreicher, Ungarn, Bulgaren und Türken, Immer rascher verbreiteten diese slawischen «Ansteckungsherde» die Neuigkeiten hinter den feindlichen Fronten.

Der «bemerkenswerte» Hauptmann Voska

Hauptmann Voskas Operationsbasis lag in der Nähe von Padua. Dort konnte man ihn alle Augenblicke aufbrechen oder von Spritztouren aller Art nach gefährlichen Orten zurückkehren sehen. Einmal begab er sich nach der Schweiz und brachte eine neue Uhr zurück, in deren Werk Ort und Zeit für das nächste Zusammentreffen mit einer Gruppe Jugoslawen eingraviert war. Ein Tscheche hatte sie ihm in einem gewissen Juwelierladen «verkauft». Er und ein anderer begaben sich darauf im Flugzeug über die Front hinweg nach Bosnien. Sie landeten verstohlen bei Nacht und trafen sich hinter der österreichischen Front mit einer Gruppe, die für die jugoslawische Unabhängigkeit arbeitete. Es waren wettergebräunte alte Veteranen, die seit der Überrennung Serbiens 1915 als Geächtete im weg- und steglosen Gebirge und Wald hausten, und in unerschütterlicher Hoffnung auf Befreiung einen rücksichtslosen Kleinkrieg gegen die österreichischen Eroberer führten. Jeder Bauer auf dem Lande war ein Bestandteil ihrer «Untergrundbahn» und zu bestimmten Terminen brachten sie ihre gesammelte Ernte von Nachrichten zum Rendezvous mit Hauptmann Voska. Im Austausch dagegen brachte sein Flugzeug nicht nur Propagandaschriften, die sich mit Hilfe der gleichen «Untergrundbahn» verteilen liessen, sondern auch Botschaften und Nachrichten von ihren Lieben in der serbischen Armee, Verpflegung, Schokolade usw. «Lasst den Mut nicht sinken», sagte man ihnen, «haltet nur noch ein Weilchen aus; die Amerikaner kommen jetzt.»

Die gefürchtete österreichische Front und die Grenze bargen für Hauptmann Voska und seine Leute keine Schrecken. Als österreichische Soldaten verkleidet, begaben sie sich nach Gutdünken ein dutzendmal im Flugzeug hin und zurück. Sie sprachen verschiedene Sprachen, brachten Kundschaft zu-

rück, sprengten österreichische Munitionslager und richteten soviel Unheil an, wie sie konnten. Die Agenten des Hauptmanns Voska drangen bis nach Süddeutschland vor und schickten der AEF. wertvolle Nachrichten, worauf die Deutschen und die Österreicher eine allgemeine Warnung vor ihnen erliessen. Bei seinem nächsten Besuch in Berlin sandte darauf Hauptmann Voska dem Chef der deutschen Gegenspionage mit der Post seine Photographie mit eigenhändiger Unterschrift.

Spionage war nur ein Teil der Arbeit, die die italienische Sektion des amerikanischen Militärnachrichtendienstes leistete. An der italienischen Front bauten sie eine oder sogar zwei Armeen neu auf und zerbröckelten eine andere.

Sie halfen bei der Schöpfung einer tschechoslowakischen Legion in Stärke von 42'000 Mann, die sich zum grössten Teil aus ehemaligen österreichischen Soldaten rekrutierten.

Mit einem Ruck brachen sie dann die österreich-ungarische Armee auseinander. Wo sich an der Front Truppenkörper fanden, die aus verschiedenen Nationalitäten, Tschechen, Slowaken, Jugoslawen, Rumänen zusammengewürfelt waren, wurde mit jeder Art von Propaganda und Überredung gearbeitet. Sie sandten gedrucktes Propagandamaterial durch Flugzeuge und Freiballons hinüber, forderten zum Überlaufen auf und versprachen gute Behandlung von Seiten der bereits mit den Italienern gegangenen Blutsbrüder. Am wirkungsvollsten von allem waren die «Sprecherpatrouillen».

Eine Sprecherpatrouille bestand aus einer Gruppe geschulter Propagandisten, die die Mundart der in Frage kommenden Völker sprachen. Sie krochen in der Nacht über Niemandsländ, redeten mit den gegenüberliegenden Leuten in deren eigener Sprache, verleiteten sie zum Überlaufen und erkundeten die Verhältnisse in der österreichischen Armee: Verpflegung, Moral, Mannszucht usw.

Hauptmann Voska sagte den letzten grossen italienischen Sieg von Vittorio Veneto genau voraus.

«In und hinter der österreichischen Armee», sagte er, «gibt es jetzt schon viele Löcher. Wir brauchen einen einzigen ordentlichen Schlag zu führen, dann bleibt nichts mehr übrig.» Diese Prophezeiung traf auch prompt ein, die Front brach zusammen, und Hauptmann Voska zog mit seinen Leu-

ten in einem Zuge durch nach Prag, in die eben frei gewordene Hauptstadt der Tschechoslowakei. Im begeisterten Empfang der sich um sie drängenden Menge fanden sie ihre Belohnung. Im alten Hauptquartier der österreichischen Spionageabwehr fanden sich auch Akten, die sie und ihre Tätigkeit als höchst gefährlich bezeichneten, und ihre «Unterdrückung» unter allen Umständen verlangten.

Unser bester deutscher Spion

Einer der erfolgreichsten amerikanischen Agenten war, wie viele andere, kein Amerikaner, sondern ein Deutscher. Während aufregender und kritischer Zeiten leistete er in Deutschland für die Vereinigten Staaten Geheimdienst von unschätzbarem Werte. Was offiziellen Dank anbetrifft, blieb unsere Republik völlig undankbar, inoffiziell wurde ihm aber in mehr als nur einer Weise von einem unserer führenden Vertreter in Europa Dank bezeugt.

Dieser Agent war ein Beamter der deutschen Regierung, der in einem der Ministerien einen wichtigen Vertrauensposten bekleidete. Über seine Dienststelle gingen Nachrichten verschiedener Art, deren Charakter die Deutschen zu verheimlichen, die Alliierten aufzudecken suchten. Er lieferte diese Neuigkeiten dem amerikanischen Geheimdienst auf einem ebenso klugen wie einfachen Wege. Aus Gründen, die nur ihm allein bekannt waren, spielte er jahrelang schon vor dem Kriege dieses Doppelspiel.

Schon ehe Präsident Wilson durch das deutsche Auswärtige Amt erfuhr, dass Deutschland sich entschlossen habe, den uneingeschränkten U-Bootskrieg zu erklären, der uns in den Krieg hineinzog, hatte er durch einen Spion davon gehört. Daraus erklärt sich, warum bereits Anfang 1917 bei uns vorsichtige Vorbereitungen für einen Eintritt in den Krieg begannen, der aller Voraussicht nach unvermeidlich schien. Als wir erst einmal drin waren, betrieb dieser Mann dann sein Geschäft energischer und setzte sich grösseren Gefahren aus. Während unserer 19 Monate dauernden Teilnahme am Kriege sandte er uns Nachrichten, deren Wert vielleicht von keiner der sonst uns zugegangenen übertroffen wurde. Unter anderem waren darunter im Voraus Einzelheiten über die grosse deutsche Offensive vom 21. März 1918 und weitere

deutsche Pläne für die folgende Krisis des Feldzugs, Gegen Kriegsende berichtete er über die Spaltungen zwischen den deutschen Politikern und Militärs wegen der Frage eines unmittelbaren Friedensangebots und danach über das Zurmachtkommen der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei, das der deutschen Revolution vorausging. Dieser Mann wurde niemals erkannt, nicht einmal beargwöhnt, eine Veröffentlichung seines Namens würde in Deutschland einen Sturm entfesseln.

Einige Amerikaner, die aus dem einen oder anderen Grunde bis zum April 1917 in Deutschland geblieben waren, unternahmen bei unserem Kriegseintritt dort oder von neutralen Ländern aus auf eigene Faust kleine Geheimerkundungen. Zur Illustrierung diene eine jener Spionagegeschichten, wie man sie zu hören bekommt, wenn frühere Angehörige von G 2 sich treffen.

Lange nach dem Kriege gab eine wohlhabende amerikanische Persönlichkeit zu Ehren eines deutschen Besuchers in Newyork ein Essen. Unter den Gästen befanden sich viele, die mit Deutschland und den Deutschen wohlvertraut und nicht unfreundlich gegen sie gesinnt waren. Durch die Aufnahme ermutigt, gab der Ehrengast auch ein paar interessante und unterhaltsame Erinnerungen aus der Kriegszeit in Deutschland zum Besten. Er trug dabei sogar ein bisschen dick auf, aber das wurde ebenso gutmütig hingenommen, wie es beabsichtigt war. Unter anderem renommierte er auch mit dem deutschen Geheimdienst und seinen Leistungen. Einer seiner aufmerksamsten Zuhörer war ein ziemlich distinguiert aussehender Amerikaner, dessen Manieren so gut wie sein fließendes Deutsch langen Aufenthalt in Deutschland verrieten. Beim Aufheben der Tafel bemerkte er zu dem Gast mit neckendem Lächeln: «Es war recht fesselnd, was Sie da erzählten, besonders das über die deutsche Spionageabwehr. Aber schauen Sie, mein lieber Freund, die Explosionen in den Munitionsfabriken konnte sie doch nicht verhindern. Sie sehen, ich weiss Bescheid.»

Der Gast soll daraufhin einige Zeit recht nachdenklich gewesen sein.

«Ich hatte es gleich befürchtet, dass er es nicht lassen könnte», flüsterte ein anwesender, ehemaliger Offizier einem Freunde

zu. «Er war während des ganzen Krieges in Deutschland und sie vertrauten ihm, weil sie glaubten, er sei deutschfreundlicher als sie selber. Ehe wir mitmachten, sandte er den Engländern Nachrichten über hochbrisante Sprengstoffe und Gas. Nachher nahm er mit uns Fühlung und sagte unter anderem die deutsche Munitionsknappheit für 1918 voraus. Er hat uns eine Masse Nachrichten auf dem Untergrundweg geschickt. Das mit den Explosionen in den Pulverfabriken stimmt. Er war über all diese Sachen im Bilde. Aber er konnte es nicht lassen, dem Ehrengast heute Abend eins zu versetzen.»

Nun, diese Geschichte mag wahr sein oder auch nicht. Aber eine andere Tatsache ist bestimmt wahr, nämlich, dass einen Teil der amerikanischen Spionage in Deutschland und an verschiedenen anderen Enden der Welt, russische Agenten besorgten. Es ist einer der höhnischen Treppenwitze des Geheimkriegs, dass ein beträchtlicher Teil des alten kaiserlich-russischen Militärnachrichtendienstes später für den amerikanischen Geheimdienst arbeitete, ausgerechnet um der Demokratie der Welt die Bahn zu brechen, und dass die guten Leute noch froh waren, es tun zu dürfen. Es handelt sich aber nicht um Angehörige der zaristischen geheimen politischen Polizei, der Ochrana, die die berüchtigte Vorläuferin der ebenso berüchtigten Sowjet-Tschecha war.

Unsere russischen Spione

Als G2B von diesen Leuten im Herbst 1917 hörte, waren sie recht übel daran. Ihr ganzes Leben lang waren sie als Spione geschult worden und verstanden kaum etwas anderes, und nun hatten sie niemand, für den sie spitzeln konnten. Die russische Revolutionsregierung brauchte sie nicht. Ihre eigene Firma war bankrott, und sie mussten sich erst eine neue Verbindung suchen. Diese fand sich in den Amerikanern.

Sie waren uns recht nützlich. Wir verwendeten sie zwar nur sozusagen im Stücklohn, aber sie bekamen doch an die 100'000 amerikanische Dollar für ihre Arbeit. Ihre Gruppen hatten eine Zeitlang in Asien und vielen Teilen von Europa bestanden, besonders in neutralen Grenzländern von Deutschland, aus denen sie fast nach Belieben in das verbotene Reichsgebiet einbrachen. Sie hatten dort an strategischen

Punkten Führung und Verbindung, die oft schon lange vor dem Kriege geschaffen war, und das war gerade das, was unserem noch jungen Dienste fehlte. Ausserdem waren sie in allen Kniffen und Pfiffen der Spionage geschult. Einige unserer Spione im Deutschen GHQ. waren Russen. Unter anderem erteilten wir ihnen einen Auftrag bei den Kruppschen Werken in Essen. Dort wurde jenes grosse Geschütz gebaut, das an einem Märzorgen 1918 aus 120 Kilometer Entfernung nach Paris eine achtzöllige Granate hineinschoss, deren Detonation sozusagen die ganze zivilisierte Welt zum Klirren brachte. So etwas war einfach noch nicht dagewesen. Aber die alliierten Geheimdienste hatten das Klirren erwartet. Sie hatten nämlich von der «Dicken Berta*» schon gehört, Monate zuvor, im Winter, hatte Oberst Campanole die Tischgesellschaft im G-2-Kasino überrascht, als er bei einer Erörterung in der Hitze des Gefechts ausrief: «Aber die Deutschen haben ja ein Geschütz, das Paris erreichen kann,» Dann hatte er sich schleunigst wieder hinter sein übliches goldenes Schweigen über seine Arbeit verschanzt. Die übrigen Gäste machten sich über die «St-St!-Abteilung» lustig. Die Artilleristen rechneten vor, dass so etwas unmöglich sei. Oberst Campanole sagte kein Wort weiter. Aber er besass vertrauliche Nachrichten, dass die Deutschen bald Paris mit «unsichtbaren Luftschiffen» bombardieren würden. Sämtliche Geheimdienste der Alliierten setzten alles daran, die Wahrheit herauszufinden.

Sie versuchten es zuerst einmal auf der Zeppelinwerft in Friedrichshafen und meldeten «Fehlanzeige». Die Amerikaner gaben den Auftrag an die neueste Errungenschaft ihrer Streitkräfte, an die Russen. Diese besaßen ein Untergrundbähnchen nach den Krupp-Werken in Essen, wo bald nicht nur einer, sondern mehrere Russen als Arbeiter oder sonstwie verkleidet, unter Aufbietung aller Schlaueit nach Neuigkeiten über eine neue und schreckliche deutsche Maschine fahndeten, die sich vielleicht als unsichtbares Luftschiff bezeichnen liess. Sie fanden es auch richtig heraus. «Es ist ein Geschütz», meldeten sie. «Die Deutschen bauen ein Ferngeschütz, das weit genug hinter die alliierte Front

* Dies ist eine im Ausland allgemein verbreitete Verwechslung mit dem 42-cm-Mörser, Bei uns hiess das Ferngeschütz der «Lange Max».

schiesst, um grosse Eisenbahnknotenpunkte, wie St. Pol und Hazebrouck, zu erreichen. Es langt sogar bis nach Paris. Die Arbeit wird in einer Sonderwerkstatt des Betriebs von besonderen Arbeitern ausgeführt und ist streng bewacht. Konstruktionseinzelheiten können wir nicht bekommen. Aber es handelt sich um ein Geschützrohr, in dem ein zweites Geschützrohr steckt, verfeuert wird eine Granate, in der eine andere sitzt.»

Ein Geschützrohr, in dem ein zweites steckt, eine Granate, in der eine zweite Granate sitzt! Das Deuxième Bureau lächelte milde. Ihr Agent ist wohl ein französischer Jules Verne oder vielleicht ein Boche-Baron von Münchhausen?

Als sie sich aber endlich entsannen, dass sie betreffs der 42-cm-Mörser von 1914 ebenso ungläubig gewesen waren, hatte Berta ihre Stimme bereits zum erstenmal im Lande hören lassen, und man hörte sie den ganzen Morgen lang alle 15 Minuten einmal. Nachmittags verkündete das erste offizielle Communiqué, dass die Deutschen Paris aus «grosser Höhe» mit Bomben belegten, erst nachher kam das zweite und korrekte mit der Angabe, dass es sich um ein Ferngeschütz handle.

Berta: Ein Rohr im Rohre

Es handelte sich in der Tat um ein Rohr im Rohr, wenn auch nicht um eine Granate in einer Granate. Bei der Herstellung der Bertas wurde, etwas grob gesagt, in ein 35,5-cm-Rohr ein 20,5-cm-Rohr hineingesteckt, das so lang war, dass es unter Ausnützung gewisser anderer Eigentümlichkeiten das Geschoss so weit hinauf in eine so stark verdünnte Atmosphäre schoss, dass sich der Luftwiderstand verringerte, wodurch die Geschossbahn höher ging und gestreckter wurde als die jeder anderen Granate zuvor. Das Geschoss war auch anders als eine gewöhnliche Granate, doch war es kein Doppelgeschoss. Die Russen hatten in Einzelheiten wohl daneben geraten, aber die Hauptsache hatten sie herausgefunden.

Das Ringen des Geheimkrieges konzentrierte sich nun auf die Bertas. Sobald die Leute vom Deuxième Bureau wussten, womit Paris ausso unglaublicher Entfernung beschossen wurde, machten sie sich daran, den Aufstellungsort zu erkunden und das Geschütz zum Schweigen zu bringen. Sie erspähten die

Geschützstellung, liessen Kundschafter durch Flugzeuge landen, die die Geschütze tatsächlich erblickten, dann zurückkehrten und Bericht abstatteten. Nun organisierten sie eine spezielle Anti-Berta-Formation, um die grossen Geschütze zu bekämpfen, denn es gab mehr als eines. Man hatte ein besonderes Flugzeuggeschwader, um sie zu beobachten und zu beweren, trotz der selbstverständlich eingesetzten deutschen Abwehrfliegerstaffel. Da war auch ein besonderer Licht- und Schallmesstrupp, der ihre Lage feststellte und kontrollierte. Diese Massnahmen parierten die Deutschen durch Aufstellung falscher Holz-Bertas, die mit Blitzpulvern und Kanonenschlägen arbeiteten, um die Aufmerksamkeit abzulenken*. Die Bertas schossen natürlich auf Grund mathematischer Berechnung nach Batterieplan und die Kanoniere wussten nicht, welchen Teil von Paris bzw. ob sie überhaupt die Stadt trafen. Der deutsche Geheimdienst hatte ein sorgfältiges System ausgearbeitet, um Tagesberichte über die Einschläge und ihre Wirkung zu bekommen. Eine Spionin, Ida Kall, soll dafür gearbeitet haben. Oberst Nicolai berichtet, dass das Verfahren gut funktionierte und dass sie jeden Tag ohne Fehl ihre Berichte hatten. Soweit es auf tatsächliche Beschädigungen ankam, dürften die Berichte etwas enttäuschend ausgefallen sein, obgleich im Frühjahr 1918 die Fernbeschiessung der Berta, die Luftangriffe und der deutsche Vorstoss auf Paris zusammengenommen eine ziemliche Panik erzeugten, so dass viele Hunderttausende die französische Hauptstadt verliessen.

Die Russen leisteten auch andere wertvolle Dienste, aber das Zusammenarbeiten mit ihnen war kein ungemischtes Vergnügen. Sie arbeiteten mit G2B durch Mittelsleute, die ihnen nicht genau erklärten, welche alliierte Macht ihnen Arbeitsaufträge gab, und sie selbstverständlich nicht gerade durch mit Firma gezeichnete Schecks bezahlten. Die Russen versuchten stets, herauszubekommen, für wen sie eigentlich arbeiteten, was einigen gelang, ein etwas unglücklicher Umstand, der seitdem gewissen Amerikanern in mehr als einer Beziehung unangenehm geworden ist.

* Ein Anschneiden der Geschützstandorte durch die Schallmesstrupps war dadurch fast unmöglich, dass bei seinem Feuern die übrige Artillerie in der Umgegend so energisch durcheinander schoss, dass die Schallwelle zerlatterte.

Der komischste Spion, den die Amerikaner hatten, war aber weder ein Russe noch ein Deutscher, sondern ein vollblütiger Amerikaner. Es war kein Geringerer als der Negerpreisboxer Jack Johnson. Als Flüchtling aus den Vereinigten Staaten von Frankreich ausgewiesen, hatte der ehemalige Weltmeister in Spanien Zuflucht gesucht, wo er Boxunterricht gab, an Ringkämpfen teilnahm und im Kino auftrat. In einem schreiend karierten Anzug, mit einem Stock, einem grauen Derby hinten auf seinem geschorenen Schädel und einem rassigen Polizeihund als Begleitung stolzierte er einher. In den Madrider Sportkreisen war Jack sicherlich König.

Aber unruhig schlief das Haupt, das jene Krone trug. Jack erklärte seinen Freunden, er wünsche etwas für sein Land zu tun, das jetzt mit Deutschland im Kriege sei. «Wie wär's mit der AEF.?» fragten die. Aber Jack wollte davon nichts wissen. Er wollte «Mann im Geheimdienst» werden. So begab er sich denn zum amerikanischen Geheimdienst in Spanien.

«Ich taxiere, Sie wissen, dass ich hier in der Stadt Hahn im Korbe bin. Ich kenne alle Leute in Madrid, die Bescheid wissen. Ich könnte herausfinden, wie sie die deutschen U-Boote verproviantieren oder wie sie die Maulesel impfen, die die Spanier nach Frankreich verkauften oder was Sie sonst herauszubekommen wünschen. Ich möchte mich im Geheimdienst betätigen. Dafür bin ich gerade aus dem rechten Holz geschnitzt.»

Jack fand genügend Ermutigung und schob mit dem Versprechen los, viele Neuigkeiten von den deutschen Ränken in Spanien zu bringen. Darauf erzählte er der grossen Zahl seiner Freunde, dass er nun das Ziel seines Ehrgeizes erreicht habe, er sei jetzt «ein reg'lärer amerikanischer Geheimdienst-Mann». Das war ja nun sehr schön, aber Nachrichten brachte er keine. Seine Erklärung dafür lautete: «Schau'n Sie, diese deutschen Spion' hab' so Angst, ich hae sie, dass, wenn sie mich seh' kommend, sie gleich renn' davon. 'türlich ich nicht krieg' Nachricht von sie, wenn lauf' davon.»

Krumm oder grad

Manchmal waren die verschiedenartigen Gauner, die danach trachteten, Amerikaner zu ihrem Opfer zu machen, drollig.

Deutsche Agenten versuchten, uns falsche Informationen zuzuschicken, wobei sie gelegentlich Erfolg hatten. Doppelagenten arbeiteten für beide Seiten und gewerbsmässige Spione, fixe Geschäftsleute, waren immer bereit zu einem unanständigen Nebenerwerb. In der sicheren Überzeugung, dass die Amerikaner bequeme Kunden seien, denen man schon etwas andrehen könnte, kamen mehr zu uns als zu den Dienststellen der Verbündeten.

Da war zum Beispiel der Mann mit den «gestohlenen» Zeichnungen des schrecklichen deutschen Dschaggernaut-Tanks, der bei der Offensive 1918 Panik in die Reihen der Alliierten tragen sollte. Dieses feuerfressende Ungeheuer war zwei Stockwerk hoch, lief auf Rädern von sieben Meter Durchmesser und arbeitete mit Greifern, die wie Bergstöcke gingen. Der gelenkige Körper war mit Panzerung gedeckt, die nicht nur für Maschinengewehrfeuer, sondern auch für Feldartilleriegranaten undurchdringlich war. Das ganze Ding sah aus wie ein riesiges Gürteltier und wenig fehlte, dann hatte es auch noch einen feurigen Atem. Die Zeichnungen waren gar nicht so übel ausgeführt, drum kauften wir sie – billig genug – um G 2 B zu zeigen, welche Märchen uns die Deutschen aufhängen wollten.

Die alliierten Dienststellen in den neutralen Ländern waren dauernd auf der Hut vor falschen Angebern, die ihnen die Deutschen zusandten, ebenso wie vor der Achselträgerei ehemaliger Schmuggler, deren Erfahrungen sie wunderbar für alle Arten von merkwürdigen Aufträgen befähigten. Nachstehende Notiz stand zum Beispiel in einem deutschen Aktenstück: «Anliegender ‚Strafbefehl‘ ist dem Johann Selber zu behändigen. Er soll ihm als Ausweis dienen, wenn er sich dem alliierten Dienst als übergelaufener Deutscher vorstellt. Zu Ihrer Kenntnis diene, dass er über das Ferngeschütz und Hindenburgs HQ. Nachricht geben soll.»

Nachstehende zwei Memoranda der Alliierten zeigen die Verhältnisse an der holländischen und belgischen Grenze: «Kurz gesagt, der Wirt in Z. übernimmt die Beförderung von Briefen für einen der alliierten Dienste, er hat Verbindung mit Landmann, dem er die Briefe weitergibt, die dann von den Deutschen geprüft werden. Darauf gehen sie weiter an Tietjens, von dem aus sie ein wirklich vertrauenswürdiger

Belgier durch die elektrische Drahtsperre über die Grenze hinwegschafft.»

«A. K. von Watervliet, der oft nach Belgien geht, war kürzlich stark angetrunken. Er renommierte damit, dass er ebensogut von einem alliierten Dienst wie von der deutschen Kommandantur in Watervliet bezahlt werde. Genannter Mann ist Maurer. Er hat seit Kriegsbeginn nicht mehr gearbeitet und sagt, er brauche das auch nach dem Kriege nicht zu tun.

Dagegen muss man die amerikanische Kritik über die Berichte von vier gewerbsmässigen Agenten halten:

«A. entnimmt die wirtschaftlichen Nachrichten, die er uns sendet, aus der deutschen und Schweizer Presse. Kürzlich sandte er uns deutsches Propagandamaterial, das man in der Schweiz an den Zeitungsständen kaufen kann. Militärische Nachrichten von Wert bringt er überhaupt nicht.»

«B. entnimmt die Nachrichten, die er uns sendet, deutschen, österreichischen, bulgarischen und türkischen Zeitungen Monate nach deren Erscheinen. Wir entnehmen die gleichen Nachrichten hier der «Frankfurter Zeitung» schon nach drei Tagen.»

«C. ist gänzlich wertlos, er schickt uns nichts, was wir nicht auch aus den täglich über die Schweiz eingehenden hundert deutschen Zeitungen entnehmen können.»

«D. streift die Schweizer Dörfer an der deutschen Grenze ab und hat uns eine Mitteilung über einen Brand in Friedrichshafen gesandt.»

Man musste sich in Acht nehmen. Gelegentlich schnitten wir uns böse in die Finger, einmal zahlten wir kleine 40'000 Dollar für eine Nachricht, die mächtig «heiss» ausgesehen hatte. Aber wir konnten uns mit der Erwägung trösten, dass ein wohlerfahrener Franzose für eine komplette Liste der österreichischen Truppenteile, die an dem eben begonnenen Grossangriff bei Caporetto teilnahmen, einen gehörigen Preis bezahlt hatte, um dann herauszufinden, dass die gleiche Liste schon drei Tage vorher in italienischen Zeitungen gestanden hatte. Gelegentliche Angeber, Verkäufer von goldwertem Material und selbst gewerbsmässige Spione steckten Geldsummen ein, die von jenen fürstlichen 40'000 Dollar bis hinab zu

einem gewöhnlichen «Fünfer*** gingen, und hängten uns noch dazu falsche Nachrichten auf. Da fragt es sich denn, was richtige Agenten für wertvolle Spionage bekamen und wieviel Geld durch wirkliche Spionage zu verdienen war. Das ist recht verschieden. Die Bezahlung richtete sich nach der gesellschaftlichen Stellung des Spions, nach dem Werte seiner Nachrichten und dem Risiko. Ein hochstehender Verräter aus dem diplomatischen Dienst, der Armee oder der Marine einer gegnerischen Macht, der entsprechenden Rang und die durch einen Titel vervielfältigten Beziehungen aufwies, konnte Spitzenpreise für Spitzennachrichten bekommen. Der höchste Preis soll für die Sprengung eines italienischen Linienschiffes Erster Klasse durch eine Höllenmaschine bezahlt worden sein. Der Preis dafür war wenigstens hunderttausend Dollar.

Spionagelöhne

Die gewöhnlichen regelrechten Spione des europäischen Geheimdienstes hatten eine Art Tarif. Ein Dienst der Alliierten zahlte seinen, in ihrer gewöhnlichen Tretmühle reisenden Spionen monatlich 200 Dollar, zuzüglich Ersatz für gewöhnliche und ausserordentliche Ausgaben einschliesslich Bestechungsgeldern. Für tatsächlich in Deutschland verbrachte Zeit erhielten sie auch noch 10 Dollars pro Tag Zulage. Leute, mit vorzüglicher Ausbildung und technischer Kenntnis, die ihr ganze Zeit der Spionage widmeten und hinter der deutschen Front oft in beträchtlicher Gefahr schwebten, brachten es im Durchschnitt auf 100'000 Dollar im Jahre. Unbedeutendere Agenten im gleichen Dienste bekamen wohl auch nur herunter bis auf 50 Dollar für einen Monat.

Die Deutschen zahlten besser als manche der Alliierten. Vollflügge erfahrene deutsche Spione von der Sorte, von der wir während des Krieges mit kalten Schauern lasen, brachten es bis auf 25'000 Dollar im Jahre. Die Deutschen zahlten sogar soviel an einen Offizier der neutralen Armee, der ihnen wertvolle Nachrichten lieferte. Sonderspione seiner Art konnten für «ausserordentliche Ausgaben» noch mehr bekommen, wie zum Beispiel eine Gräfin N. L., die während nammueblap najn (leider unleserlich).

* Den Fiver, der Fünfer, entspricht etwa 21 RM. und ist heute in Amerika gewissermassen eine «kleine Schmiermünze».

dreier Monate in Italien operierte und 15'000 Dollar ausgab. Die Deutschen zahlten gewöhnlich den probeweise eingestellten Agenten etwa 100 Dollar im Monat. Wenn sie auf die Reise gingen, erhielten sie täglich 10 Dollar mehr und ausserdem eine Zulage für den Auftrag, deren Höhe von dessen Bedeutung und Gefährlichkeit abhing. Wenn es sich um die Anwerbung vielversprechender Leute handelte, depontierten die Deutschen häufig 1'000 Dollar zu deren Gunsten auf einer Bank und zahlten ihnen noch ihr Gehalt nebenbei. So machten sie es mit einigen amerikanischen Zeitungsleuten, die sie vor unserem Eintritt in den Krieg nach England schickten.

Die verschiedenen Meisterspione zahlten verschieden. In einem neutralen Land hatten die Deutschen angeblich auf ihrer Lohnliste zahlreiche Grafen und Barone, die im Monat 300 Franken bekamen und in möblierten Zimmern für drei Franken die Woche wohnten. «Besser hier, als im Graben», bemerkten diese. In Dänemark dagegen verwendete wieder ein deutsches «Propagandabüro» 23 Angestellte für je 200 Kronen im Monat, zuzüglich weiterer 4'500 im Monat für «gesellschaftliche Unkosten»! Was mögen das wohl für Unkosten gewesen sein?

Einige deutsche Spionagemeister kündigten in neutralen Ländern ruhig in der Zeitung an, wieviel sie ihren Spionen zahlten. Das Wort «Spion» wurde in den Annoncen natürlich nicht gebraucht; man stellte «anregende» Beschäftigung für Damen und Herren in Aussicht, die fremde Sprachen konnten und «Neigung für Reisearbeit» besaßen. Die deutsche Zentralstelle in Lörrach fragte gerne in der «Neuen Zeitung für Zürich»* nach Damen und Herren zur Pflege französischer Konversation.

Die Amerikaner waren überrascht, für welche geringe Summen Leute im Geheimkrieg ihr Leben wagten. Interessant ist nachstehender Überschlag des amerikanischen Geheimdienstes über die Kosten eines ziemlich lückenlosen Geheimdienstes an den militärisch wichtigen Eisenbahnstrecken hinter der deutschen Front und Deutschland selbst:

* Neue Zürcher Zeitung.

Allgemeine Organisation:

- a) Valenciennes-Maubeuge
2 Leute (Tag und Nacht) 250 Dollar je Bericht plus
125 Dollar für Durchschmuggeln von Maubeuge nach dem Haag.
Eisenbahnrapport.
- b) Gent-Courtrai
2 Mann (Tag und Nacht) 200 Dollar je Rapport plus 65 Dollar für
Schmuggeln.
- c) Dinant-Givet
2 Mann (Tag und Nacht) 200 Dollar je Rapport plus 65 Dollar für
Schmuggeln,
- d) Mézières-Charleville

Es ist unmöglich, diese Station in weniger als 2 Monaten einzu-
richten, ausserdem wird es sehr teuer, da man dort 3 Kuriere braucht,
die zweimal schmuggeln müssen, zwischen Frankreich und Belgien und
zwischen Belgien und Holland, ehe die Botschaft nach dem Haag kommt.

Deutscher Dienst:

Schmuggeln

- a) Eine Schmugglerin, die durch Kaldenkirchen geht; Kosten je Be-
richt 12 Dollar;
- b) 1 Reisender in Deutschland; Kosten für eine Fahrt von Aachen bis
Kassel und von Kassel nach Berlin und Posen, je Bericht 65 Dollar.

Ortsständig:

- a) 2 Mann für verschiedene Beobachtungen (allgemeine oder Eisen-
bahn) 400 Dollar je Monat, 4 Verbindungsleute im Monat 750 Dol-
lar.
- b) Ein Beobachter, nicht am gleichen Orte, 40 Dollar per Monat. Von
diesen drei Leuten kennen sich nur die ersten zwei.

Gesamtsumme: 1'200 Dollar plus 250 Dollar je Monat für vier Ver-
bindungen je Monat.

Endsumme: 1'450 Dollar je Monat.

Für elf Leute war also die Gesamtsumme nur 1450 Dollar im
Monat. Die Schätzungen der Gehälter, Belohnungen, Prämien
und Unkosten, die den tatsächlich für den amerikanischen Ge-
hemdienst reisenden Agenten bezahlt wurden, bewegen 1 zwi-
schen einer und mehreren Millionen.

Im Ganzen genommen zahlten die Alliierten und die Deutschen
wohl mehr, verhältnismässig genommen wahrscheinlich weni-
ger. Unser stehendes Angebot von 10'000 Dollar für stichhaltige

Nachrichten über die Bewegung einer deutschen Kerndivision deutete ziemlich hohe Preise an. Vor dem Krieg kostete der gesamte deutsche militärische Nachrichtendienst nicht viel mehr als 100'000 Dollar im Jahre. Vergangenes Jahr gaben die Engländer etwa eine Million Dollar aus.

Wir zahlten gut, eine einzige unter den vielen ortsständigen Stellen des Geheimdienstes gab allein schon in einem Monat lediglich für geheime Nachrichten an die 15'000 Dollar aus, eine Summe, in der sich der grösste Einzelbetrag auf 3'000 Dollar belief, eine ganz hübsche Monatseinnahme für den Betreffenden. Andere verdienten 2'500 Dollar und 2'000 Dollar. Gerade vor dem Waffenstillstand war ein amerikanischer Nachrichtenchef drauf und dran, eine saubere Karte der deutschen Festung Helgoland für weniger als 500 Dollar zu kaufen. Aber, wenn wir auch gut bezahlten, so zahlten wir doch nur hinten herum. Da gab es keine offenen Schecks mit der Unterschrift «Amerikanischer Geheimdienst». Der Zahlmeister sah wirklich wenig davon auf seinen Abrechnungslisten. Geld dieser Art ging durch mehrere Hände, ehe es sein Ziel erreichte, und gewöhnlich erfolgte die Zahlung in bar. Nach dem Kriege beschwerte sich ein amerikanischer Schatzmeister empört bei einem Nachrichtenoffizier darüber, dass keine Belege mit Empfangsbescheinigungen unserer Spione vorhanden waren.

«Ich hätte jede beliebige Summe bezahlt, wenn ich ein Bündel Quittungen mit den Unterschriften der deutschen Spione hätte bekommen können», erwiderte ihm dieser. «Glauben Sie denn, wir konnten von unseren Leuten verlangen, sie sollten damit ihr eigenes Todesurteil unterzeichnen?»

Ein anderer Beamter des Rechnungshofs klagte, dass in den Abrechnungslisten die Auslagen der Spione nicht einzeln aufgeführt seien.

«Nehmen Sie an, die Leute hätten detaillierte Unkostenaufstellungen geführt und wären damit erwischt worden, was dann?», fragte ihn der Nachrichtenoffizier.

Der Abrechnungsbeamte musste wohl oder übel das Wort des anderen dafür nehmen, dass eine Summe von mehreren Hunderttausend «stimmte». Die Wege des Geheimdienstes können eben nicht die Wege des Geschäftsmanns sein.

Die Legion ohne Stammrolle

Es ist merkwürdig genug, dass der Friedensspion oft mehr opfert als der Kriegsspion. Er verliert beinahe vollkommen seine Stellung als Mensch. Ist er Offizier der Armee oder Marine, so wird er als entlassen oder beurlaubt geführt. Wird er erwischt, dann kennt ihn seine Regierung nicht und verleugnet ihn einfach. Ein berühmter Kriegsstaatssekretär sagte einmal zu einem Amerikaner, der sich auf eine Spionagemission begab: «Sie haben sich freiwillig für diese Aufgabe gemeldet und wir erkennen das an. Aber, damit wir uns recht verstehen: wenn Sie Erfolge erringen, nehmen wir gerne Ihre Berichte und eines Tages können Sie vielleicht auf eine Pension rechnen. Aber wenn es Ihnen misslingt, müssen wir Sie verleugnen.» Gleichgültig, wie grosse Opfer der Friedensspion bringt, er ist stets ein Mensch ohne Vaterland, seine einzige Heimat ist der Hafen der Verschollenen. Darum ist es kein Wunder, dass amerikanische Offiziere sich nicht gerade übereifrig zu diesem Dienste drängen.

Es gibt Leute, die sagen, über dem Tore der europäischen Spionage sollte die Inschrift stehen: «Ihr, die ihr eintretet, lasst alle Ehre hinter euch.» Das ist eine Übertreibung. Doch in gewissen Ländern, besonders in Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland erwartete man, dass ein Agent vor nichts zurückschreckte, wenn es galt, sein Land gegen wirkliche oder gemutmasste Verschwörungen zu verteidigen, für den Krieg nötige Nachrichten zu besorgen oder die Interessen von Kaiser, König oder Zar zu fördern.

Der offene Krieg brachte auch den Geheimdienst etwas ans Licht. Der Geheimagent wurde offen als das anerkannt, was er im Geheimen gewesen war, nämlich als notwendiger Bestandteil der Kriegführung, als eine in der Tat notwendige Waffe, die dem Feinde heftigere Schläge versetzen kann als selbst der bravste Feldhauptmann. Wer leistet wohl mehr für sein Land, darf der Spion fragen, einer, der ein Schlachtschiff in die Luft sprengt oder wer nur seinen Zug gegen ein Maschinengewehr führt? Der Zugführer trotz mit seinen Leuten dem Tode und nimmt den Ruhm als Lohn. Dem Spion dagegen winkt einsam im fremden Lande ein Tod, zu dem er fröstelnd im Morgengrauen an einen Pfahl gebunden wird, und seine Belohnung ist Vergessenheit. In Anbetracht dieser

Tatsache mag man sich wohl fragen, wie die Empfindungen eines Spions sind.

Hier haben wir eine Aussage von drei Leuten, von denen zwei nach Deutschland gingen, während der Dritte wiederholt in Österreich-Ungarn war.

Der Erste: Ich kann euch sagen, mir war die ganze Zeit über mächtig unbehaglich zumute.

Der Zweite: Es war wohl übel, aber nicht ganz so schlimm, wie wenn die deutsche Spionageabwehr weniger gründlich gewesen wäre. Sie arbeiteten nach ihrem Schema und das kannte ich und war darauf vorbereitet, aber ich war doch froh, als ich wieder zurück war.

Der Dritte: Die österreich-ungarische Spionageabwehr wurde lax gehandhabt und wir wussten, wie wir sie irre führen konnten. Die erste Fahrt war reichlich unangenehm, die anderen aber nicht.

Wie der Zweite ganz richtig bemerkte, die Spitzeljagd der Deutschen war zur Routine geworden, aber sie war gründlich. Niemand soll etwa aus dem, was über Unternehmungen der Alliierten geschrieben worden ist, entnehmen wollen, dass sie das nicht gewesen wäre. Diese Unternehmungen verliefen durchaus nicht einfach und es gab Fehlschläge genug. Die Zusammenarbeit des deutschen Heeres und der Polizei machte das Spionieren in Deutschland zu einem grausam gefährlichen Beruf, denn jeder im Reiche half bei der Abwehr mit.

Nun ist es zwar wahr, dass jeder Spion in Feindesland sein Leben in die Chance schlägt, aber in der Tat wird keineswegs jeder überführte Spion hingerichtet. Sein Leben kann von gar vielen anderen Dingen als bloss vom Beweis seiner Schuld abhängen: Einflussreiche Verbindung, Drohung mit Vergeltung, Nachrichten, die er seinen Häschern liefert. Die Hinrichtungen im Geheimdienst des Weltkriegs dürften kaum mehr als 5 Prozent ausgemacht haben. Dieser Satz entspricht etwa dem Verlust der AEF. aus sämtlichen Ursachen, ausschliesslich Krankheit, er ist aber weit niedriger, als nur die 20 Prozent der Gefallenen oder an Verwundungen Gestorbenen in den Heeren der Alliierten und der Zentralmächte, von den an Krankheit Gestorbenen ganz zu schweigen.

Erschiessung im Morgengrauen

Die Verluste des amerikanischen Geheimdienstes in Europa entsprachen etwa diesem Verhältnis. Viele Amerikaner wird es überraschen, dass eine ganze Anzahl unserer Agenten von den Deutschen gefasst und als Spione hingerichtet wurden. Darüber ist nie berichtet worden und der Schleier des Geheimnisses bleibt auch heute noch darüber gebreitet. Soweit sie im Geheimkrieg als amerikanische Staatsbürger, als Angehörige der Armee oder Marine ihr Leben liessen, standen sie einfach als «im Kampfe gefallen» in der Verlustliste. Vielleicht wusste nicht einmal ihre Familie, dass sie den Tod durch Erschiessung gefunden hatten. Soweit es sich um gewerbsmässige Spione, gleichgültig welcher Nation, handelte, die sich bei der übernommenen Aufgabe hatten gefangen nehmen lassen, existierten wohl überhaupt keine Berichte. Ohne genau angeben zu wollen, wieviel Amerikaner wegen Spionage hingerichtet wurden, darf man vielleicht ihre Zahl auf fünf oder zehn annehmen.

In Koblenz wurden mehr gefangen als anderswo. Jene schöne rheinische Stadt, über der nach dem Waffenstillstand die Stars and Stripes von der Festung Ehrenbreitsstein wehten, war im Kriege für unsere Spione eine Mordfalle. Wir mussten Leute dort haben, um Meldungen über die Verschiebungen der deutschen Reserven für die grösste von den Amerikanern je gekämpfte Schlacht, von St. Mihiel, und an der Maas-Argonnen-Front, und über die Verwundetentransporte nach Deutschland zu bekommen. Unsere Agenten sandten täglich Berichte über den Verkehr auf den Bahnstrecken am Rhein und im Moseltal, meldeten, wieviel Züge und wieviel Wagen und von welcher Art durchliefen, welche Stationen sie berührten und zu welchen Tageszeiten. Ein solcher Bericht für den 14. September während des Angriffs auf St. Mihiel lautet:

«Nach Westen: Ein Zug mit 20 Wagen. Zweiter Zug von 23 Wagen mit Infanterie; alter und junger Ersatz.

5 Güterzüge: Einer 28 Wagen mit Flugzeugen. Einer mit 23 Wagen, einer mit 34 Wagen, einer mit 31 Wagen, sämtlich mit Munition. Einer mit 30 Wagen Artillerie.

«Nach Osten: Zwei Rote-Kreuz-Züge mit Verwundeten.»

Die deutschen Militärzüge waren im Allgemeinen nach Zahl

und Art der Wagen für ihre besonderen Zwecke zusammengestellt, Eine Division benötigte eine bestimmte, bekannte Anzahl Züge und wenn G 2 den Zugverkehr erfuhr, wusste es über die Truppenbewegungen Bescheid, Durch die ortsständigen Zugbeobachter an den grossen Eisenbahnknotenpunkten, wie Köln, Koblenz, Essen, Conflans, Magdeburg, Metz, konnten die Amerikaner auf Grund der Zeit- und Ortsbestimmungen die deutsche Frühjahrsoffensive 1918 schon einen Monat vor dem Beginn voraussagen, während die Franzosen immer noch ungewiss waren.

Unsere Zugbeobachter waren verschiedener Art, Einige kamen von den Vereinigten Staaten und spielten Elsässer, aber die meisten stellten die Geheimdienste der Alliierten. Sie erhielten besonderen Unterricht mit Hilfe von Zeichnungen und Bildern, um alle Arten der deutschen Züge für «Truppen und Nachschub*» unterscheiden zu können. Ihre Arbeit war besonders gefährlich, weil sie den grössten Teil ihrer Zeit in nächster Nähe von Eisenbahnstationen, womöglich in diesen selbst zubringen mussten, und das wussten die Deutschen. Das Jagdrevier war also klein. Der beste Zugbeobachter, den man sich denken konnte, war natürlich ein unehrenhafter deutscher Eisenbahnangestellter. Er konnte seine Berichte am raschesten weiterbringen, wenn er noch einen regelmässig durch die Station kommenden Lokomotivführer bestach.

Die Zugbeobachter berichteten auch häufig über andere Dinge, Objekte, die gute Ziele für die alliierten Bombengeschwader oder für Sabotage abgaben, wie Brücken und Munitionsfabriken.

Ein Zugbeobachter für die Amerikaner wandte einen besonders wagehalsigen Kniff an. Gegen Ende des Maas-Argonnen-Angriffs kam *er* mit dem Stabe eines deutschen Korps in nähere Fühlung, das in einer rheinischen Stadt lag. Als vaterlandsliebender Deutscher posierend bat er, man möge ihm doch über die im Umlauf befindlichen Gerüchte, wonach der Krieg nun bald mit der deutschen Niederlage enden werde, die Wahrheit sagen. Das brachte den deutschen Oberst, den Chef des Korpsstabs, so auf, dass er ihm verriet, dass Reserven von Russland und Rumänien herankämen und dass man die Amerikaner in einer neuen Stellung vor Luxemburg, Diedenhofen und Metz, aufhalten könne, die er ganz genau auf

einer Karte zeigte. Für den Spion war das eine äusserst interessante Aufklärung. Der betreffende Agent war noch Zugbeobachter, als der Waffenstillstand kam, nicht aber verschiedene andere, die sich damit in Koblenz versucht hatten. Der Leiter der deutschen Spionage dort war das Schreckgespenst der Spione; er stand mitten in der Nacht auf, um nachzusehen, ob seine eisernen Vorschriften auch eingehalten würden. Wer nur im Geringsten verdächtig war, besonders Neuankömmlinge in Koblenz, hatte sich täglich mehrmals auf dem Polizeirevier zu melden. Selbst alterprobte Leute, wie unsere russische Hilfsspione, fürchteten sich vor Koblenz und verlangten Sonderzulage, wenn sie dort arbeiten sollten. Einer sagte, als er sich verabschiedete, um sich hinzugeben, schmerzvoll: «Ich wette mit Ihnen, was Sie wollen, es kostet mein Leben.» Sie fassten ihn dann am Eisenbahndamm, als er mit deutschen Soldaten sprach, die aus einem vor dem Signal gestellten Truppenzug herausgeklettert waren, und machten kurzen Prozess mit ihm.

Der Geheimkrieg erzeugt genau wie der offene Feldkrieg harte Gleichgültigkeit gegen den Tod, wie nachstehender Bericht beweist:

«Willem H., ein deutscher Spion, starb in der Klinik von Sluiskill an einem am 27. August erhaltenen Gewehrschuss und wurde in Sas de Gand beerdigt. Alle seine Genossen bestanden darauf, ihn zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten und legten ihm zwei Kränze auf das Grab. Eine geflüchtete Belgierin, die sich mit einem deutschen Detektiv an der Front traf und auch mit einem Feldwebel Verbindung pflog, hatte ihm stets geholfen.»

Lassen wir noch die Warnung eines alliierten Geheimdienstes folgen: «Die ortsständigen Abteilungen der deutschen Spionageabwehr forschen nach einem Geheimdienst, den ein gewisser Pierre leiten soll, der sich vermutlich im besetzten Teil von Belgien aufhält. Falls Pierre wirklich existiert, wird er gut tun, sich in Sicherheit zu bringen.»

Diese Warnung bietet eine interessante Illustration zu der Tatsache, dass keiner der Verbündeten recht wusste, wer für die anderen arbeitete. Pierre versah noch lange Zeit weiter die Amerikaner mit bemerkenswerten Berichten.

Mord und der «Versiegelte Zug»

Hinter dem Geheimdienst steht stets die Gewalttat als Drohung. Möglicherweise handelt es sich nur um ein plötzlich ausbrechendes Geschieße auf Leben und Tod, wie es zum Beispiel ein amerikanischer IP. in Nancy mit drei alliierten Deserteuren zu bestehen hatte, die auch im Verdacht standen, deutschfreundlich zu sein. Es konnte sich aber auch um eine sorgfältig geplante kaltblütige Ermordung handeln, wie sie zwar in Russland und auf dem Balkan nicht ungewöhnlich ist, aber doch häufiger im Roman als im Leben vorkommt. Mord war natürlich keine Waffe des amerikanischen Geheimdienstes, obgleich gewisse amerikanische Privatleute einmal einer englischen Geheimdienststelle zur Anwendung von Mord geraten haben sollen. Wäre diese Stelle dem Rate gefolgt, dann hätten wir heute wahrscheinlich weder eine Sowjet-Republik, noch eine «Rote Gefahr».

Das bedeutsamste Stück Geheimerarbeit im Weltkrieg war vielleicht der schon erwähnte «versiegelte Zug», in dem die Deutschen von der Schweiz aus quer durch Deutschland alle Bolschewisten, die sie zusammen bekommen konnten, einschliesslich Nikolai Lenin, nach Russland schafften. Es war hauptsächlich diese Zugladung, die den ententefreundlichen Kerenski aus der Regierung verdrängte, das russische Heer nach Hause schickte, die Deutschen durch die Front liess und mit ihnen schliesslich den Frieden von Brest-Litowsk schloss. Dieser Transport liess auf Russland den bolschewistischen Terror los, der sich damals, wie heute, über die Welt zu verbreiten suchte. Er barg eine tödlichere Ladung als jedwede von Menschengestalt erfundene Bombe, aber man hinderte ihn doch nicht am Verlassen der Schweiz. Die alliierten Regierungen hielten nichts von Gewalttaten.

Erfahrungen mögen die Ansichten darüber etwas geändert haben, aber soviel ist sicher, es gab im Geheimkrieg «Handgreiflichkeiten» genug und in einigen Fällen spielten die Amerikaner nicht nur die Rolle des harmlosen Opfers. Es gibt eine leider unbestätigte Geschichte von einer deutschen Botschaft in einem gewissen neutralen Lande, bei der ein Einbruchversuch zwecks Plünderung eines Geldschanks gemacht wurde. Doch die Deutschen waren auf der Hut, schossen und töteten mehrere Räuber, Diese erwiesen sich

aber nicht als Angelsachsen. Eine Lesart behauptet, sie seien nur durch die Engländer angestiftet gewesen. Eine andere Lesart wird von einem früheren amerikanischen Offizier, der in Washington gut bekannt ist, in Abrede gestellt, er behauptet, sein Sonderauftrag in jenem neutralen Lande habe nichts mit der Botschaft zu tun gehabt. Auf alle Fälle wird er wohl selbst eines Tages ein Buch über den Geheimkrieg schreiben, warum soll er also vorzeitig sein Material aus der Hand geben? Das Überfallen von Botschaften, Gesandtschaften und Konsulaten war auf beiden Seiten ein beliebtes Spiel.

So wurde unter anderem eines schönen Samstagabends im Frühling, als diese Luft alles, auch die Geräusche dämpfte, im Nachbarhaus des österreichischen Konsulats in Zürich ein fröhliches Fest gefeiert. Man tanzte und sang, und der Lärm war durch die weit offenen Türen und Fenster in der ganzen Nachbarschaft zu hören. Es war ein Alliiertenfest, an dem Franzosen, Engländer und Italiener, Zivilisten so gut wie Militär, teilnahmen. Als die angespannt lauschenden Ohren einiger Festteilnehmer vom Konsulat nebenan ein paar hartklingende Geräusche und eine gedämpfte Explosion herüberdröhnen hörten, beeilten sie sich, ihren Lärm zu verdoppeln. Das Treiben dauerte bis in den anderen Morgen hinein.

Als am Montag früh das österreichische Konsulat seine Tore öffnete, gab es einen noch lautereren Krakeel; irgendjemand hatte sich den Zugang erzwungen, hatte den Geldschrank gesprengt und war unter Mitnahme wertvoller Akten verschwunden. «Was waren das für Akten?» fragte die Schweizer Polizei. «Nun, es waren ganz vertrauliche Akten», erwiderten die Österreicher, «aber sie waren wertvoll. Wir zittern, wenn wir nur an die Folgen denken, falls sie über die italienische oder französische Grenze gegangen sind. Sie müssen unbedingt jeden verhören, der mit dem Nachrichtendienst der Alliierten in der Schweiz in Fühlung steht.» Damit war eine grosse Forderung gelassen ausgesprochen, aber die Schweizer Polizei versuchte es. Jeder Befragte erwiderte: «Ach was, ich war bei der Gesellschaft, die im nächsten Hause stattfand, und habe sie nicht verlassen» oder «Ich war bei der Gesellschaft der Amerikaner. Fragen Sie

diese. Sie werden es bezeugen.» Und tatsächlich bezeugten diese es.

Dem Feinde dämmerte es, dass die Amerikaner vielleicht doch nicht ganz so harmlos seien, als man angenommen hatte, sie kümmerten sich ein wenig energischer um das, was die Amerikaner taten und interessierten sich bald für gewisse mitternächtliche Automobilfahrten eines Amerikaners nach der italienischen Grenze, auf denen dieser vielleicht Agentennachrichten weitergab. Dann fanden sie heraus, dass ein anderer Amerikaner um 4 Uhr morgens aufstand und Eisenbahnfahrten machte, auf denen er sich mit gewissen, etwas undefinierbaren Gestalten traf. Einer von diesen Kerlen beging dabei die Dummheit, ihm bei der Begegnung eine Ehrenbezeugung zu erweisen.

Ein Schuss im Dunkeln

Der Autofahrer fuhr eines Nachts wieder mit seinem dunkelgestrichenen Wagen an die italienische Grenze und flitzte auf den ihm wohlbekanntem Wegen dahin. Da kam eine ziemlich gefährliche Kurve, an deren einer Seite ein mit Büschen bewachsener Hang war, während es am anderen Rande durch den tiefen Nebel steil hinab zum felsigen Talgrund ging. Er kannte die Kurve gut und mässigte gewöhnlich nur wenig seine Geschwindigkeit, aber als er diesmal an sie herankam, merkte er, wie der eine Reifen die Luft verlor, zog die Bremse an, hielt und wollte aussteigen. Da sah er gerade vor sich wie eine grosse Schlange einen gefällten Baum quer über dem Wege liegen, Im nächsten Augenblick blitzte ein Feuerstrahl hinter einem Busche auf, ein Knall ertönte, und eine Kugel schlug genau da durch die Windschutzscheibe, wo eben noch sein Kopf gewesen war. Er warf sich neben seinem Wagen auf den Boden und spielte mit der Pistole in der Hand den Toten, um zu sehen, wie viele Angreifer da waren. Einige Minuten lang war kein Laut mehr zu hören, worauf er sich vorsichtig erhob und auf seinem «Plattfuss», der ihm zweifellos das Leben gerettet hatte, rückwärtsfahrend sich in Sicherheit brachte.

Das ist vielleicht der Grund, warum sich Hermann ein gebrochenes Nasenbein holte: Nicht lange nach diesem Vorfall blieb ein amerikanischer Attaché länger als gewöhnlich auf

der Botschaft und arbeitete unter seiner elektrischen Hängelampe am Fenster am Dechiffrieren von Depeschen. Beim Weggehen bemerkte er in der Dunkelheit einen unteretzten, breitschultrigen schwarzen Mann erst, als dieser, einen Totschläger schwingend, hinter einem Baume vorsprang. Den jungen Amerikaner brachten seine langen Beine auf die Seite, so dass ihn der Schlag nur streifte. Zur Verteidigung schwang er seine einzige Waffe, einen Regenschirm, und schlug damit dem Angreifer den Hut vom Kopfe. Die Gesichtszüge des Angreifers verzerrten sich zornig und der Amerikaner bekam den betäubenden Schlag des Totschlägers zu fühlen. Der Kopf brummte ihm, er sank in die Knie, der Deutsche beugte sich über ihn und suchte ihn nach dem Schlüsselbund für Türen und Geldschrank der Botschaft ab. Der Amerikaner mühte sich, bei Bewusstsein zu bleiben und seine Schlüssel zu retten, da hörte *er* einen Ruf, rasche Schritte, ein paar dumpfe Schläge, einen deutschen Fluch und wieder rasches Laufen. Der Angreifer war fort, die Schlüssel waren gerettet, und über ihn beugte sich ein Angestellter der amerikanischen Botschaft, der zum Glück gleichfalls länger geblieben war. «Ich habe zu Hause in den Staaten als Mittelgewicht geboxt», erklärte er bescheiden. Am nächsten Tage kam als Antwort auf Umfragen in der alliierten Spionagewelt der betreffenden Schweizer Stadt die Nachricht: «Der beglaubigte' deutsche Spion Hermann, der nicht selten für Tätlichkeiten verwendet wird, hat einen Unfall erlitten, seine Nase ist geschwollen, schwarz und blau verfärbt und bandagiert. Er scheint sich das Nasenbein gebrochen zu haben.» Hernach fanden Amerikaner, die in Berner Hotels und Pensionen, zumal im berühmten Bellevue-Palace wohnten, dass ihre Zimmer nicht einmal, sondern mehrere Male ausgeräubert wurden. Gelegentlich verübten die Tat auch Personen, die ihnen passende Sachen mitgehen liessen, statt Kopien zu machen. Daraus liess sich natürlich Nutzen ziehen. Man muss annehmen, dass Bella Donna nicht der einzige deutsche Spion in der Schweiz war, dem die Amerikaner falsche Berichte in die Hand spielten. Aber trotz so günstiger Gelegenheiten verloren die Amerikaner doch die Geduld. «Lassen Sie uns doch endlich einmal dem alten von X. ans Leder, der die Kerle auf uns hetzt», drängten sie ihren Chef.

«Da sitzt der Bursche im Schutze seiner diplomatischen Unverletzlichkeit und schickt dieses Gesindel aus, das auf uns schiesst, uns mit Totschlägern zu Leibe geht und unsere Sachen ausräubert. Den müssen wir packen.»

Der Chef hatte selbst etwas die Geduld verloren.

«Na schön», sagte er, «wir wollen ihn uns kaufen. Es handelt sich hier nicht gerade um ein Gesellschaftsspiel. Wir wollen ihn entführen und dahin schaffen, wo er für den Rest des Krieges nicht mehr an so plumpe Vertraulichkeiten denken kann.»

In einem etwas mitteilbaren Augenblick vertraute er seinen Plan dem französischen Spionagechef in der Schweiz an, der daraufhin prompt an die Decke ging. «O nein, mein Freund, das dürfen Sie nicht tun!» rief er. «Das kommt ganz bestimmt heraus und jemand erzählt es den Schweizern. Dann werden wir alle ausgewiesen oder eingesperrt und unsere Regierungen müssen sämtliche Geheimdienste neu organisieren; das wäre glatter Ruin.»

«Lassen Sie uns nur Zeit», sagte der Amerikaner, «ich wette, wir finden einen Weg, ihn auf die Seite zu bringen.» – Aber bevor wir soweit kamen, war der Krieg zu Ende. Herr von X., der jetzt in Berlin lebt, wird vielleicht mit Interesse erfahren, wie nahe er daran war, auf eine Fahrt mitgenommen zu werden*.

Damit soll aber nicht gesagt werden, dass die gewöhnlichen Geheimagenten der Amerikaner nicht auch zu Tätlichkeiten übergegangen wären. Es ist sehr möglich, dass sie das taten, aber offiziell ist nur wenig darüber bekannt. Was die Gruppenführer anstellten und wie sie ihre Aufträge ausführten, behielten sie meist für sich. Die Gruppe erhielt den Auftrag, eine bestimmte Nachricht zu beschaffen, aber selten bekamen die Leute eingehende Angaben über das, was sie tun mussten oder nicht tun mussten, um sie zu bekommen. Ihre Aufgabe war, Ergebnisse zu bringen. Es hiess, biegen oder brechen, und recht häufig kam es zum brechen. Wie häufig, das stand nicht im Bericht. In keinem neutralen Lande ging es im Geheimdienst gröber zu als in der Schweiz. Dort fanden

* Take him for a ride, «Nimm ihn auf eine Fahrt mit», ist die übliche Anweisung des amerikanischen Führers einer Verbrecherbande an seinen «Gang», ein unbotmässiges Mitglied oder eine andere lästig oder missliebig gewordene Persönlichkeit im Auto mit auf eine kurze Fahrt aufs Land zu nehmen, dort zu erschiessen und an der nächsten Ecke auf die Landstrasse zu werfen.

sich auf den Quadratkilometer bezogen mehr Spione als sonstwo in Europa. Ganz wie in anderen Geschäften auch, gab es daher dort starken Wettbewerb. Ein Fachmann der Alliierten sagte 1917: «An der ganzen Schweizer Grenze von Basel bis zur letzten Südostecke des Bodensees ist kaum ein Fleckchen, das nicht von den Deutschen besetzt und zu Spionagezwecken organisiert ist.» Er hätte auch ohne weiteres hinzufügen können, dass jede Schweizer Stadt und jeder einigermaßen beträchtliche Flecken ein Kampfgefild von Spion und Gegenspion war, wie jeder ankommende Reisende herausfand.

Einer von diesen, ein Amerikaner, hatte sich noch vor unserem Eintritt in den Krieg kaum in seinem Hotel in Bern ins Foyer gesetzt, als ein liebenswürdiger Fremder mit unverkennbar amerikanischem Akzent ihm eine Zigarette anbot. Ein angeregtes Gespräch brachte den neuen Besucher bald dazu, seinen Namen, sein Alter, seinen Heimatsort zu nennen, über sein Geschäft, den Grund seines Aufenthalts in der Schweiz zu sprechen und zu erzählen, was er zum Frühstück am liebsten ässe. Der immer noch äusserst liebenswürdige Fremde verliess ihn darauf.

«Quatsch», sagte der Amerikaner und streckte seine Beine aus, «kann der reden, und wie der fragen kann! Hallo, was kommt denn da für ein Kerl?»

Der «Kerl», der mit einem etwas verwirrten, aber freundlichen Lächeln näher trat, schien der Aussprache nach ein Engländer zu sein.

«Sie müssen schon entschuldigen», sagte er, «aber Blut ist manchmal dicker als Wasser und als ich den Burschen sah – ich meine den Mann, der mit ihnen sprach –, hat er nicht viele Fragen gestellt, Sie nach Ihrem Namen, Ihrem Geschäft und ähnlichem gefragt?»

«Oh, ja, das hat er getan», erwiderte der Amerikaner. «Ist nicht alles richtig mit ihm?» «Hm, er ist zufällig ein wohlbekannter deutscher Spion», sagte sein neuer Freund, «man muss hier sehr vorsichtig sein, sie wimmeln hier. Ich hoffe, Sie haben ihm nichts von Wichtigkeit gesagt?» «Nein», sagte der Amerikaner, «nur das und das und das.»

«Ah, schön», sagte der Engländer, «ich denke, damit ist weiter kein Unheil angerichtet. Ich werde wohl das Vergnügen

haben. Sie wieder zu sehen, da wir beide in diesem Hotel wohnen.» Als er wegging, erschien der einzige Amerikaner, den der Reisende in Bern kannte.

«Heiliger Strohsack, haben Sie dem Kerl dort irgendwas erzählt?» «Aber, aber», stotterte sein Freund, «w-w-was ist denn hier los?»

«Oh, weiter nichts», erwiderte der Berner, «'s ist bloss ein berühmter Spion!» «Spion?» rief der andere, «ein englischer Spion doch?» «Engländer – Teufel nein, 's ist ein deutscher!»

Natürlich waren es nicht nur Deutsche, die in der Schweiz Spionage trieben. Die Alliierten, besonders die an der Grenze wohnenden Franzosen und Italiener waren gleichfalls rührig. Oberst Nicolai sagt, dass die Deutschen von 1914 bis zum Eintritt der Amerikaner in den Krieg in der Schweiz allein 14 Gruppen von Geheimdiensten mit 145 Agenten entdeckt hatten, bloss soweit es Franzosen betrifft.

Die Schweizer hatten viel geopfert, um im Weltkrieg neutral bleiben zu können, aber in ihr Land hinein drang ein Dutzend Nationen, die den Geheimkrieg dort auszukämpfen suchten. Das konnten sie nicht verhindern, sie konnten nur den Versuch machen, die Sache einzuschränken und nach Möglichkeit zu vermeiden, einer der beiden Seiten vor den Kopf zu stossen. Das war eine schwierige Sache, denn es gab drei Sorten von Schweizern, deutsche, französische, italienische, die alle einander beargwöhnten. Die Alliierten hegten besonders Verdacht gegen die zahlreichen Deutschschweizer, die im Allgemeinen deutschfreundlich waren und besonders für die Deutschen Spionagedienst leisteten. General Wille, der Chef des Stabs der Schweizer Armee, stand auf der alliierten Verdächtigenliste, was nicht weiter überraschend ist, wenn man sich eines Vorfalls im Bellevue-Palace erinnert.

Der grosse deutsche Frühjahrsangriff von 1918 hatte begonnen, hatte die Briten durchbrochen und drohte, sie von den Franzosen zu trennen, General Wille betrat mit seinem Adjutanten den Aufzug und fand dort Hugh Wilson vor, der damals Legationssekretär war und jetzt amerikanischer Botschafter in der Schweiz ist. Wilson sah einem österreichischen Attaché ein bisschen ähnlich. General Wille, der ihn im Halbdunkel nicht recht erkannte, grüsste mit einer

Verbeugung und rieb sich strahlend die Hände. «Ah, ist das nicht glänzend! Tausende von Gefangenen, Hunderte von Geschützen, ein ruhmreicher Sieg!» Da flüsterte ihm sein Adjutant etwas ins Ohr und General Wille hielt den Aufzug an und verliess ihn fluchtartig.

Die Geschichte mit den vier Obersten

Dieser Vorfall erinnerte die Amerikaner an die berühmte Episode mit den vier Obersten, die kurz vorher Ursache gewesen war, dass die Schweizer selbst aneinander gerieten. Alle vier bekleideten beim Schweizer Generalstab so hohe Posten, dass sie täglich sowohl von den deutschen wie von den alliierten Generalstäben eingehende vertrauliche Tagesberichte von der Front bekamen, um sich den guten Willen des Schweizer Stabes zu sichern. Wenn der russische Militärattaché den russischen Bericht lieferte, pflegte er seine vertraulichen Depeschen nach Petrograd im Code abzufassen. Eines Abends entschloss er sich, eine bereits abgegebene Depesche zurückzuholen und eine andere zu schicken. Er begab sich aufs Telegraphenamt, wo er feststellte, dass seine Originaldepesche verschwunden war. Die Beamten benahmen sich etwas merkwürdig und schickten ihm einen Boten nach, der ihm sein Telegramm zurückbrachte. Der Russe besprach diesen Fall mit einigen seiner Kollegen.

Bald darauf ging der Codesachverständige des Schweizer Generalstabs, ein französischer Schweizer, zum Chef des Militärdepartements und meldete ihm, dass er auf Befehl der vier Obersten nicht nur die Depeschen der Russen, sondern auch die der anderen verbündeten Attachés angehalten und entziffert habe. Der empörte Chef verhörte die vier Obersten und stellte fest, dass sie die entzifferten Telegramme und die vertraulichen Berichte der Alliierten dem deutschen Geheimdienst weitergegeben hatten. Die Obersten wurden vor das Kriegsgericht gestellt und verurteilt, aber der Vorfall blieb ziemlich zähe in der Erinnerung der Alliierten haften.

Selbst heute, schon elf Jahre danach, mag es für die Alliierten noch ein gewisser Trost sein, dass später die gleichen deutschen Meisterspione, die so vergnügt diese Telegramme

und Berichte lasen, allzufrei mit gewissen mit ihrem Vertrauen beehrten Personen sprachen, die jedes Wort dem amerikanischen Geheimdienst weitersagten.

Die Amerikaner in der Schweiz können sich noch einen anderen und wichtigeren Erfolg gutschreiben. Ihnen war es vielleicht zu danken, dass die schreckliche italienische Niederlage bei Caporetto* im Oktober 1917 Italien nicht vollkommen zermalmte und eine Million Österreicher freimachte, mit deren Hilfe man die Franzosen und Engländer noch vor Eintreffen der Amerikaner hätte erledigen können. Die Moral dieser Geschichte heisst: «Überlege dir's, bevor du sprichst, besonders in der Schweiz.» Einige deutsche Agenten dort taten das nicht. Die deutschen und österreichischen Generalstäbe waren übereingekommen, die österreichische Armee mit deutschen Stosstruppen für einen gegen Italien gerichteten Schlag zu verstärken, und der deutsche Geheimdienst in der Schweiz verbreitete dort allerlei Gerüchte, um die Annahmen der Alliierten über das demnächst Kommende zu verwirren. Aber sie machten ihre Sache z u gut. Durch sorgfältige Zusammenstellungen entdeckten die Amerikaner, dass die einzige Stelle in Europa, über die kein Gerücht von einem bevorstehenden Angriff verbreitet wurde, die italienische Front war.

Der amerikanische Chef besuchte darauf einen Amerikaner in Luzern, der wegen seiner guten Verbindungen mit Amerikanern und Schweizern schon lange auf der deutschen Verdächtigenliste stand. Als der amerikanische Spionageleiter dessen Mitteilungen hörte, riss er den Fernsprecher vom Haken und bestellte seinen Wagen zu einer kurzen Fahrt nach Frankreich, um sich mit einem Freund vom französischen Geheimdienst in Belfort zu treffen. Die beiden hechelten dann zusammen die Spionagewelt vom Elsass und der Schweiz nach der Wahrheit durch. In der Schweiz schickten sie ihrer Ansicht nach bereits als Ententeagenten erkannte Leute ab, um sich mit bekannten deutschen Agenten anzufreunden. «Macht ausfindig», befahlen sie ihnen, «was man uns gerne glauben machen will.» Einige Tage später sandten die Amerikaner in der Schweiz ihren Bericht:

«Die Österreicher bereiten mit deutscher Hilfe eine grosse Offensive an der italienischen Front vor, sie arbeiten als Vorbereitung stark propagandistisch unter den italienischen Truppen. Sie versprechen sich grosse Dinge davon.»

Aber die Spitzen der alliierten Nachrichtendienste wollten es nicht glauben. Sie hatten keine definitive Nachricht über deutsche Truppenverschiebungen nach Italien. Darauf kam von den Amerikanern in der Schweiz ein zweiter dringender Bericht:

«Die Deutschen und Österreicher beabsichtigen jede französische und englische Unterstützung der Amerikaner zu verhindern. Ihre Geheimdienste haben Auftrag, beim Einsetzen des Grossangriffs den Mt.-Cenis-Tunnel zu sprengen, den die alliierten Truppentransporte auf dem Wege von Frankreich nach Italien benützen müssen. Der deutsche Geheimdienst bereitet sich zur Ausführung des Befehls vor.» Wie und wo die Amerikaner diese Information herbekamen, bleibt bis heute ein Geheimnis. Italiener und Franzosen verstärkten die Posten an dem weltberühmten Tunnel, kehrten die ganze Umgegend ab und fanden schliesslich Bestätigung dafür, dass etwas im Spiele war.

Fern davon, in Flandern, fand darauf ein englischer Tommy in Niemandsland eine deutsche Postkarte. «Die hat irgendein Jerry' verloren», schloss er, worauf er sie als korrekter Soldat ablieferte. Es war eine Ansichtspostkarte von einer hübschen Stadt in den österreichischen Alpen, die der Absender einem deutschen Freunde in Flandern mit folgender Mitteilung schickte: «Wir geniessen hier in Österreich wohlverdiente Ruhe. Heinrich.» Er hatte eine militärische Postnummer angegeben, die der englische Nachrichtendienst als die des deutschen Alpenkorps erkannte. Was hatten wohl diese Deutschen in Österreich zu suchen, wenn sie nicht eben jenen Angriff vorbereiteten, den die Amerikaner in der Schweiz prophezeiten? Aber da brach der Sturm auch schon los. Die italienischen Truppen waren vollkommen von pazifistischen Ideen durchsetzt und so drangen durch sie die deutschen Speerköpfe der nachfolgenden österreichischen

* Die richtigen feindlichen Frontkämpfer gaben dem deutschen Gegner nie die beschimpfenden Spitznamen. Sie nannten ihn Jerry oder Fritz oder (die Amerikaner vielfach) Heini. Schimpfnamen prägten nur die zweifelhaften Helden der Etappe.

Armee durch. Die Italiener verloren Hunderttausende von Gefangenen und Tausende von Geschützen in einer der schlimmsten Niederlagen, die je ein Heer im Weltkrieg erlitten hat.

Eine amerikanische Warnung

Gerade im letzten Augenblick noch kam die Sache an der Piave zum Stehen. Die Italiener behaupten jetzt, sie hätten die siegreichen Österreicher und Deutschen allein und ohne Unterstützung zum Stehen gebracht. Es scheint aber, dass die französischen und englischen Unterstützungen, die gerade zur rechten Zeit ankamen, moralisch wie militärisch sehr viel damit zu tun hatten. Fast 200'000 Mann waren ungestört durch den Mt.-Cenis-Tunnel befördert worden. Ein gewisser Amerikaner erinnerte sich 10 Jahre später wieder dieser Tatsache, als er den Kommandeurstern der Italienischen Krone erhielt.

Der amerikanische Geheimdienst hat niemals gebührenden Dank dafür bekommen, dass er Marschall Foch ein oder mehrmals über Zeit und Ort der letzten grossen Frühjahrs-offensive im Juli 1918 informierte, einen Angriff, über den die Alliierten soviel wussten, dass er schon vor dem Ansetzen zum Fehlschlag verurteilt war. Den Amerikanern ist es zu danken, dass die Nachrichten in Rekordzeit über die Schweiz ankamen.

Es war ein bedeutsamer Landstrich, diese Schweiz, wo merkwürdige Fische in trüben Wassern schwammen und keiner dem andern traute. Wie unsicher das Gelände selbst einem alterprobten deutschen Diplomaten und Ränkeschmied erschien, zeigt das kürzlich im «Berliner Tageblatt» veröffentlichte Tagebuch von Graf Harry Kessler.

Bern, den 14. Oktober.

«Nach dem Frühstück mit der Albanierin B . . Sie erzählte mir auf Grund von Informationen aus der amerikanischen, englischen und französischen Botschaft die Bedingungen, die die Entente uns noch vor Eintritt in die Friedensverhandlungen auferlegen will. Sie besteht darauf, wir sollen sie nach Frankreich schicken, wo sie mit Hilfe ihrer sozialistischen Freunde eine revolutionäre Bewegung erregen will. An der Wand

hinter ihr hängt ein Reiterbild von Skanderberg*. Während ich bei ihr war, telephonierte sie ein Attaché der französischen Botschaft an. Was will sie? Was hat sie vor? Wo glaubt sie, Vorteil für ihr Land zu finden? Dabei hat sie ein Kindergesicht und grosse schwarze glänzende Augen. Sie gab mir den Plan einer deutschen Festung, den sie heute Morgen auf der amerikanischen Botschaft gestohlen haben will. Man kann dort alles mitnehmen, was man will, erklärte sie. Mir kommt es merkwürdig vor, dass das Papier so sorgfältig zusammengerollt und dass die Rolle so umfangreich war. Wie sollte sie das Paket beim Weggehen verborgen haben? Sie reist ganz nach Belieben zwischen Paris und Bern hin und her. Es ist sicher, dass Clemenceau sie freundlich empfängt. Wen verrät sie? Wem dient sie? Sie hat einen kleinen Sohn, den sie immer nach Frankreich mitnimmt. Dann und wann ist das für Kinder ganz gut, erklärte sie. Ganz gut, aber für welche Medea Ziele? Spreu des Weltkriegs, im Sturme da- und dorthin geblasen. Die Sache könnte unterhaltsam und romantisch sein, wenn man nicht nüchtern zu erwägen hätte, und das Unberechenbare in Rechnung zu ziehen brauchte.»

Es ist ganz richtig, wenn einem einer etwas erzählt hatte, fragte man sich: «Wieviel davon ist wahr?» Häufig war die Antwort: «Sehr wenig.» Dann fragte man sich: «Möchten die Deutschen wohl, dass wir es glauben?» Und häufig war die Antwort: «Ja». Es war natürlich, dass sich Graf Kessler wunderte, wieso die Amerikaner die pikante Albanierin den Plan hatten stehlen lassen, beziehungsweise warum. Sollte sie etwa die ganze Geschichte erfunden haben? Dann fragt es sich wieder warum? Armer Graf. Später wollte ihn einer vergiften.

Das Ränkespiel endete nicht mit dem Waffenstillstand, so wenig wie der deutsche Geheimdienst.

Dieser war selbst im Juni noch am Arbeiten, als von X. die gesamte deutsche Geheimerarbeit in der Schweiz mit einem verringerten aber nicht demobilisierten Stabe leitete. Einige seiner Angehörigen spielten in der Schweizer Gesellschaft eine bedeutende Rolle. Es war eine interessante Versammlung von Diplomaten, Sonderkurieren und wohlbekannten Journalisten

* Skanderberg (Jskender Bey, Prinz Alexander) eigentlich Georg Kastrioti, geb. 1403, gest. 1468 in Alexio, albanischer Freiheitsheld, der Albanien für einige Zeit von der Türkenherrschaft befreite.

– Schweizer, Russen, Südamerikaner, Polen und einige, in die Angelegenheiten ihres Landes bedeutsam verwickelte Ungarn – denen von X. heimlich deutsche Mark zustreckte. Von X. hatte einen Assistenten, dessen Hauptaufgabe darin bestand, durch Förderung des Bolschewismus in Frankreich und Italien die Friedenskonferenz zu stören. Der Absenker eines italienischen Würdenträgers war mit einem Propagandafeldzug gegen Frankreich beauftragt. Dessen Elitemannschaft enthielt einen Prinzen, einen Lumpensammler, einen Alt-Kleiderhändler (gute Ausrede für Nachtstörungen), einen Bankbeamten (der auf das Losungswort «Von Tante Lina» reagierte), einen Spezialisten für photographische Vergrößerungen (nützlich für Pässe), einen ehemaligen Geistlichen und einen abtrünnigen Belgier.

Die Luzerner Abteilung war geschlossen worden. Sie war im Sommer 1918 sehr rührig gewesen und hatte unter Leitung eines Barons und eines Prinzen, dessen Hauptmitarbeiter ein bekannter deutscher Fabrikant war, 400'000 Dollar ausgegeben. Sie hatten auch die Abteilung in Lugano geschlossen, die so geschickt die Nachrichten über Italien durch die Besitzer eines wohlbekannten Spielhauses bekam, dessen sämtliche Angestellte, von den Croupiers abwärts, im deutschen Solde standen. Es gab also doch noch einen deutschen Geheimdienst in der Schweiz, der an den alten erinnerte.

In anderen neutralen Ländern als der Schweiz diente der Geheimkrieg ebenso oft Marinezwecken wie Heereszwecken. Besonders Dänemark und Holland, die auf der einen Seite an Deutschland grenzen und auf der anderen Seite an der Nordsee liegen, jenseits welcher England liegt, waren Hochstrassen der Seespionage. Die Deutschen versuchten herauszufinden, was die grosse Flotte, die Zerstörerpatrouillen, Minensucher und Schlepper machten und wann und wo Handelsdampfer fuhren. Die alliierten Agenten, besonders die englischen, suchten das zu verhindern und die Bewegungen der deutschen U-Boote und ihre Tätigkeit auf ihrer U-Bootsbasis zu ermitteln. Diese Operationsbasen, Kiel, Ostende, Zeebrügge, lagen im Bereiche der Sprungbretter Dänemark und Holland, ebenso Essen, die Heimat von Krupp, wo die Propaganda der Alliierten aus Ballons vom Himmel zu fallen

pfl egte. Konnte sie aus einem neutralen Lande abgesandt sein? Von diesen Ländern aus erreichten die Alliierten mit Einschluss der Amerikaner Deutschland auf anderen Wegen als durch die Luft, Die amerikanischen Agenten fanden in der Tat die deutschen Grenzen nicht unpassierbar.

Die amerikanische Marinespionage beteiligte sich am Geheimkrieg, kontrollierte deutsche Agenten und sammelte Nachrichten über die Pläne der U-Boote und ihre Bewegungen. Man erinnert sich noch gut an den Herbst 1917, als ein Spionagebericht auf Seidenpapier meldete, die Deutschen bauten riesige U-Boote gegen die Transportschiffe, die amerikanischen Truppen nach Frankreich bringen sollten. Wir hatten es natürlich erwartet, aber es lief uns doch kalt über den Rücken. Wir fanden im Bericht Einzelheiten, so die Tatsache, dass die neuen U-Boote eine Besatzung von 75 Mann beherbergten und 25 Gefangene aufnehmen konnten. Sie hatten es auf unsere höheren Offiziere abgesehen.

Wir wussten genug über das, was deutsche U-Boote taten, zum Beispiel solche, die den Ozean überkreuzten und vor unserer eigenen Küste Schiffe versenkten. Wenn sie dann von ihrer müden, ölgetränkten, aber jubelnden Mannschaft geführt, mit wehender Flagge wieder in den Heimatshafen einliefen, warteten bei den Docks schon Agenten unseres Geheimdienstes auf sie. So muss es auch im Juli 1918 bei der Rückkehr des U-Boots gewesen sein, das die ersten Schüsse vor unseren bis dahin friedlichen, wenn auch scharf bewachten Küsten abfeuerte. Um die Zeit, um die es in Wilhelmshaven zurückgemeldet war, kannte unser Marineneachrichtendienst unter Konteradmiral Roger Welles schon seine Geschichte, den Weg, den es an Island und Grönland vorbei über den Ozean nach Neufundland gemacht hatte, wie es vor unserer Küste gekreuzt und später vor Barbados zwei andere deutsche U-Boote getroffen hatte, welche Schiffe es versenkt hatte und dass nur einer der Mannschaft verletzt worden war. Dabei hatten die Deutschen nicht einem einzigen Manne der Mannschaft Landurlaub gegeben, um die Geschichte geheim zu halten.

Buchten und Inseln der dänischen und holländischen Küsten waren, wie die Gebirgspässe der Schweiz, Schlupfwinkel für Spione aller Art.

Da war kaum ein neutrales Schiff, das einen holländischen oder deutschen Hafen anlief, ohne wenigstens einen oder mehrere Spione im Dienst verschiedener Nationen unter seiner Mannschaft zu beherbergen. Wie die Katze auf die Maus passten die Spionageabwehrdienste auf jeden an Land beurlaubten Seemann auf. Wo ging er hin? Wen traf er? Übergab er irgendeinem etwas, das eine Nachricht verbergen konnte? Unsere Spionageabwehr spürte in allen Uferkaschemen und Seemannshäusern nach.

Amerikanische Spione und die «Leichenverwertung»

Man erinnert sich wohl noch der berüchtigten Leichenverwertungsanstalt, in der die Deutschen angeblich aus ihren Gefallenen verschiedene Substanzen herauskochen sollten, die als Glyzerin, Schmieröl, Schweine- und Geflügelfutter und sogar als Margarine, als Butterersatz, bezeichnet wurden. Was man auch in England, wo die Geschichte erfunden wurde, allgemein darüber gedacht haben mag, der amerikanische Geheimdienst kannte die Wahrheit. Einer seiner Agenten hatte berichtet, dass die «Kadaververwertungsanstalt» in der Tat ein Betrieb zur Gewinnung von Schmieröl – aus Tierleichen war. Die Kadaver waren Pferdekadaver, nicht etwa gefallene Soldaten.

Die ganze Wahrheit kam erst 1925 heraus, als General Charteris im National Arts Club in Neuyork erzählte, dass der britische Nachrichtendienst dieses Schauermärchen zu Propagandazwecken in die Welt setzte, wozu er eine photographische Aufnahme von Tierkadavern durch eine solche gefallener Soldaten fälschte*. Man kam auch auf die Idee, ein Tagebuch zu fälschen, das die Scheusslichkeit der Photographie noch bestätigen sollte, und es dann durch einen Zeitungskorrespondenten «finden» zu lassen; aber dieser Plan wurde wieder aufgegeben. Die Tatsache der Kadaververwertung allein bewies schon genugsam, dass im belagerten Deutschland die Schatten länger wurden. Die Berichte unserer Spione sagten den Zusammenbruch lange vor dem Eintritt voraus.

* Unsere Propagandastellen erkannten leider viel zu spät oder nie den Einfluss der durch Photomontage gefälschten Bilder. Wir besaßen genug schauerliche, gegen die Feinde sprechende Photos, die wir nicht erst hätten fälschen brauchen. Leider blieben sie fast alle «im Archiv»! Dies englische Schauermärchen aber findet heute noch manche Gläubige!

Sie erzählten, wie die deutsche Moral durch jahrelange Unterernährung und Sorge geschwächt war und unter den Hammerschlägen von Misserfolg auf Misserfolg und unter der Furcht zerbrach, Deutschland könnte den Krieg nicht vor dem Eintreffen von Millionen frischer Amerikaner gewinnen. Hier folgt ein solcher Bericht eines amerikanischen Spions aus Deutschland:

«Flugwesen: Am 15. Juli Luftangriff auf Karlsruhe und Offenburg (Baden), 7 Tote, 21 Schwerverwundete; der Materialschaden war sehr gross.

Die deutsche Bevölkerung wird immer aufgebrachter gegen die Österreicher. Sie wirft ihnen vor, dass sie sie ernähren müssen und dass jene zum Kämpfen zu feige seien.»

Moral: Die Moral von Volk und Militärpersonen wird jeden Tag schlechter. Bis vor einem Monat waren sie voller Hoffnung im Vertrauen auf das Versprechen, die kürzliche Anleihe sei die letzte in diesem Kriege, und sie könnten alle vor dem Winter heimkehren und Weihnachten zu Hause feiern. Die tatsächlichen Ereignisse überwältigen sie und ihre Enttäuschung ist schrecklich. Sie werden von der Idee befangen, dass sie alle dran glauben müssen.

Amerikaner: Wenn sich Offiziere über die Amerikaner aussprechen, sagen sie: Das Militär ist gut, es sind tüchtige Soldaten, vor denen wir alle Achtung haben, aber sie sind noch zu jung. Lasst sie das erst drei oder vier Jahre mitgemacht haben, wie wir, dann werden sie bald davon genug kriegen. Indessen machen ihre Reden sehr wenig Eindruck auf die Bevölkerung, die augenscheinlich stark beunruhigt ist und von den Verwundeten hört, was die amerikanischen Soldaten in Wirklichkeit wert sind. Viele sagen, «wenn Amerika nicht gekommen wäre, hätten wir gewonnen, aber nachdem sie am Kriege teilgenommen haben, sind wir fraglos erledigt». Gewöhnlich wird die Zahl der Amerikaner in Frankreich auf eine Million geschätzt.

Winterfeldzug: Die Zivilbevölkerung hat für einen Winterfeldzug noch nicht vorgesorgt. Auf Grund der letzten Ereignisse an der Front wird im Interesse der Soldaten dafür vorgesorgt. Alles arbeitet eifrig an Handschuhen, Socken, Kleidern und Schuhen. Zahlreiche Anschläge muntern zu dieser Arbeit auf. «Denkt an die armen Soldaten im Felde

im kalten Winter.» – «Jeder, der ein Herz hat, soll die Soldaten auf dem Schlachtfeld unterstützen, die dort in Kälte und Wintersturm für die heilige Wohlfahrt des Vaterlandes kämpfen.

Der Propagandafeldzug dafür ist sehr rührig geführt worden, scheint aber keine Ergebnisse zu zeitigen, da die Bevölkerung selbst nichts mehr anzuziehen hat und alles Greifbare in Gebrauch ist.»

Spione, unsere eigenen inbegriffen, scheinen viel klarer als einige Staatsmänner und Generäle der Alliierten vermutet zu haben, wie nahe die Deutschen dem Zusammenbruch waren. Sämtliche Nachrichtenchefs der Alliierten erfassten die Schätzungen ihrer Agenten in Deutschland über die damaligen und künftigen Bedingungen nicht in ihrem vollen Werte. Als die Waffenstillstandsbedingungen aufgestellt wurden, warnte Sir Douglas Haig davor, die Deutschen zu sehr zu bedrängen. Er war nicht der Ansicht von Pétain und Pershing, dass diese alle von den Alliierten auferlegten Bedingungen annehmen würden, aber es ist zweifelhaft, ob selbst diese beiden sich im letzten Moment darüber klar waren, dass Deutschland nur noch eine hohle Hülle war, die in ihrem Inneren Hungersnot und Revolution barg. Spionageberichte, die das aussprachen, hatte man als übertrieben betrachtet. Aber um diese Zeit war der Warnungsruf gerechtfertigt. Hier folgen einige Auszüge aus solchen Berichten:

«9. Juli 1918 : Allgemeine politische Berichte stimmen alle darin überein, dass die Lage einer Krisis zutreibt, deren Ernst nicht unterschätzt werden sollte.»

«17. August 1918: Endlich scheint das deutsche Volk sich mit der Möglichkeit einer Niederlage seines Heeres vertraut zu machen, das nach allgemeiner Ansicht der grossen Überlegenheit der amerikanischen Armee* nicht länger widerstehen kann. Niemand denkt mehr an den Sieg. Der Mittelstand erblickt im Eingreifen Amerikas in den Krieg die Ver-

* Von einer Überlegenheit der amerikanischen Armee ist natürlich nie die Rede gewesen. Unsere letzten Reserven waren erschöpft, so dass wir auf vielen Frontabschnitten die vorderste Linie nur noch mit Maschinengewehrnestern hielten, die mit Offizieren und Unteroffizieren besetzt waren, und selbst das Eindringen dieser hauchdünnen Linie gelang dem Gegner nicht leicht. Die Amerikaner bekamen niemals den Gegendruck eines zähen Widerstands mit vollem Einsatz an Menschen und Material zu spüren, weil zurzeit ihres aktiven Eingreifens auf der ganzen Front nirgends mehr die Höchstleistung verfügbar war. Unser Dampfkessel hatte keinen Druck mehr. Die Feuerung ging aus.

nichtung des deutschen Volkes. Die Arbeiterklassen dagegen sprechen heimlich von Befreiung durch die Amerikaner und hoffen, dass der Militarismus im Winter überwältigt sein wird.»

«24. August 1918; Agentenmeldungen zufolge haben sich an fünf Orten in Deutschland die Truppen geweigert, an die Front zu gehen.»

«27. August 1918; Die deutsche Zensur hat an die deutschen Zeitungen folgende vertrauliche Pressezusammenstellung gegeben, die anweist, wie über die kürzlichen Siege der Alliierten an Marne, Ourcq und Vesle berichtet werden soll; «Man muss zugeben, dass unsere Lage in gewisser Beziehung schwierig geworden ist. Die Zurücknahme der deutschen Front ist nicht so ernsthaft wie die Tatsache, dass die amerikanische Hilfe genügend wirksam werden kann, um die Verteidigungskraft der Zentralmächte zu überwinden. Was die Tatsachen anbetrifft, kann indessen von ihren fünf Millionen Mann keine Rede sein. Das ist lediglich ein Bluff der amerikanischen Presse,»

«September 1918: Die deutschen Soldaten verkaufen die Kleider ihrer gefallenen Kameraden, sie schneiden das Sattelleider in Stücke, um es zum Neubesohlen von Schuhen zu verkaufen. Die Verwundeten verkaufen auf dem Wege zum Lazarett ihre Schuhe an die Unverwundeten.»

Im Oktober erschienen mancherlei Zeichen am Himmel und ein amerikanischer Spionagekniff half, sie zu lesen. Ein fremder Besucher war in den ersten Tagen dieses Monats in eine holländische Stadt gekommen. Er schien ein Deutscher zu sein. Seine elegante Zivilkleidung konnte eine gewisse steife Haltung nicht verdecken und seine Verbeugung ging zu offensichtlich vom Hüftgelenk aus. Er war viel unterwegs. Seine Persönlichkeit interessierte den amerikanischen Geheimdienst, der ohne besondere Verwunderung feststellte, dass es Oberstleutnant von der P- war, ein Angehöriger des Geheimdienstes beim deutschen GHQ., den Ludendorff selbst abgesandt hatte, um die holländischen Befestigungen bei Utrecht auszuspionieren. Was sollte das heissen? Wollten die Deutschen ihre rechten Flügel beim Rückzug aus Belgien dadurch retten, dass sie durch ein anderes neutrales Land, durch Holland, marschierten? 1916 hatten sie daran gedacht,

über die Schweiz einen kurzen Schritt zum Siege zu machen, und Marschall Foch, damals noch General, hatte einen Gegenplan entwickelt. Oberstleutnant von der P. kehrte am 22. Oktober nach Deutschland zurück. Vor seiner Abreise bekamen die Amerikaner über seine vertrauliche militärische Beurteilung der Lage folgenden Bericht:

«Die Maas-Argonnen-Front, und zwar der Abschnitt, in dem die Amerikaner angreifen, macht uns Sorgen, Dieser Frontabschnitt bedroht unser eigenes Land und wir senden daher alle verfügbaren Divisionen von Russland und Rumänien dorthin.»

G 2 verglich diese Nachricht mit dem Bericht eines Zugbeobachters in Köln:

«Viele ehemalige Gefangene, die aus Russland und Rumänien zurückgekehrt sind, befinden sich unter den an die Westfront gehenden deutschen Truppen. Während der Fahrt nimmt man ihnen die Waffen ab; ihre Stimmung ist schlecht.»

Die alliierten und amerikanischen Geheimdienste sagten den deutschen Zusammenbruch tatsächlich Stufe um Stufe voraus. Hatten die Berichte im September von Friedenssehnsucht gesprochen, dann schrien sie im Oktober davon, das heisst, soweit ein Spion überhaupt je schreit. Am 7. Oktober sagte ein amerikanischer Geheimdienstbericht die Abdankung des Kaisers einen vollen Monat vor diesem Ereignis voraus. Am 23. Oktober, volle 14 Tage vorher, wurde auf Grund wichtiger, authentischer, englischer Information gemeldet, dass der Kaiser zwanzig Koffer nach Holland sende*. Später ist behauptet worden, König Georg von England habe in aller Stille Flucht und Zuflucht seines kaiserlichen Verwandten geregelt.

Der alliierte Geheimdienst und die deutsche Revolution

Der amerikanische Marinennachrichtendienst hatte schon den Funken vorausgesagt, der den Brand entfachen sollte. Die Besatzungen der deutschen Flotte in Kiel waren unzufrieden und reif zur Empörung, Am 30. Oktober 1918 meldete schliesslich eine Zweigstelle des amerikanischen Geheimdienstes nach Chaumont und Washington, dass die Revolution

* Selbst Scheidemann spricht in Band 2 seiner Memoiren eines Sozialdemokraten auf Seite 257 nur von Bemühungen des Königs von England.

in ganz Deutschland unmittelbar bevorstehe. Diese Mitteilung gründete sich auf die Nachrichten von Agenten, die gerade vorher in Berlin mit den künftigen Führern der Bewegung gesprochen hatten.

Man braucht sich nicht zu wundern, dass der amerikanische Geheimdienst ausgezeichnet über die deutsche Revolution Bescheid wusste, half er doch, sie zu entfesseln. Die ganze Wahrheit über die Empörung der Unabhängigen Sozialdemokraten, die der Aussenwelt so erschütternd plötzlich zu kommen schien, ist ausserhalb Deutschlands kaum bekannt, und die in Deutschland selbst etwas davon wissen, sagen nicht viel darüber. Die allgemeine Annahme geht dahin, dass republikanische Tendenz in Deutschland samt Hunger und Niederlage die einzigen Gründe waren. In Wirklichkeit aber wäre die Revolution kaum zur rechten Zeit ausgebrochen, wäre sie nicht durch alliierte und amerikanische Intrigenpropaganda und Geld erregt worden. Wir entzündeten in Deutschland das Feuer der Empörung geradeso, wie Deutschland es in Russland getan hatte, doch verbrannten wir uns zum Glück nicht an den Funken. Wie unsere über Tag arbeitende Propaganda an der Front die schwellende Glut zur Flamme entfachte, wurde schon berichtet. Bemerken wir noch einiges über die Vorgänge, die unterirdisch vor sich gingen.

Die Aufgabe bestand darin, heimlich auf jede mögliche Weise in Deutschland der Gruppe zu helfen, die der kaiserlichen Regierung und der Militärpartei, sowie den Junkern opponierte.

Langsam, aber sicher arbeiteten die Alliierten gelegentlich mit Machiavellischer Schlauheit an der Stärkung der Oppositionsgruppen. Die Wirkung ihrer Zerstörungsarbeit stand nur noch dem Einfluss der Nahrungsknappheit in der Heimat und der Niederlage an der Front nach und ermutigte die entschlossenen Sozialisten so weit, dass sie im rechten Augenblick losschlagen und ans Ruder gelangen konnten.

Eine Fussnote zu dieser Geschichte sind die revolutionären Gruppen ausserhalb Deutschlands. Wer hat wohl viel von einer deutschen sozialrevolutionären Partei in Paris gehört? Es gab aber eine solche, eine Gruppe von Leuten, die mit tödlichem Ernst mit dem französischen Deuxième Bureau zusammen arbeiteten und Gifte kochten, um sie in die Adern

des ihnen verhassten Kaiserreiches einzuspritzen. Als Gift dienten die Neuigkeiten über Siege und Politik der Alliierten, namentlich die des Präsidenten Wilson. Die Nachrichten wurden äusserst geschickt in einer in Paris gedruckten deutschen Zeitung gebracht, die auf geheimen Wegen in falschen Umschlägen durch die Schweiz auf Grund einer höchst bemerkenswerten, stets wachsenden Posteinweisliste an Gesinnungsgenossen in Deutschland verteilt wurde. Diese Pariser Gruppe war aber nicht damit zufrieden, ihr Gift in leblosen schwarzen Lettern zu versenden, sie verbreiteten es auch durch den Mund eigener, für die Idee begeisterter Agenten, die unter verschiedenen Vorwänden Deutschland bereisten.

Auch diese Gruppe fand in Präsident Wilsons Reden das schärfste Gift gegen deutschen Despotismus. Sie verbrauchte nicht wenig amerikanisches Propagandamaterial und sandte sogar einmal eine Abordnung an die amerikanische G-2-Stelle, um mehr zu bekommen.

Die Vergiftung des Deutschen Reiches

1918 triefte das Gift über die deutsche Nordgrenze so gut wie über die Südgrenze ins Land. An beiden Rändern sassen kleine, stetig wachsende Nester von deutschen Revolutionären, die immer mehr Ränke und Komplote ausbrüteten, bei Nacht über die Grenzen schlichen und im belagerten Reiche geheime Feldzüge von Aufruhr und Defaitismus anstifteten, Propagandamaterial verteilten und zum Anstecken von Munitionsfabriken und zum Entgleisenlassen von Zügen auforderten.

In Rotterdam bestand ein regelrechter Verein von Leuten, die aus der deutschen Armee nach Holland desertiert waren und bei Zusammenkünften berieten, wie sie anderen ebenfalls zur Fahnschlucht verhelfen konnten. Wenn sie Geld brauchten, genügte gewöhnlich ein Wort an die alliierten Geheimdienste. Teilweise wurde die deutsche Revolution auch in einem Wirtshaus in Hamburg ausgeheckt, das den Zusammenkunftsort der Revolutionäre bildete, unter denen sich zum Teil recht zweifelhafte Existenzen befanden. Es war gewissermassen eine Untergrundstation, aus der sie aus Deutschland heraus auf dänische Schiffe Nachricht gaben,

welche Fortschritte ihre Pläne machten, und von der sie Genossen, denen die Deutschen zu scharf auf der Spur waren, hinausschafften. Die alliierten Geheimdienste kannten das Einlasswort zu dieser Zuflucht, ihre Agenten durften es aber nur in grösster Gefahr benutzen. So kam es, dass verschiedene ihre Rettung einem ziemlich langen, zusammengesetzten Wort verdankten, das sie zum Glück aussprechen konnten.

Ein Deutschamerikaner dürfte wohl sein Leben für die deutsche Revolution gelassen haben. Lange Zeit hatte er als Agent für die Engländer und Amerikaner in Amsterdam ein stark gefährdetes Leben geführt. Im Geheimen brachte er in seinem Büro eine revolutionäre Propagandazeitung heraus. In ihren Spalten liessen die deutschen Deserteure, noch unter unmittelbarem Eindruck stehend und in einem Stile, dass es krachte, ihrer Wut über ihre bisherigen Vorgesetzten freien Lauf. Die Deutschen versuchten auf alle Weise die Quelle zu entdecken, aus der ihrem politischen Körper diese Giftkeime eingimpft wurden; schliesslich gelang es ihnen.

Im Juli 1918 erschien dieses böse Propagandablatt auf einmal in Deutschland mit einem Artikel, der in schreiendem Druck die angeblich wirklichen deutschen Verluste der grossen Frühjahrs-offensiven brachte, die den Krieg für Deutschland hatten gewinnen sollen. Die Zeitung gab an, dass die deutschen Verluste nicht weniger als 840'000 Mann betragen hätten. Die offiziellen deutschen Angaben dagegen seien weiter nichts als Vertuschung, um die öffentliche Meinung zufrieden zu erhalten, gewissermassen nichts anderes als ein Beruhigungstränklein. Die deutsche Offensive hatte den Krieg nicht gewonnen, die Alliierten waren stärker als je, die Amerikaner landeten jeden Monat in Frankreich 300'000 Mann – mit einem Worte, das Bild der Niederlage wurde immer klarer.

Das muss ein Ende nehmen, sagte die deutsche Spionageabwehr. Der Geheimdienst in Holland muss diesen üblen Strom an der Quelle abdämmen. Man muss den Herausgeber packen; und das geschah auch. Eines Morgens erschien er nicht in seinem Büro, er war auch nicht in seiner Wohnung, er war in dünne Luft verschwunden und nach Deutschland entführt. Hoffentlich kam «seine» Revolution früh genug, um ihm das Leben zu retten.

Der amerikanische Geheimdienst bekam auch Gelegenheit, eine Propagandazeitung unter einem ziemlich angesehenen Herausgeber ins Leben zu rufen, der gewissermassen durch einen Fallwind zur Verfügung gestellt wurde. Der Herausgeber kam nämlich, wenn man so sagen darf, aus der Luft herunter; es war der Professor Nicholai (kein Verwandter des Obersten), ein bekannter deutscher Pazifist, der im Flugzeug mit drei anderen Revolutionären aus Deutschland floh, um in Dänemark Schutz und Unterkunft zu suchen.

Die Angelegenheit verlief so verwickelt wie die meisten Geheimdienstfälle. Den Fliegern war erzählt worden, es handele sich um den berüchtigten Karl Liebknecht, dessen Flucht sie ermöglichen sollten. Als dann Herr Nicholai erschien, hätten sie sich beinahe geweigert, zu fliegen. Der deutsche Geheimdienst verfolgte sie über ganz Dänemark und versuchte sie im Guten wie im Bösen wieder nach Deutschland zurückzuscheuchen oder zu entführen, ehe sie mit den alliierten Agenten, besonders den reichen Amerikanern, in Berührung kamen. Das auf sie ausgesetzte Kopfgeld betrug 3'000 Mark. Ohne auf die Kosten zu achten, bestachen die Deutschen einen von Professor Nicholais Gefährten, der alle zusammen auf ein dänisches Schiff locken sollte, dem ein deutsches U-Boot auflauerte, um sie zurück nach Deutschland und ins Gefängnis zu bringen. Doch vor der Abfahrt des Schiffes interviewte sie ein amerikanischer Journalist, der sie auf die Idee brachte, sie sollten alle zusammen als Gäste des Geheimdienstes nach den Vereinigten Staaten gehen, wofür sie natürlich dem Geheimdienst alles sagen mussten, was sie wussten. Diese tüchtigen Revolutionäre kannten aber ihren Wert und ersehnten Professuren und Versorgungen. Den Amerikanern wurde es schliesslich nach allem zweifelhaft, ob sie überhaupt viel wussten, und sie liessen sie schliesslich fallen.

Inzwischen besprach Professor Nicholai mit den Amerikanern den Plan, eine Propagandazeitung herauszugeben, die an einige seiner Gesinnungsgenossen weit drin in Deutschland geliefert werden sollte. Er wollte dazu die Weitstreckenflugzeuge benützen, die die Alliierten, wie er gehört hätte, eben fertiggestellt hätten, eine Annahme, die auf Richtigkeit beruhte. Er schrieb dann einige pazifistische Broschüren

für die Verbreitung in Deutschland, doch die deutsche Regierung bewog schliesslich die Dänen dazu, ihn unschädlich zu machen, obgleich sie seine Auslieferung nicht erreichen konnten. Aber er hatte die deutsche Revolution drei Monate vorausgesagt.

Teil VI

Unsere Geheimarbeit im Frieden

Ränke gegen Ränke nach dem Waffenstillstand

Revolution und Waffenstillstand änderten am Geheimkrieg nicht das mindeste. Die offiziellen Verträge entstanden keineswegs unter so ganz offiziellen Verhältnissen. Spionage war fast ebenso notwendig, wohl weniger gefährlich, aber ebenso im Schwange wie zuvor. Nur die Art des Spionierens war etwas anders, das war alles. Auch nach dem 11. November vollbrachte der amerikanische Geheimdienst noch einige bemerkenswerte Taten. Jeder fragte sich, was das neue Deutschland wohl anfangen werde. War die Revolution echt oder war sie nur eine Finte, wie viele Franzosen befürchteten? Würde der Kaiser wieder kommen, konnte die Republik den Waffenstillstand einhalten und Frieden machen, oder würde sie bolschewistisch werden? Falls wir uns in diesem Falle daran machten, ganz Deutschland in Ordnung zu bringen, würden die Spartakisten sich dann dem russischen Bolschewismus anschliessen und uns zu einem neuen Kriege zwingen? Bei der Unzufriedenheit, die sich bereits in der englischen und französischen Armee wegen der langsamen Demobilmachung zeigte, war das keine angenehme Aussicht. Falls die gegenwärtige Regierung sich behaupten konnte, welche Politik würde sie wohl bei der Friedenskonferenz vertreten? Würde Deutschland lieber nochmals zu den Waffen greifen als einen unbefriedigenden Frieden unterzeichnen? War es denn dazu überhaupt noch in der Lage? War Deutschland wirklich halb ausgehungert oder behauptete das nur die Propaganda, um unser Mitgefühl zu gewinnen? Um den Frieden zu erlangen, mussten diese Fragen wahrheitsgetreu beantwortet werden.

Ein Teil unserer besten Geheimdienstarbeit in Europa wurde nicht im Kriege, sondern im Frieden geleistet und zwar

durch die Armee, deren Berichten Präsident Wilson und Oberst House wohl oder übel glauben mussten. Diese Berichte halfen den beiden besser als alles, was ihnen die Engländer und Franzosen über Deutschland berichteten. Die Berichte dieser Verbündeten liessen schon den Konflikt zwischen den Friedenszielen der Alliierten und denen des Präsidenten Wilson ahnen, der später ums Haar die Friedenskonferenz zum Scheitern brachte und bis auf den heutigen Tag aufs Schwerste an der schiefen Richtung des Weltgeschehens schuld ist. Sie zeigten, dass die Alliierten die neu erstandene deutsche Republik mit ganz anderen Augen ansahen als Präsident Wilson, auf dessen Doktrinen sie doch in nicht geringem Masse beruhte und auf Grund deren die Deutschen den Waffenstillstand unterzeichnet hatten. Sie war gewissermassen sein Patenkind, aber die Alliierten begannen seine Rechtmässigkeit in Frage zu ziehen. Sie befürchteten eine Schiebung. Die Amerikaner wandten sich beim Zusammenziehen des diplomatischen Sturmes wieder an G 2 als die für Wahrscheinlichkeitsberechnung verantwortliche Firma. Kaum war der Widerhall des letzten Schusses von der Nordsee bis zur Schweiz verklungen, als der amerikanische Geheimdienst auch schon verstohlen Schritte tat, um die Wahrheit über die Vorgänge in Deutschland und – ein bisschen mehr – herauszubekommen. Die Amerikaner hatten bei der Geburt der deutschen Republik an der Wiege gestanden, nun mussten sie auch schon versuchen, sie am Leben zu erhalten.

Wir hatten den Deutschen freilich gesagt, schafft euch den Kaiser vom Halse, macht eine Republik und wir werden mit euch Frieden schliessen. Mit dem deutschen Volke haben wir keinen Streit. Gut, der Kaiser war fort, die Republik war da, wozu also den Kampf fortsetzen? Aber Böswilligkeit, Hass und Argwohn verschwinden nicht so leicht, und wer konnte wissen, was über Nacht in Deutschland geschah.

Ein Umfall der neuen sozialistischen, republikanischen Regierung konnte eine Gegenrevolution der alten Junker- und Militärpartei bringen oder eine rote Revolution hervorrufen, die in einer Verbrüderung mit Moskau endete. Diese Gefahr erschien so leibhaftig, dass deutsche Reaktionäre radikale Unruhen finanzierten und mit Rücksicht auf die Scheu der Alliierten vor einem Vordringen des Bolschewismus nach

Westen hofften, daraus Vorteil zu ziehen. Die Welt schrie Frieden, Frieden, aber es gab keinen Frieden. Um ihn zu bekommen, genügte es nicht, in Paris zu beraten und Erlasse zu geben. Die tatsächliche Regierung der neuen deutschen Republik musste gestärkt und gestützt werden, man musste sie dazu ermutigen, einen Friedensvertrag mit den Alliierten zu unterzeichnen und sich an ihn zu halten.

G 2 leistete also Friedensarbeit. In Erweiterung der gewöhnlichen Operationsabteilung beim 3. Amerikanischen Armeeoberkommando in Koblenz wurde unter einem besonders dafür geeigneten Offizier, dem Oberst Newbold Morris, eine politische Abteilung eingerichtet, die sich über alle politischen Bewegungen in Deutschland auf dem Laufenden zu halten hatte. Bald nach dem Waffenstillstand ging Generalmajor George H. Harries mit einem umfangreichen Stabe amerikanischer Offiziere nach Berlin. Er bildete ein Teil der interalliierten Kriegsgefangenenkommission, der die Kontrolle über die Behandlung der Kriegsgefangenen und deren Abtransport aus Deutschland oblag. Bezüglich einiger der ihnen beigegebenen Offiziere erhielt Generalmajor Harries folgende Anweisung: «Sie haben nichts mit ihnen zu tun; nur, dass Sie mit ihnen zusammen im Hotel Adlon leben.» Diese Offiziere waren äusserst sorgfältig ausgewählt, waren aber nicht Offiziere des G-2-Geheimdienstes, so delikats und vertrauenswürdig auch ihre Mission war, die übrigens bei den verschiedenen deutschen Ämtern wohlbekannt und willkommen war.

Abgesehen von den gewöhnlichen Agentenquellen wünschte General Pershing sich auch durch eigene Massnahmen über die deutschen Zustände auf dem Laufenden zu halten, weshalb er nach dem Waffenstillstand in Trier an der Ecke des deutschen Rheinlands ein «vorgeschobenes GHQ.» einrichtete. Dieses Hauptquartier leitete zuerst der Brigadegeneral, jetzige Generalmajor Preston Brown, später Oberst A. L. Conger. Bis zum heutigen Tage wurde wenig über die wichtige Arbeit dieses HQ. verlautbar. Gar viele Offiziere und andere Vertreter der deutschen Regierung kamen dorthin, um den Amerikanern bereitwillig Nachrichten zu geben und sich über deren Ansichten zu informieren; aber die Deut-

schen waren nicht etwa die einzigen, die solche Besuche abstateten.

Unmittelbar nach dem am 1. Dezember 1918 begonnenen Vormarsch zum Rhein ergaben sich Schwierigkeiten wegen der Rückbeförderung der alliierten Kriegsgefangenen. General Pershing sandte darauf einen Offizier seines Stabes zwecks systematischer Regelung der Rücktransporte zu General von der Marwitz, der damals die ihm gegenüberstehende deutsche 5. Armee kommandierte. Dieser seit dem Kriege erste Besuch bei der deutschen Armee führte naturgemäss zu einer Erwiderng und von da ab wurden in ziemlich kurzen Abständen Besuche ausgetauscht.

Unsere unbekannte Rolle in Deutschland

Wenn man eine interessante, allgemein unbekannte Rolle der amerikanischen Armee zu jener Zeit recht verstehen will, muss man bedenken, dass die republikanische Regierung Deutschlands damals keineswegs wohlgesichert war. Zahlreiche lärmende Elemente verlangten eine Sowjetregierung und ein Bündnis mit Russland, während andere wieder der Rückkehr zur Monarchie als Deutschlands einziger Rettung das Wort redeten. Selbst das republikanische Ministerium war in eine Kriegspartei und eine Friedenspartei gespalten, und ausserhalb des Kabinetts wimmelte es von Komplotten für alle Arten von Diktatur und «erneuten Kriegsbeginn». Einige dieser Putsche förderte man in Paris nicht weniger als in Berlin. Wenn man in dieser mit Dynamit geladenen Situation der deutschen republikanischen Regierung nicht half, dann wurde womöglich Deutschland zu einem zweiten Brodeltopf Russland, den man nur durch einen neuen Krieg beruhigen konnte. Die Alliierten waren keineswegs alle damit einverstanden, aber die amerikanische Friedenskommission in Paris und die amerikanische Armee am Rhein halfen, so gut sie konnten.

Die meisten führenden deutschen Persönlichkeiten aus jener Zeit sind tot. Präsident Ebert, der Reichstagsabgeordnete Erzberger und der Minister des Auswärtigen, Graf Brockdorff-Rantzau. Aber es gibt noch genug, die Bescheid wissen und vielleicht eines Tages darüber sprechen. So machte man

u.a. Andeutungen über einen amerikanischen Offizier, der ein paar Monate nach dem Waffenstillstand den gegenwärtigen Reichspräsidenten, Feldmarschall von Hindenburg, auf dessen Einladung hin in seinem Hauptquartier in Kolberg aufsuchte, woraus sich interessante Folgen ergaben.

Kurz nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags ging in Berlin allgemein das Gerücht, am Friedensvertrag hätten zwei ungenannte Persönlichkeiten mitgearbeitet. Der eine war Präsident Wilson, der andere war der amerikanische Oberst, der so viel mit unseren Angelegenheiten zu tun hatte. Natürlich gab es Leute, die mit dem Ergebnis nicht zufrieden waren, und als Deutschland in finanzielle Nöte kam, erklärte eine führende Berliner Zeitung im Leitartikel: «Deutschland wäre jetzt (1920) ein gut Teil besser dran, wenn die deutsche Regierung während der Waffenstillstandsperiode Annäherung an die Franzosen gesucht hätte, statt seine Politik von einem amerikanischen Oberst leiten zu lassen.»

Die Amerikaner haben auch noch etwas über die Art zu lernen, wie der Friedensvertrag von Versailles zustande kam. Da gab es zum Beispiel eine ernste Krisis, bei der die Deutschen nahezu alles umgeworfen und einen neuen Kriegsausbruch heraufbeschworen, weil sie auf Präsident Wilsons Hilfe gegen die Alliierten rechneten. Den Amerikanern dürfte es unbekannt sein, dass einer ihrer Landsleute, Tag und Nacht durchfahrend, nach Berlin eilte, in einer höchst dramatischen Szene die tatsächliche amerikanische Einstellung klar machte und ein Missverständnis aufklärte, das leicht grösstes Unglück hätte herbeiführen können. Wenn einst dieses Kapitel über die inneren Zusammenhänge der Geschichte geschrieben wird, kann man es mit Fug und Recht «Der unbekannt Soldat» betiteln.

Mit Hilfe einiger vertraulicher Arbeit hielt man die deutsche Republik im Sattel. Nicht wenige ihrer anfänglichen Gegner unter den deutschen Politikern wurden eingewickelt. Einige, die gedroht hatten, Deutschland werde sich mit Sowjet-Russland verbünden, wenn die Alliierten ihnen diese Friedensbedingungen auferlegten, wurden still, andere schwenkten sogar um und sprachen offen für deutsche Unterzeichnung des Vertrages. Ein paar Amerikaner, die den Grund kannten,

lächelten nur und arbeiteten weiter auf Gewinnung des Friedens hin.

Irgendwo ist erzählt, wie eine amerikanische Agentin «Q» oder «Nummer 8» eine wichtige Rolle in diesem ungeschriebenen Drama des verwickeltsten Weltproblems spielte, das je Sterbliche zu lösen hatten. Aber sie war nicht der einzige amerikanische Agent, der Präsident Wilson über die Vorgänge in Deutschland unterrichtete. Kurz nach dem Waffenstillstand besass G 2 heimliche Verbindungsleute in den Arbeiter- und Soldatenräten, bald auch in Berlin. Ein Amerikaner, den jeder, der seinen Führungsbericht kennt, in dieser Beziehung für «zu allem fähig» hält, haushierte schon einige Zeit vor dem Waffenstillstand auf einer wichtigen Eisenbahnstation mit Kleinigkeiten. Er stellt das zwar in Abrede, aber keiner leugnet, dass kurz danach der Kraftfahrer des Kriegsministers Noske, der die Spartakisten niederkämpfte, ein amerikanischer IP. war, allerdings als guter Deutscher verkleidet».

Ebensowenig wird abgestritten, dass ein anderer amerikanischer IP. in der Uniform und mit den Papieren eines von den Amerikanern gefangenen Deutschen bis nach Berlin gelangte und mit interessanten Berichten zurückkehrte. U.a. meldete er, dass die Japaner deutsche Soldaten und Seeleute mit guter technischer Ausbildung anwarben. Bei der Rückkehr wurde er dann von den Franzosen ins Gefängnis La Rochette geworfen, weil sie behaupteten, er sei ein Deserteur. Eine der besten Geschichten von amerikanischer Spionage in Berlin handelt von den Agenten A 1 und A 2. Die Natur hatte diese beiden besonders für solche Tätigkeit befähigt. Beide waren etwas korpulent, blond und durch lange Erfahrung mit der deutschen Sprache und den deutschen Manieren vertraut. Beide verstanden etwas vom Zeitungsbetrieb, konnten das unter dem Deckmantel «amerikanische Journalisten» als Entschuldigung für ihre etwas überreichliche Neugier gelten lassen und sich sogar einen ziemlich freundlichen Empfang sichern. So rechnete wenigstens G 2 und versah beide mit falschen Pässen, in denen A 1 als Korrespondent der New York Sun bezeichnet war.

* Den Beweis für diese Behauptung müssen wir dem Verfasser überlassen.

Der echte und einzig wahre Sun-Korrespondent bei den amerikanischen Streitkräften traf niemals auf diesen A1. Das war ein Glück für uns beide, aber nicht weiter verwunderlich, denn während unsere Landser das Moseltal hinab-latschten, suchte sich A 1 den Weg ins Vertrauen des Arbeiterrats einer norddeutschen Stadt zu bahnen, dem er in geschickter Weise seine Anwesenheit zu erklären wusste, und erzählte, er habe starke Lust nach Berlin zu gehen und der Welt die wirkliche Wahrheit über die deutsche Revolution zu schreiben. Ganz im Vertrauen verriet er ihnen, dass auch er ein Roter sei. Das schien eine gute Gelegenheit zur Propaganda. Sie spannten ihn sozusagen auf die Folter. Einige der Gruppe kamen von der Marine in Kiel und waren Fanatiker, denen ein Menschenleben in der Revolution soviel wie nichts galt. Hätten sie gewusst, dass er ein amerikanischer Agent war, dann wäre sein Leben keine Papiermark wert gewesen. «Ich bin euer mit Herz und Seele», rief er. «Ich bin ein radikaler Genosse. Wenn ich erst nach Berlin komme, will ich den Arbeitern die Wahrheit sagen.» Darauf kam einer der Einflussreichsten im Arbeiterrat, ein Sattler, zu Wort, ein weisshaariger Veteran des Klassenkampfes in Deutschland, der sich seine Ehrlichkeit, seine Ideale und seinen Glauben erhalten hatte. Ihm schenkten alle Gehör.

«Ich habe mein Leben lang für diesen Tag gearbeitet, mein Traum ist Wirklichkeit geworden. Die Tyrannen sind dahin, die Proletarier Deutschlands regieren. Aber die Welt versteht das nicht. Die Alliierten trauen uns nicht, sie wollen es nicht glauben, dass die Militaristen und Kapitalisten ganz Deutschland belogen haben, und dass wir glaubten und dachten, wir seien in diesem Kriege im Rechte. Jetzt wissen wir, dass es lauter Lügen waren. Jawohl, lasst uns nunmehr durch diesen Genossen den Arbeitern der Welt die Wahrheit verkünden. Nur die Wahrheit kann einen neuen Krieg verhüten. Lasst diesen Genossen nach Berlin gehen!»

Agent A 1 geht nach Berlin

Der amerikanische Agent bekam also einen Ausweis, der besagte, dass er Mitglied des Arbeiterrates sei und erhielt Einführungsbriefe an Ebert und Scheidemann, die Führer der

neuen Regierung. Was ihm sonst noch fehlte, besorgte G 2. Er schlug sich Zweifel und Befürchtungen aus dem Kopfe und machte sich nach Berlin auf, dessen Strassen noch von Maschinengewehrfeuer Deutscher gegen Deutsche widerhallten.

Gleich im Anfang begegnete ihm etwas Unangenehmes. Kaum hatte er sich im Zuge einen Sitz erkämpft, als ihn jemand schmerzhaft auf die Zehen trat. Er wendete sich gegen seinen Quäler, da konnte er gerade noch mit Mühe ein Zusammenfahren unterdrücken, denn hinter einem unregelmässigen Barte erblickte er das Gesicht eines ihm wohlbekanntem französischen Agenten. Im nächsten Augenblick standen beide rauchend im Gang und unterhielten sich vorsichtig in gutem Deutsch.

«Gehst du nach Berlin?» fragte der Franzose. «Soweit ist die Sache ganz schön, aber wir müssen aufpassen.» «So ist es», stimmte der Amerikaner zu. «Nur, wenn sie uns fassen, ist es nicht mehr so wie im Kriege, sie stecken uns vielleicht ins Gefängnis, aber sie stellen uns nicht gleich vor die Gewehre.

«Ah, meinst du?» sagte der Franzose. «Weisst du, warum ich nach Berlin gehe? Ich muss für Alexandre einspringen... du erinnerst dich seiner – den haben sie vor ein paar Tagen umgebracht. Er wurde auf der Eisenbahn in gerade so einem Zuge wie dem hier entdeckt und der Pöbel hat ihn mit einer Gardinenschnur aufgehängt. Die sind jetzt toll, die Deutschen. Man kann nicht sagen, wie es kommt. Aber wir reden schon zu lange zusammen.»

Das war eine berechtigte Warnung, denn eben kamen die deutschen Polizisten und durchsuchten dem A 1 das Gepäck, aber sie trugen rote Armbinden und seine Ausweise halfen ihm durch. In einer grösseren Stadt hielt der Zug an und vor dem nächsten Morgen fuhr keiner weiter. Er musste über Nacht bleiben. Er hatte kaum sein Abendessen, ein zähes Wiener Schnitzel, Steckrüben und Ahorn-Bier* zu sich genommen, als eine schlimme Prüfung nahte. An seinen Tisch traten zwei deutsche Polizisten mit roten Binden in Gesellschaft eines luchsägigen Individuums, den er schaudernd als

* Er meint das schlechte, aus Ersatzstoffen gebraut» Bier der Kriegszeit.

Mitglied der Spionageabwehr erkannte. Er sah schon, wie die Leute im Gastzimmer die Hälse reckten und dachte gleich an den französischen Agenten, den sie mit der Vorhangschnur aufgehängt hatten.

«Nehmt Platz, Kameraden, und trinkt ein Glas Bier mit.» Sie nahmen den Sitz an, aber nicht das Bier. Sie wünschten den Kameraden zu befragen. Seinen Papieren zufolge vertrete er die «New York Sun», aber sie möchten sicher gehen. Gern werde er jede Frage beantworten, sagte der Kamerad. In der nächsten Minute wünschte er, er hätte das nicht behauptet. Der Luchsäugige wusste mehr über die «New York Sun» als er selbst. Statt seine Fragen damit zu beginnen, wo der Sun-Verlag liege und wie er eingerichtet sei, Fragen, die ihm der Amerikaner hätte beantworten können, denn er hatte einmal für eine Abteilung des Sun-Syndikats gearbeitet, fragte er: «Wenn ich Reporter für den Sun wäre und schriebe eine Lokalmeldung, durch wessen Hände würde sie gehen, ehe sie zum Druck käme – wer bekäme sie vor 6 Uhr abends, wer nachher?»

Der Mann musste den Redaktionsstab des Sun für Tag- und Nachtdienst Mann für Mann kennen, und der amerikanische Agent kannte nur wenige. Diese paar Namen flitzten ihm jetzt durchs Gehirn: Speed, Bishop, Lord, Snyder. Aber er konnte sich des ganzen früheren Syndikatstabs, bei dem er einmal gearbeitet hatte, erinnern. Im nächsten Augenblick entschloss er sich, die Geschäftsverteilung so durcheinander zu rütteln, dass er einen Syndikatsmann, dessen Namen er wusste, für jede Stadt und für jeden Telegrammaufnehmer einsetzte, dessen Namen er nicht wusste; damit kam er durch. Der Luchsäugige hatte den Redaktionsstab für die Stadt gekannt bis auf die Laufburschen herunter, aber nicht die Besetzung des Syndikats. Der Amerikaner konnte auch alle Fragen über die Geschäftsräume des Sun beantworten. Die Spannung des Luchsäugigen liess nach, die Uniformierten warfen begehrlche Blicke auf das Bier.

«Kameraden», sagte der Amerikaner, «trinken wir auf die Revolution», und so geschah es ordnungsgemäss. Aber als A1 Berlin glücklich erreicht hatte, liess er sich mit der Polizei auf keine Geschichten mehr ein; die wussten zu gut mit der Sun Bescheid. Er wagte nicht, seine Ausweise zu

ändern, denn er als Spionsjäger wusste, dass so etwas Argwohn erregt und sich durch Kontrolle feststellen lässt. Er suchte daher ein von den Roten vielbesuchtes Hotel auf, zeigte seine Papiere als «Genosse», redete in entsprechend gefärbtem dickem Tone und bezahlte Dünnbier, worauf er als Mitglied des Arbeiterrats für Norddeutschland aufgenommen wurde. Er nahm den ganzen Komplex verwickelter Vorgänge im Winter 1918 in sich auf, ging in die Spartakistenversammlungen, hörte dort, wie die sozialdemokratische Regierung angeklagt, die Alliierten verflucht, Russland in den Himmel erhoben wurde.

Der amerikanische Geheimdienst wünschte in erster Linie zu wissen, ob die Spartakisten und Bolschewisten zusammenarbeiteten. Der Agent setzte sich daher mit einigen Russen an einen Tisch, worauf sie sich den besten Wein bestellten, der in Berlin zu haben war, und von ihrer Berliner Propagandaarbeit erzählten, die ein vor dem Kriege berühmter Pariser Kuppler leitete. Zweimal hörte A 1 von Verschwörungen, die Regierungstruppen in Berlin anzugreifen. Als Noskes Leute einen gefährlichen Putschversuch am Alexanderplatz vereitelten, wobei sie viele in den Keller geflüchtete Rote ohne Gnade mit Handgranaten erledigten, war das auf Nachrichten zurückzuführen, die ihnen von dem derweil im Adlon einquartierten amerikanischen Hauptquartier zuzugingen.

Der amerikanische Agent stellte sich dort allabendlich als «Zeitungskorrespondent» ein, in Wirklichkeit erstattete er seinen Bericht, empfing seine Anweisungen und einen wichtigen Teil seiner Handelsware, die in Zucker, Schokolade und Butter bestand, die der Tageskurier aus amerikanischen Heeresbeständen herüberbrachte. Ein besseres Bestechungsmittel als das gab es nicht in Deutschland. Die vom Fettmangel ausgehungerten Menschen schrien danach. Was gab oder erzählte nicht ein Deutscher in jenen Tagen für eine Tafel Schokolade! Als nächstes kamen Seifen, Zahnpasta und andere selten gewordene Stoffe der Zivilisation. Der amerikanische Geheimdienst hatte ganz richtig vorhergesehen, dass A 1 für diese kleinen Luxusartikel Verwendung haben würde.

Da hielt u.a. eine jüdische Baronin einen Salon, in dem inter-

essante Leute, politische Führer, selbst Spartakisten, Armeee-offiziere und einige Journalisten verkehrten. Vielleicht handelte es sich wieder nur um die alte Geschichte, eine Falle für Spione, aber man fischte dort doch eine Menge nützlicher Angaben auf. Alle Regierungsstellen konnte er als Genosse, wenn nicht als Journalist, betreten, allerdings wurde das letztere mit fortschreitender Zeit gefährlich. Eines Tages begrüßte ihn nämlich ein freundlich gesinnter Pförtner mit folgenden Worten:

«Irgendjemand gibt sich hier für Sie aus. Ich weiss doch, dass Sie Korrespondent der New York Sun sind und regelmässig nach Neuigkeiten fragen, aber heute ist ein Fremder gekommen und sagte, «er sei Korrespondent der New York Sun»; da ist seine Karte.»

A 1 schlotterten die Knie, als er las: «Karl H. von Wiegand». Die Sun hatte jetzt einen wirklichen Korrespondenten nach Deutschland gesandt. «Oh, der vertritt ja das Sun-Syndikat!» erklärte er so ganz beiläufig.

Am gleichen Abend begab er sich schleunigst nach Hotel Adlon, wo ihn sein Chef mit grossem Lärm begrüßte und sagte: «Heute habe ich Ihnen das Leben gerettet. Von Wiegand wollte sie schon bei der Polizei als Betrüger anzeigen. Ich habe die Sache noch einmal in Ordnung gebracht, aber nehmen Sie sich in Acht!»

A 1 liess daher von jetzt an seine geistige Regsamkeit in anderen Richtungen wirken. In einem der wichtigsten Regierunsämter sass ein reizendes Fräulein, das gegen die Verführung von Schokolade und Seife nicht unempänglich war. Auch die Frage «Wie wär's mit einem kleinen Abendbrot?» erfuhr keine Ablehnung.

Sie verlebten mehrere nette Abende zusammen, wobei der Nachtsch gewöhnlich aus den Beständen des Hotel Adlon stammte. Der Journalist erzählte, wie er darauf brenne, sich dadurch einen Namen zu machen, dass er ganz allein seiner Zeitung bedeutsame Neuigkeiten schicke, die andere nicht hätten. Die Dame erklärte, ihr Brotherr sei ein sehr hoher Regierungsbeamter und habe sie angewiesen, falls sie je ein Journalist zum Ausgehen einlade, solle sie die Einladung annehmen und – ihn aushorchen. «Dein Gesicht gefällt ihm nicht», sagte sie. «Er hat mich sogar gewarnt, Papiere herum-

liegen zu lassen, wenn du vorsprichst.» Der Journalist fand Mittel und Wege, sie zu beruhigen. Als sie sich ein paar Abende später trafen, war sie in grosser Erregung. «Da», sagte sie, und schob ihm ein Bündel Papiere zu, «steck das weg; schau nicht nach, ehe du zu Hause bist.»

Die wahren deutschen Absichten enthüllt

Als A 1 die Papiere sah, hätte er fast aufgeschrien. Auf 20 Seiten Durchschlagpapier stand da ein neuer Plan für die Reorganisation des deutschen republikanischen Heeres. Ein Heer von 1'200'000 bis 1'500'000 Mann war vorgesehen. Die Aufstellung nannte die Zahl der Maschinengewehre, die Stärke der Artillerie und führte sogar einige hochstehende Offiziere an. Diese Unterlagen bewiesen schlagend die deutschen Zukunftspläne, wenigstens soweit sie die militärischen Führer der Republik hegten. Da war von keiner vollkommenen Entwaffnung die Rede, sondern da stand die Behauptung derer bewiesen, die die vielen deutschen Kinder im Rheinland zählten: «Wir werden wohl noch einmal mit ihnen zu kämpfen haben*!»

A 1 heftete sich die Papiere ins Hosenbein und eilte nach dem Adlon. «Ist das ein Schlager!» rief sein Chef und sandte noch in derselben Nacht das Aktenstück durch einen Sonderkurier aus Deutschland hinaus. Er war einer der ersten und sichersten Beweise von den deutschen Plänen, die die Friedenskonferenz erreichten. Er erklärte mit, warum Marschall Foch so hartnäckig auf der deutschen Entwaffnung bestand, und warum seitdem die Alliierten sich dauernd so energisch bemühen, die deutsche Streitmacht auf die 100'000 im Vertrag von Versailles ausgemachten Mann zu beschränken. Dieser Erfolg erhöhte die Gefahr für A 1. Sein hochehrwürdiger Vorgesetzter gab ihn zur Beförderung ein, aber durch einen unglücklichen Zufall lagen seine Papiere in einem Raume, in dem sich einen Augenblick lang ein deutscher Politiker allein befand, dessen Bekanntschaft der Vorgesetzte gemacht hatte. «Dessen Ehre steht über allem Zweifel», sagte der Vorgesetzte, auf jenen bezugnehmend, zynisch zu A 1, «Er

* Hier wäre die Zitierung von Clemenceaus Worten am Platz: «Es gibt 20 Millionen Deutsche zu viel auf der Welt. Der einzige gute Deutsche ist der tote Deutsche.» Unter solchen Gesichtspunkten zielte die Politik unserer Feinde natürlich auf einen Friedensschluss wie im 3. punischen Kriege hin.

hat ganz bestimmt das Papier eingesehen und wenn es ihm Vorteil bringt, Sie als Spion anzuzeigen, dann tut er das.» «Ich kann es ja trotzdem noch einmal versuchen», sagte A 1 und ging in die Stadt.

Ein einflussreicher Deutscher war begierig nach Nachrichten über die Tätigkeit der Amerikaner in der besetzten Rheinzone. Ihm machte A 1 eine ganz vertrauliche Mitteilung über die wahre Zahl amerikanischer Truppen, die für den Notfall verfügbar seien, zum Beispiel falls sich die Deutschen weigerten, den Friedensvertrag zu unterzeichnen. Es war eine Zahl, die den damals in Koblenz kommandierenden Generalmajor Joseph T. Dickmann überrascht und belustigt haben würde. Eines Abends setzte sich der amerikanische Agent an seinen Schreibtisch, um einen neuen Bericht zu schreiben. Er hatte den Abend in verschiedenen Berliner Restaurants verbracht und kochte vor Zorn. Er hatte gesehen, wie deutsche Schieber und Spartakistenführer beim besten Wein und üppigen Essen sassen und die Kabarettvorstellung belachten, die Präsident Wilson und seine 14 Punkte verspottete*. «Wenn ich Präsident Wilson wäre», schrieb A 1, «würde ich Deutschland nicht einen Laib Brot geben.» Da hörte er auf der Treppe schwere Schritte. Es war schon spät und er hatte die Fenster mit Decken verhängt. Er wusste, dass die deutsche Polizei seinen Briefwechsel, besonders den mit den Spartakisten geführten, überwachte. Jetzt schien man ihn unter schärfere Beobachtung zu nehmen. Die Schritte kamen näher. Zum Glück hatte er seinen Bericht auf dünnem Seidenpapier eben erst begonnen. Es blieb nur eine Möglichkeit, er musste ihn verschlucken. Er würgte gerade das letzte Knäuel Papiermasse hinunter, als man an seine Türe schlug. «Herein!» rief er und ein grosser Polizist erschien. «Wozu haben Sie Ihre Fenster zugehängt?» fragte der Polizist. «Oh, bloss, damit ich am hellen Tage etwas träumen kann.»

«Am Tage träumen?!» sagte der Polizist, «um halb zwei in der Frühe? Das muss ich mir doch mal genauer ansehen.»

Aber er fand nichts und ging wieder.

Am nächsten Abend rief ihn A 2 ans Telephon. Dieser Kollege hatte Berlin erst erreicht, nachdem er etliche Aus-

* Sollten die Deutschen Wilson, der sein ihnen feierlich gegebenes Versprechen gebrochen hatte, etwa verehren?

einandersetzungen mit der deutschen Polizei wegen einiger ganzlederner Damenschuhe gehabt hatte, die er zum gleichen Zweck mitbrachte, wie die um diese Zeit kaum mehr so stark begehrte Schokolade und Seife. Seine Maske war gleichfalls die eines Zeitungskorrespondenten, aber angeblich arbeitete er für eine Börsenzeitung, die sich für die deutschen Geschäftsverhältnisse interessierte. Während A 1 politische und militärische Information sammelte, fischte A 2 nach wirtschaftlicher. Aber er war jetzt ganz verstört. «Kommen Sie zum Adlon», sagte er, «es ist Verpflegung* für Sie da.» Das war das ausgemachte Gefahrsignal. «Q», die amerikanische Agentin, hatte A 2 gewarnt, dass er der deutschen Polizei verdächtig sei. Dann hatte dieser festgestellt, dass man ihm folgte. Der Vorgesetzte ermahnte die beiden, sich zur fristlosen Abreise bereit zu halten, nicht weiter zu «arbeiten», keine Berichte mehr zu liefern, aber sonst wie gewöhnlich weiterzuleben. Von da ab sah A 1, wenn er ausging, dass ihm nicht nur ein Mann, sondern mehrere folgten. Plötzlich erhielt er einen weiteren Telefonanruf:

«Es ist ein Verpflegungspaket für Sie im Adlon angekommen, ein besonders grosses.»

Am nächsten Tage waren beide auf dem Wege aus Deutschland hinaus.

G 2 spendete den beiden grosses Lob. A 1 wurde befördert und sein Vorgesetzter gab ihn für die Sonderdienstauszeichnungsmedaille ein. Die erhielt er allerdings nicht, aber er bekam in seine Dienstleistungspapiere die Eintragung «Nachrichtendienst in Feindesland», eine Eintragung, die selten ist. Das gleiche hätte auch auf den Dienstzeugnissen von vier, vielleicht sogar von fünf amerikanischen Zeitungskorrespondenten stehen können, wären sie nicht sozusagen aus der amerikanischen Armee hinausgeworfen worden. Dabei konnten sie noch von Glück sagen, dass sie so billig wegkamen, denn die Franzosen wollten sie erschiessen, und sie hatten doch wirklich wertvolle Spionage in Deutschland geleistet. Im Grunde genommen handelte es sich um einen äusserst bemerkenswerten Auswuchs des Ehrgeizes, der im Versuch gipfelte, eine grosse internationale Sensationsnachricht zu

* In den Hotels, in denen die interalliierten Kommissionen und Missionen untergebracht waren, wurde an die auswärts wohnenden Mitglieder und die Zugeteilten Naturalverpflegung ausgegeben.

bringen. Die fünf, die sich dazu aufmachten, waren: Herbert Corey, damals vom Zeitungsverband*, dann der verstorbene Lincoln Eyre, damals bei der «New York World», ferner Frederick C. Smith von der «Chicago Tribune», weiter C. C. Lyons von den Vereinigten Zeitungsunternehmen** und schliesslich George Seldes, der erzählt, wie sie unter Nichtachtung der Heeresvorschriften, Verletzung delikater internationaler Beziehungen und unter wirklicher Gefahr für ihr eigenes Fell nach dem Waffenstillstand durch die deutsche Front hindurchkamen und Hindenburg interviewten. Seldes kehrte danach zurück. Die vier anderen aber begaben sich weiter ins revolutionäre Berlin, interviewten die Häupter der erst vierzehn Tage an der Macht befindlichen Regierung und kehrten zurück, um davon zu erzählen. In ihrer Uniform als beglaubigte amerikanische Zeitungskorrespondenten und unter Benützung eines Militärkraftwagens gelangten sie ungefährdet durch die heimwärtsziehenden Kolonnen der Feldgrauen, die sie für eine Verpflegungskommission hielten, um das republikanische Deutschland zu füttern. Die Revolutionäre mit ihren roten Armbinden gaben dem Auto den Vorrang vor den Obersten und Generälen der alten Armee und befahlen Hindenburg einfach, den Amerikanern eine Unterredung zu gewähren, was dieser nach einigem Zögern dann auch tat. Während Seldes nach Trier an den Busen des empörten G 2 D der AEF. zurückkehrte, wurden Corey, Eyre, Smith und Lyons vom Arbeiter- und Soldatenrat weiter nach Berlin gesandt.

Dort verbrachten sie eine nervenzerrüttende Woche in steter Furcht vor den Messerstichen jedes ersten besten Fanatikers, dessen Kriegswut noch nicht gekühlt war, wurden Tag und Nacht bewacht und erbärmlich verpflegt. Aber sie sammelten Neuigkeiten über ein grosses Ereignis, ohne viel Konkurrenz zu haben.

Die Leiter der deutschen Revolution hatten der gleichen Beweisführung nachgegeben, die A 1 vorgebracht hatte: «Lasst uns der Welt die Wahrheit über die Geschehnisse erzählen.» Sie konnten Ebert, Haase, Scheidemann und ein Heer kleinerer Geister interviewen, befragen und sondieren, während

* Associated Newspapers.

** Newspaper Enterprise Association.

sie Nacht für Nacht hinter verschlossenen Türen mit verstopften Schlüssellochern alles besprachen, Ihr halber Bluff hatte bei den Deutschen zu hundert Prozent Erfolg, aber sie hatten ohne G 2 gerechnet. Dort war man nämlich der Ansicht, dass die vagabundierenden Korrespondenten nicht nur die Kriegsvorschriften verletzt hatten, sondern auch den eben gesicherten Weltfrieden gefährdeten. G 2 glaubte in allem Ernst an die Gefahr, dass die erregten Truppen den Waffenstillstand vergessen und ein paar alte Scharten auswetzen könnten. Das konnte den Krieg von neuem zum Ausbruch bringen. Man funkte daher an alle Agenten in Europa den Steckbrief der vier und gab Befehl, sie festzuhalten, wenn sie versuchen sollten, aus Deutschland herauszukommen. Was für sie noch schlimmer war: jeder alliierte Kabelzensor der Welt erhielt Befehl, jede Zeitungsdepesche anzuhalten, die von ihnen über den Draht hinausgeschickt würde, den die Alliierten vollkommen kontrollierten. Die vier Zeitungsleute waren gewissermassen eingesperrt, und was noch schlimmer war, man hatte ihnen einen Maulkorb angelegt.

Dann kam zu ihnen mit Anzeichen grossen Bedauerns ein Beamter des deutschen Auswärtigen Amts. «Wir haben einen Funkspruch bekommen, der Ihre sofortige Rücksendung zur amerikanischen Armee in Trier verlangt. Wir müssen das tun, aber nicht gleich. Falls Sie noch nicht alles beisammen haben, was Sie über unsere Revolution schreiben wollen, können wir die Sache noch ein paar Tage hinziehen. Wir sagen, wir könnten Sie nicht finden. Offen gestanden, wir sind der Ansicht, dass das, was Sie schreiben, für uns eine ganz gute Propaganda ist.»

Der Zensor mit der Pistole

Aber die vier Amerikaner waren des Berliner Lebens überdrüssig und sahen deutlich das Unheil über sich schweben. Ihr Weitblick war nicht schlecht, denn zu ihrem Willkommen stand daheim bei der AEF. ein amerikanischer Zensor mit gezogener Pistole bereit. Schon das war eine ziemlich üble Inszenierung, aber sie bildete nur den Anfang. In Chaumont standen sie dann erst richtig vor der Inquisition, die sich aus den neugierigsten Geistern von G 2 unter Vorsitz von

General Nolan zusammensetzte. Was sie getan hätten? Wo sie gewesen wären? Wen sie gesehen hätten? Wie sie das gemacht hätten? Vor allem, warum sie das gemacht hätten? Wüssten sie denn nicht, dass-----?

«Ich kann nicht so über die Sache hinweggehen», sagte General Nolan. «Ich muss die Sache General Pershing melden.»

Die vier Schuldigen hatten das erwartet, deswegen hielten sie mit einem Briefe von Oberst House noch zurück. Sie waren nicht ganz so voreilig gewesen, als es schien. Sie hatten diesen schweigsamen, aber äusserst einflussreichen Mann in Paris vor ihrem überstürzten Vorstoss in die deutsche Armee erst sondiert. Angenommen, sagten sie, ein paar geschulte amerikanische Beobachter gelangen rasch nach Berlin und sehen, was 'dort vorgeht. Würden der Oberst und der Präsident gerne Bericht von ihnen haben? Des Obersten Augen leuchteten. Er hatte zwar seine eigene Nachrichtenorganisation, aber die Rohrpost nach Berlin fehlte ihm. Gleichwohl sprach er sich nur vorsichtig aus.

«Die Regierung der Vereinigten Staaten wünscht die Wahrheit über die Verhältnisse in Deutschland zu wissen und zwar von unseren eigenen Leuten, nicht durch die Alliierten. Bisher sind alle zu uns gelangten 'Neuigkeiten' Propaganda und Gerücht. Ich kann Sie nicht dazu ermächtigen, hinzugehen – aber ich kann ihnen einen Brief schreiben.» Dieser Brief lag in Paris auf Pershings Tisch, als er vier äusserst klein gewordene Korrespondenten fragte: «Nun, was haben Sie zu sagen?» Zwei liessen leidenschaftliche Reden vom Stapel, dass ihre gefahrvolle patriotische Dienstleistung nicht Bestrafung oder auch nur Mundtotmachung, sondern Belohnung verdiene, und forderten die Erlaubnis, alles, was sie in Deutschland erfahren hätten, in ihrem grossen Originalbericht nach Hause zu kabeln. Auf einmal sagte Corey: «General, jetzt schreibe ich schon vier Jahre lang über diesen Krieg, und bis heute ist noch niemals die Wahrheit darüber gesagt worden.»

Da schlug General Pershing mit der Faust auf den Tisch, dass die Tintenfässer tanzten, und sagte: «Sie haben recht.» Die Franzosen hatten wegen «Einverständnis mit dem Feinde» Erschiessung der vier beantragt. Die Amerikaner hielten es

nicht nur für menschlicher, sondern auch für verständiger, sie nur auszuholen. Sie verbrachten daher lange Stunden bei Oberst House, beantworteten Fragen über die deutsche Revolution, ihren Erfolg, die vermutliche künftige Richtung der neuen Republik und ihrer Führer und deren Absichten. In diesem Augenblick wusste kaum sonstwer bei den Alliierten so viel darüber wie diese vier.

«Wir glauben, dass es bei den Deutschen jetzt eben beginnt, wieder zu gehen», erklärten sie, «die Revolution ist echt, die Republik ist auch echt und die Alliierten und die Amerikaner täten besser, sie zu unterstützen, wenn sie mit einer deutschen Regierung, statt mit einem bolschewistischen Narrenhaus Frieden machen wollen.»

Oberst House sagte sich, die erfahrensten Spione der Welt hätten nicht mehr leisten können als diese vier. Ihr Bericht gab ihm und Präsident Wilson den ersten Begriff vom neuen Deutschland, mit dem die Friedenskonferenz zu tun hatte. Zur Belohnung wurde die Kabelsperrung für die neuen Telegramme der Abenteurer aufgehoben, in denen sie die mitangesehenen grossen Vorgänge beschrieben. Aber der Aufschub hatte ihrer Geschichte einen Teil der Wirkung genommen, wie das bei einer Verzögerung stets zu sein pflegt. Es war nicht mehr die rechte Sensation, die sie sich erhofft hatten; und heute besteht ihr Haupttriumph von jener Tat her darin, dass sie die erfolgreichen Amateurspione des Präsidenten Wilson gespielt haben.

Ein Komplott zur Ermordung des Präsidenten Wilson

Den berufsmässigen Detektiven hatte aber der Präsident während der nun folgenden Friedenskonferenz auch nicht wenig zu danken, wahrscheinlich dankte er ihnen sein Leben. Wenige Menschen haben in der Geschichte eine so wichtige Rolle gespielt wie er Ende 1918 und Anfang 1919. Die Augen der ganzen Welt waren auf ihn gerichtet, und etliche schielten dabei. Kein Wunder daher, dass es tatsächliche Verschwörungen so gut wie gespielte zu seiner Ermordung gab. Eine begann schon, ehe Wilson Frankreich an dem aussersehenen Landungsplatz Brest betrat. G 2 B sandte jeden verfügbaren IP. hin, um mit den Franzosen zusammen die Gerüchte zu untersuchen, wonach französische Radikale von

den russischen Bolschewisten Geld bekommen hätten, um für den Ankunftstag eine Empörung anzuzetteln. Die Hinterleute der Sache sollten verzweifelt genug sein, um die Begrüßungsfeierlichkeiten mit einer Bombe durcheinander zu bringen. Als erstes Opfer sollte der Präsident der Vereinigten Staaten, Wilson, fallen.

Schon wochenlang vor der Landung kämte daher die stärkste Abteilung amerikanischer Geheimpolizisten, die jemals an einem Platze in Frankreich zusammengearbeitet hat, Brest nach den Verschwörern ab. Sie gaben sich meist als amerikanische Geschäftsleute oder Journalisten aus oder sie spielten sich als Engländer auf. Die meisten Franzosen, mit denen sie zu tun hatten, wussten den Akzent nicht zu unterscheiden. Alle miteinander erklärten sie ihre Sympathien für die Roten in Schattierungen von rosa bis blutrot und brüsteten sich damit in den Restaurants und Cafés, wobei sie gar manche Dollars der Kapitalisten ausgaben. Sie schlossen Freundschaft mit bekannten Radikalen und Arbeiterführern, die in dem mit Munitionslagern und Docks gespickten Brest wimmelten. Es dauerte gar nicht lange, da begannen die Salonbolschewisten Erfolge aufzuweisen.

«Wir sind Sklaven, wir Arbeiter», sagte ein französischer Führer. «Wir sind mit Leib und Seele der kapitalistischen Regierung verschrieben. Sogar das Recht zum Streiken hat man uns genommen. Der einzige Weg, wieder zu unserem Rechte zu kommen, besteht darin, die Aufmerksamkeit der Welt durch eine Demonstration gegen den bedeutsamsten Mann der Welt auf uns zu ziehen, und zwar in dem Augenblick, in dem er europäischen Boden betritt. Wenn es notwendig ist, werden wir ihn sogar töten. Die Russen haben bewiesen, dass man ganze Arbeit machen muss.»

Der Geheimdienst wusste nunmehr, wer am Komplott teilnahm, und was damit bezweckt wurde, und unternahm dessen Unterdrückung. Die meisten der amerikanischen und englischen Genossen (nicht alle, denn das hätte Verdacht erregt) fingen an, Zweifel zu hegen. «Wenn man richtig darüber nachdenkt», sagten sie, «fragt es sich schliesslich, ob Wilson überhaupt eure Klagen kennt. Wahrscheinlich weiss er nichts davon. Der amerikanische Arbeiter wird gut behandelt. Vielleicht erweist sich Wilson als euer bester Freund

in Europa. Tötet lieber nicht das Huhn, das goldene Eier legt.»

Die IP.s sprachen ihre Meinung in den finsternen Hafenkneipen und in gefährlichen Kaschemmen offen aus. Manche hörten ihnen mit wütendem Knurren zu, aber mehr Leute noch mit beifälligem Nicken, Zwei Tage vor der Ankunft des Präsidenten hielten verschiedene französische Arbeiterführer eine Sitzung ab, an der auch amerikanische IP.s teilnahmen, und beschlossen, von der Ermordung und dem Aufruhr abzusehen. Stattdessen wollten sie dem Präsidenten eine Bittschrift überreichen.

Als der Präsident Wilson das erstmal französischen Boden betrat, drängte sich ein Franzose aus der Menge hervor und lief bis auf drei Schritte an ihn heran, ehe ihn die Polizei zu Boden riss, aber er hielt in seiner Hand weder eine Bombe noch eine Pistole, sondern eine dicke Resolution, die von vielen Arbeiterorganisationen unterzeichnet war und um Berücksichtigung ihrer Klagen bat. Die IP.s hatten ihre Arbeit getan.

Es gab danach noch weitere Warnungen vor Verschwörungen gegen den Präsidenten, die sämtlich untersucht werden mussten, obgleich sich nur wenige als der Mühe wert erwiesen. Im März 1919 kam die Nachricht, dass bei einer richtigen Versammlung bekannter Anarchisten im Schweizer Exil der Beschluss zur Ermordung des Präsidenten gefasst worden war, aber das war ein Beschluss ohne Folgen. Als Nächstes kam mit der französischen Post ein Brief von einem amerikanischen Soldaten in Langres an General Pershing, der ihm mitteilte, zwei deutsche Spione, die er kenne, seien in Frankreich, um Präsident Wilson umzubringen. Ein zweiter Brief meldete, die beiden hätten Paris zur Ausführung der Tat verlassen, aber man brauche sich keine Sorge zu machen, zwei amerikanische Fusser seien hinter ihnen her und beherrschten die Situation.

«Stellen Sie fest, was los ist», sagte Oberst Moreno zu einem seiner geschicktesten IP. Es dauerte keine vierundzwanzig Stunden, da hatte der IP. festgestellt, was los war, das heisst, er hatte die zwei Fusser festgestellt, Deutsche waren nämlich keine da. Die zwei sauberen Brüder hatten die ganze Geschichte erfunden, um ihrem Kompanieführer

gegenüber einen kleinen Abstecher mit «Arbeit beim GHQ.» zu erklären; dabei stellte sich heraus, dass sie ihm während ihres ganzen Kriegsdienstes weisgemacht hatten, sie ständen im Geheimdienst und seien daher Leute mit besonderen Vorrechten.

Eine wirkliche Verschwörung zur Ermordung von Wilson wurde in den Vereinigten Staaten hauptsächlich durch die Vorschriften der Spionageabwehr vereitelt. Als der Präsident an Bord des «George Washington» zum erstenmal von der Friedenskonferenz zurückkam, kam ganz aufgeregt ein Deutscher zum Büroleutnant eines östlichen Neuyorker Polizeireviere. «Ich bin ein Deutscher», sagte er, «ich bin feindlicher Ausländer, Aber ich möchte doch nicht, dass Präsident Wilson ermordet wird. Das wäre gerade wie bei Lincoln*». «Ermordet», rief der Leutnant, «was reden Sie da, ermordet?» «Ja, ich meine ermordet, hier in Neuyork, bei der Landung, von Leuten, die in meinem Hause leben. Sie beraten jetzt eben. Sie haben Gewehre und Bomben. Ich höre bei Nacht, wie sie sich darüber unterhalten. Da ist so ein altmodischer Lüftungsschacht, durch den kann ich das hören. Einer von ihnen hat mir hundert Dollar geboten, wenn ich ruhig sein will. Aber ich bin als feindlicher Ausländer eingetragen und ich will keinen solchen Unsinn. Wenn sie Wilson töten, wird es für Deutschland nur um so schlimmer.» Der Polizeileutnant wusste, dass Hauptmann John B. Trevor vom Nachrichtendienst in Neuyork einen erstklassigen Diktographen besass. Was für eine Gelegenheit wäre das gewesen, die Unterhaltungen durch den Luftschacht aufzunehmen! Aber nicht nur der militärische Nachrichtendienst, auch der Geheimdienst des Schatzamtes, die einzige Organisation, die offiziell die Bezeichnung «Geheim» führt, ist gesetzlich verpflichtet, über das Leben des Präsidenten zu wachen. In diesem Fall wollten die Leute vom Geheimdienst mit Geheimnis nichts zu tun haben und schätzten keine Diktographen. Sie trampelten geräuschvoll die Stiegen des alten Hauses zu den Verschwörern hinauf und donnerten an die Türe. Es wird nicht einmal berichtet, ob sie riefen: «Öffnet, im Namen des Gesetzes!» Ein Angehöriger des Militär-

* Abraham Lincoln, der Nordstaalen-Präsident, wurde am Abend der liegreichen Beendigung des Sezessionskriegs, am 14. April 1865, im Theater erschossen.

nachrichtendienstes sah sich vom Dache des Nachbarhauses aus die ganze Geschichte mit an. Er wunderte sich nicht im Geringsten, dass drei Gestalten beschleunigt durch einen rückwärtigen Notausgang herausgesaust kamen und im Nu über die Hinterhofsmauer verschwanden.

Die gesamte amerikanische Kommission in Frankreich stand ebenso wie ihr Quartier, das Hotel Crillon, unter Bewachung. Wer eintreten wollte, musste erst dem Geheimdienst und den IP.s durch die Finger. Genau so erging es jedem, der das Telephon benutzen oder im Speisesaal essen wollte. Man sagte, jeder dort spionierte, mit Ausnahme der seelenvollen Göttin vom Zigarren- und Schokoladenstand. Die häufigen Notizen, die sie übernahm und die Telephonnummern, die sie aufschrieb, hatten einen ganz anderen Hintergrund! Im oberen Stock wurde ständig ein Kartenraum bewacht. Dieser ähnelte etwas dem gelegentlich erwähnten im GHQ. und enthielt Karten, die erkennen liessen, in welcher Form die amerikanische Kommission den Neuaufbau von Europa bearbeitete. Die Karten beruhten hauptsächlich auf Informationen, die der Geheimdienst des Oberst House sammelte. Dieser bestand aus einer Gruppe von gewandten Leuten unter Leitung von Dr. Sidney E. Mezes, dem früheren Präsidenten der Universität Neuyork. Nur die fünf Mitglieder der Kommission, Präsident Wilson, Oberst House, Sekretär Lansing, General Bliss und Henry White, durften diese Karten sehen.

Die Zeitungsreporter für die Friedenskonferenz beklagten sich darüber, dass öffentliche Verträge nicht offen genug aufgestellt würden. Sie fragten sich ausserdem manchmal, ob ihre Depeschen wirklich nicht zensuriert würden, wie ihnen namentlich die Franzosen so häufig versicherten. Das ist im Hinblick auf ein in Paris aufgegebenes Telegramm gar nicht so unbegreiflich. Das Telegramm aus Paris hatte gelaute: «Frankreich hat niemals soviel in einem Vertrage erlangt.* In Neuyork lautete das Telegramm nach eintägiger Verzögerung: «Frankreich hat niemals in einem Vertrage soviel vergessen».» Aber diese Korrespondenten bekamen wirk-

• Das Wortspiel mit g o t, bekommen, und dessen Änderung in f o r g o t, vergessen, kann man in Deutsch nicht entsprechend wiedergeben.

lich nie recht heraus, welches Interesse der amerikanische Geheimdienst an ihnen nahm.

Vor elf Jahren traf der Verfasser auf dem Korridor im Crillon einen Freund aus Newyorker Zeitungstagen, den er noch kurz zuvor an der Vesle-Front in Uniform gesehen hatte. Jetzt war dieser in Frankreich demobil geworden, trug Zivil und beobachtete die Friedenskonferenz für Populär Science Monthly. Das schien merkwürdig, aber er besass einen regelrechten Presseausweis. Wir erzählten uns alles richtig und tauschten Erfahrungen aus. Jetzt vor elf Monaten traf der Verfasser in der Untergrundbahn den gleichen Mann wieder. «So, Sie schreiben jetzt über den Geheimdienst?» rief der andere. «Da muss ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Erinnern Sie sich noch, wie wir uns während der Friedenskonferenz begegneten, und ich Ihnen erzählte, dass ich für Populär Science arbeitete? Na, ich war damals ein IP., und wissen Sie, was meine Aufgabe war? Ich schrieb Berichte über alle amerikanischen Korrespondenten, besonders über ihre üblen Gewohnheiten und ihre kleinen Schwächen. Und der erste Korrespondent, über den ich berichtete, waren Siel»

Das war nicht der einzige Fall. Die Berichte über die Schwächen der wirklichen Korrespondenten sollten vermutlich dem Geheimdienst ermöglichen, im Notfall die Waffen Wein und Weib anzuwenden.

Die Katze, die mehrere Könige anschaute*

Aber das war noch gar nichts. In den ersten Tagen der Konferenz, als die grossen Entscheidungen im Zehnerrat getroffen wurden, als Premierminister und Minister des Auswärtigen der Vereinigten Staaten, von Grossbritannien, Frankreich, Italien und Japan beisammen sassen, nahm auch ein amerikanischer Geheimagent an diesen Sitzungen teil. Er hatte den Auftrag, den Quai d'Orsay** zu bewachen und so hielt er sich eng an einen Beamten des französischen Geheimdienstes, der

* Ein Sprichwort lautet: «Sieht doch die Katz' den Kaiser an.» D.h. gewisse Dinge darf sich ein Untergebener auch in Gegenwart von Vorgesetzten erlauben.

** Das französische Auswärtige Amt liegt am Quai d'Orsay, dessen Namen genau so gebraucht wird wie bei uns «die Wilhelmstrasse».

den mächtigen Zehn bis in ihre Sternkammer* folgte. Der Franzose setzte sich auf der einen Seite neben die Tür, der Amerikaner auf der anderen. Er lauschte aufmerksam und hörte Verhandlungen von grosser Wichtigkeit, die die Karten der Welt vollkommen umwarfen. Nachts berichtete er dann seinem Vorgesetzten darüber. Aber dieser Amerikaner war nur ein Bindestrich-Amerikaner und verstand nur seine eigene Sprache und ein bisschen Englisch, ganz wenig Englisch. Neun Zehntel der Verhandlungen waren ihm Griechisch und das war das Einzige, was in seinen Berichten klar zum Ausdruck kam. Ein anderer amerikanischer Agent hatte weiter nichts zu tun, als aufzupassen, dass Präsident Wilson nicht etwa Monsieur Venizelos, den berühmtesten griechischen Staatsmann, empfing, dessen Ansprüche so ausgesprochen zu denen Italiens im Widerspruch standen. Vielleicht erwartete man von dem Agenten, er solle sich verkleiden und Venizelos entführen. Jedenfalls erfüllte er seinen Auftrag nicht, denn Venizelos gelangte doch zu Wilson und manche schreiben nicht zuletzt seiner Beredsamkeit die Unannehmlichkeiten zu, die der Präsident später mit den Italienern wegen Fiume hatte. Die Geschichte erzählt nicht, welcher einflussreiche Amerikaner so grossen Wert darauf legte, die beiden nicht zusammenkommen zu lassen.

Inzwischen traf auch die AEF. bei ihrem historischen Vormarsch zum Rhein auf genug Fälle von Verrat, Kriegslist und Räuberei. Den ersten Halt gab es in Luxemburg, und in diesem malerischen Grossherzogtum entstanden gleich soviel Intrigen, dass es für ein zehntmal so grosses Operettenkönigreich gelangt hätte. Beim Einmarsch hatten die deutschen Armeen die Luxemburger Neutralität leichter kassiert als die belgische, denn das luxemburgische Heer bestand nur aus vierhundert wohlbestallten Soldaten von sechs Fuss Länge. Nun war das ganze Ländle in Aufruhr. Die Bewohner rotteten sich zusammen und bewillkommten die einrückenden amerikanischen Eroberer mit schrillen Vive-Vive-Rufen, die den Kriegsteilnehmern von der 3. Armee noch in den Ohren klingen. Sie erinnern sich auch wohl noch daran, wie die guten Leute zu beiden Seiten der breiten Strassen mit den rosa, blau und

* Die Star Chamber, ein 1640 abgeschaffter Gerichtshof zu Westminster, der willkürlich nach eigenem Ermessen statt nach dem Gesetz urteilte.

grün gestrichenen Häusern standen, die so viele angenehme Getränke bargen. Wer Glück genug hatte, in die Stadt Luxemburg zu kommen, der denkt auch noch an die gleichen Getränke, die in dem lange geschlossen gewesenen Kasino ausgeschenkt wurden, an das weiterdauernde Vive-Vive-Geschrei und vielleicht an jene oft wiederholte Ansprache, die ein gewisser YMCA.-Mann auf dem Tische stehend hielt:

«Das amerikanische Heer dankt Ihnen für diesen glänzenden Willkomm. Wir sind glücklich, Luxemburg befreit zu haben. Wir sind davon überzeugt, wenn jemals die Vereinigten Staaten unter feindlichem Einbruch zu leiden haben, dann wird die Armee von Luxemburg kommen und uns befreien.»

Er hielt seine Rede zwar jeden Abend in vorgerückter Stunde, so dass ihn keiner mehr recht verstand, aber G 2 war doch der Ansicht, er könnte damit einen «schlechten Eindruck machen», worauf er verschwand.

Frankreich versucht Luxemburg zu annektieren

Die Luft in der kleinen Hauptstadt des Grossherzogtums war zu jener Zeit stark mit politischer Elektrizität geladen, die um die von jedem Luxemburger ausgesprochene Frage spielte: «Was kommt nun?» Alle stimmten darin überein, dass die Grossherzogin gehen müsse, wenn auch nur darum, dass ihre Partei verloren hatte. So dankte sie denn zugunsten ihrer jüngeren Schwester ab. Aber was weiter? Die eine Partei predigte auf Plattdeutsch ihren Wahlspruch: «Mir welle bleiwe wat mir sin», nämlich ein unabhängiges Grossherzogtum von garantierter Neutralität. Andere wiesen darauf hin, dass erfahrungsgemäss die garantierte Neutralität eine Farce sei, und waren für Anschluss an Belgien. Sie wollten den Einzug belgischer Soldaten mit Parade- und Demonstrationaufmarsch herbeiführen, aber während sie noch darüber berieten, taten es die Franzosen bereits.

Zuerst zirkulierten in der ganzen Stadt Listen, die zum Anschluss an Frankreich aufforderten und unterzeichnet waren: «Die französische Liga.» Dann begannen wunderbarerweise einige aus der Menge, die bisher ganz allgemein «Vive» geschrien hatten, «Vive la France!» zu rufen. Der Lieblingsplatz für Demonstrationen war ein offener rechteckiger Platz vor dem Grand Brasseur Hotel, aus dem die schlaftrunkenen

amerikanischen Gäste vergeblich herausbrüllten: «Mietet euch doch einen Saal!» Viele der Demonstranten waren Luxemburger, die im Kasino genug Rotwein getrunken hatten, um zu allem «Vive» zu schreien. Aber die Veranlasser der Rufe waren französische Geheimagenten. Amerikanische IP.s hatten das bald spitz.

Marschall Foch hatte sich in anständiger Weise geweigert, in Napoleons Fusstapfen zu treten, als er lieber den Waffenstillstand, statt der blutigen Entscheidungsschlacht wählte, aber nun kam es den Amerikanern doch so vor, als wenn er zusammen mit einigen anderen französischen Generälen einer gewissen Versuchung erliegen werde. Als sie nach vier durstigen Jahren die Schale des Triumphes leerten, tranken sie nicht nur auf die Wiedergewinnung Elsass-Lothringens, sondern auch auf Luxemburg und das deutsche Rheinland. Einige verlangten deren überwachte Autonomie, andere waren glattweg dafür, diese Gebiete zu Frankreich zu schlagen. Den Amerikanern, von Präsident Wilson und General Pershing an bis hinunter, schien das klarer Imperialismus. Die unvermeidliche Reibungsfläche entstand darum in Luxemburg.

Das Grossherzogtum lag beim Vormarsch zum Rhein in der amerikanischen Zone, und General Pershing erklärte beim Einzug, dass es eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten dieses Landes nicht gebe. Dann kamen Demonstrationen für eine französische Annexion, die, wie der amerikanische Geheimdienst herausfand, grösstenteils von Franzosen organisiert waren. Marschall Foch kündigte an, dass er sein Hauptquartier nach der Stadt Luxemburg verlegen werde und dass die Amerikaner von dort ausgeschlossen würden. Ein französisches Regiment, seine Garde, rückte triumphierend ein, und der Marschall verfügte, dass dessen Kommandeur, ein Oberst, den Befehl über alle im Grossherzogtum befindlichen Truppen, Amerikaner so gut wie Franzosen, führe und zwar, «soweit es die Verwaltung des Grossherzogtums Luxemburg angehe», dessen Unabhängigkeit General Pershing zuvor anerkannt hatte. General Pershing sagte darauf seinen 100'000 oder mehr amerikanischen Soldaten in Luxemburg, sie sollten sich über das, was der französische Oberst oder der Marschall Foch sagte, weiter keine Sorgen machen. Später beliess dann Foch doch das ganze Grossherzogtum in der amerikanischen Zone.

Der anscheinend von den Franzosen vorbereitete Staatsstreich gelangte nicht zur Ausführung, vielleicht, weil sie festgestellt hatten, wie Präsident Wilson und General Pershing das Selbstbestimmungsrecht in Luxemburg gewahrt wissen wollten. Die Reibung dauerte aber noch viele Monate fort. Wahrscheinlich ist es den Amerikanern zu danken, dass das kleine Land ein unabhängiges Grossherzogtum blieb, obgleich es nunmehr mit Frankreich, statt mit Deutschland durch Zollunion verbunden ist. Ein noch unberichtetes, etwas komisches Stück der europäischen Politik erzählte indessen, wie die Amerikaner, nicht etwa die Franzosen, dort eine Revolution anzettelten.

Zwei Amerikaner waren es, die eine Revolution in der luxemburgischen Armee anstifteten. Diese vierhundert sechs Fuss langen Kerle waren so prächtig in schwarzes Tuch mit Silber und Scharlach gekleidet, dass die neueinmarschierenden, müden, schmutzbespritzten Lehmwandschneider bei ihrem Anblick ausriefen: «Jesses, guckt bloss mal die Soldaten an!» Als sie dann erst deren Kriegsgeschichte gehört hatten, taufte sie sie die «Nichtschliessende Armee» und holte die dazu gehörige Musikkapelle zusammen, die dann General Pershing mit einem Stück begrüßte, das sie steif und fest für die amerikanische Nationalhymne hielt, nämlich mit dem Yankee Doodle, aber als Trauermarsch gespielt. Doch unsere Jungen kriegten Mitleid mit dieser Armee, als sie hörten, was die Leute für einen Sold bekamen. «Da ist es freilich kein Wunder, wenn sie nicht wissen, wie sie schießen sollen», sagten sie zueinander. «Da müssen wir doch mindestens für sie den Rotwein bezahlen.»

Nach ein paar Monaten in Luxemburg wurde der Aufenthalt dort kritisch, wie es eben nicht anders sein konnte. Die IP.s M. und N. sassen in Zivil im Kasino und unterhielten sich in einer der halbdutzend Sprachen, die sie beherrschten. Der eine war ein Architekt, der andere ein Detektiv. Sie waren es müde, im Frieden Geheimagent zu spielen.

«An dem Platz hier wird's allmählich schauerlich», war ihre Ansicht. «Kein Krieg, keine Spione zu jagen, keine Aufregung, nichts, rein gar nichts. Was Luxemburg braucht, ist ein klein bisschen Hochzwiebeln. Wie wäre es, wenn wir in der Armee ein Revolutionschen anstifteten?»

So machten sie also aus der nichtschiessenden Armee eine schiessende. Sie erzählten nachher: «Wir fischten uns ein paar raus, die aussahen, als ob sie gute Rädelsführer abgäben, gossen sie mit Rotwein voll und erzählten ihnen, wie viele Gründe sie zur Beschwerde hätten. Erst brachten wir sie hoch und dann hielten wir sie in Form. Nach einer Weile fanden sie dann selber Geschmack an der Sache und fingen an «Vive» zu rufen und das ortsübliche Wort für Revolution zu gebrauchen. Wir nahmen noch mehr Rotwein mit, gingen sprungweise gegen die Kaserne vor und verbreiteten die Gärung noch unter weiteren Soldaten, die wir da fanden.

Das Pech war nur, dass sie immer wieder vergassen, worin ihre Klagen eigentlich bestanden. Schliesslich setzten wir für sie eine Art Magna Charta* oder vierzehn Punkte auf, und sie erklärten sich bereit, dafür zu sterben. Dann holten wir noch ein Fass Rotwein her und sahen uns den weiteren Spass an.

Die Neuigkeiten von einer Revolution in der luxemburgischen Armee wurden feierlich in den Zeitungen der ganzen Welt abgedruckt. Sie berichteten, wie die Soldaten durch die Strassen zogen und eine lange Liste von Beschwerden aufwiesen, wie sie «Vive» riefen und ihr einheimisches Wort für Revolution, wie sie sich nach der Kaserne zurückzogen, die Tore verrammelten, mit Maschinengewehren in die Luft feuerten, womit sie des Titels «die nichtschiessende Armee» ein für allemal verlustig gingen, und schliesslich erklärten, es solle mal einer in Luxemburg wagen, sie anzurühren. Darauf bekamen sie prompt eine Solderhöhung. Von den IP.s M. und N. sagten die Zeitungen aber nichts. Die sasssen derweil im Kasino, tranken Rotwein und versicherten einander feierlich, dass es doch ein grosses Ding darum sei, die hinter den Thronen schwebende Macht zu bilden.

Abgesehen von ein wenig defensiver Spionageabwehr gegen unsere Alliierten, die durch recht verschiedene Auslegung des Wortes: «Wir wollen Frieden haben», nötig wurde, leisteten wir auch etliche offensive Gegenspionage gegen Deutschland, mit dem unser Geheimdienst auf dem Kriegsfuss bleiben musste, bis der Friedensvertrag unterzeichnet war.

* Das 1215 dem König Johann von England abgenötigte Staatsgrundgesetz.

In der Tat konnte ja der offene Krieg jeden Tag wieder ausbrechen, wenn die Spartakisten in Berlin die Oberhand bekamen oder die Republikaner sich weigerten, den Vertrag zu unterzeichnen. Das hätte für die alliierten Armeen den Vormarsch vom Rhein auf Berlin bedeutet, bei dem mit mehr oder weniger Widerstand zu rechnen war.

Unser Geheimdienst hatte zu dieser Zeit wie jeder andere Dienstzweig in der AEF. sein Geschäft richtig gelernt. Einige IP.s hatte man wohl ausjäten müssen, aber die übriggebliebenen hatten durch Erfahrung gelernt, was ein Geheimagent ist. Ausserdem waren für sie die Verhältnisse in Luxemburg und Deutschland günstiger als für die Agenten der anderen alliierten Armeen. Die amerikanische Zone wurde manchmal die «Onkel-aus-Amerika-Zone» genannt. Sehr viele ihrer Bewohner hatten Neffen in den Vereinigten Staaten. Es gibt mehr Luxemburger in Chicago als in Luxemburg und mehr Deutsche in Milwaukee als in Koblenz. Tausende unserer Führer in der Besatzungsarmee sprachen deutsch. Viele der IP.s stammten aus Deutschland, Nachrichten gingen daher in Strömen ein.

Die Deutschen hatten den alten Kniff zurückgehender Armeen angewendet, und Spione als Bauern verkleidet zurückgelassen, die über den Anmarsch der Amerikaner berichten sollten. Die meisten von ihnen konnten sich nicht lange halten, denn die richtigen Bauern, die sie als Fremde erkannten, gaben sie dem amerikanischen Geheimdienst an*. Manchmal geschah das aus Freundschaft, manchmal, um sich einen roten Rock zu verdienen, gelegentlich für ein Stück Seife oder Schokolade. Wir fanden verschiedene solcher Spionagenester in Luxemburg und gaben die Vögel darin an die gierigen Franzosen weiter. Auf Ansuchen der Alliierten war unser Geheimdienst dauernd auf der Suche nach früheren deutschen U-Bootsführern, nach Plünderern und solchen, die beschuldigt wurden, Kriegsgreuel verübt zu haben. Von den ersteren besaßen die Engländer eine schwarze Liste und das wussten diese. Ein auf der Eisenbahnstation Koblenz festgenommener Deutscher protestierte mit den Worten: «Aber mein U-Boot hat doch niemals ein feindliches Lazarettschiff versenkt!» Zu der dritten Sorte gehörte ein ziemlich übel aus-

* Pfui Teufel!

sehender Exoffizier, um dessen Festnahme die Franzosen baten. Sie lockten ihn erst durch eine falsche Botschaft weg und durchsuchten dann sein Haus. Dabei fanden sie unzweifelhafte Beweise für die Plünderung französischer Wohnungen in Douai, ganze Kisten voll Leinen, Silber und Teppiche*.

«Weshalb verhaften Sie mich?» fragte er. «Wir wissen alles, was Sie getan haben», antwortete ihm ein IP.-Mann. Noch in derselben Nacht beging der Deutsche in seiner Zelle Selbstmord.

Die neue deutsche Republik war keineswegs so makellos, dass sie etwa keine Spionage mehr getrieben hätte. Sie pumpten systematisch alle Deutschen aus, die von unserem Brückenkopf ins unbesetzte Deutschland hinüberkamen, und sie schickten erfahrene Agenten nach Koblenz. IP.s kamen darum zu jedem einlaufenden Zug und lasen einige von ihnen heraus. Einer von diesen sah aus wie ein wohlhabender Butter- und Eierhändler. Sein Geschäft schien legal, seine Papiere waren in Ordnung, ausserdem war er auch noch in den Vereinigten Staaten geboren. Kein Wunder, dass man ihn durchliess. Er war, wie er später angab, in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten Spion gewesen. Aber irgendwie erregte er doch Verdacht. Vielleicht stellte er zu viel Fragen über die Besatzungsarmee, vielleicht vergass er auch, dass die meisten Deutschamerikaner darin Amerikaner, nicht Deutsche waren. Auf jeden Fall kam eines Abends in sein Logis ein Besucher, der ein schäbiges Zivil deutscher Vorkriegsmode trug. Er sah ganz aus wie ein Deutscher, sprach und behauptete sich wie ein Deutscher und war auch einige Jahre früher einer gewesen.

«Ich komme von Berlin», sagte er. «Sie schickten mir her, um Ihnen zu helfen.»

«Ich verstehe nicht, was Sie wollen», erwiderte der ehrenwerte Geschäftsmann.

Der Neuankömmling bewies ihm aber, dass er es doch verstehe. So wurden sie denn Partner. Unter dem Deckmantel

* Man muss hier daran erinnern, dass viele Bewohner im Kampfgebiet ihre Möbel usw. an Deutsche verkauften, wenn die vorderste Linie in die Nähe kam, und damit die nachfolgende Evakuierung der Zivilbevölkerung und Zerstörung der Ortschaft zu erwarten war. Nachher behaupteten diese selben Leute, es habe sich um Plünderung gehandelt.

verschiedener Geschäfte stellten sie Listen auf über alle in Deutschland befindlichen Truppenteile der Amerikaner. Als die Aufgabe schliesslich gelöst war, verbargen sie die gemachten Angaben im doppelten Boden vom Koffer des Geschäftsmanns. Nun handelte es sich nur noch darum, auf einem Umweg nach Berlin zu gelangen. Der Geschäftsmann schickte seine Koffer auf die Bahnstation, zahlte seine Rechnung und machte vor dem Abgang seines Zuges noch einen kleinen Spaziergang.

Auf die Schulter geklopft

Plötzlich hatte er jenes Gefühl, das Verbrecher und Spione am meisten fürchten, er fühlte sich leicht an der Schulter berührt. Er riss seine Nerven zusammen und drehte sich um wie ein Kreisel. Da sah er vor sich zwei Amerikaner in ihrer olivgrünen Uniform, die ihren Abzeichen nach Sergeanten waren; es waren in der Tat Sergeanten der IP.

«Oberst Williams wünscht Sie zu sprechen», sagte der eine und fuhr zu dem andern gewendet fort: «Schau du ihn durch, während ich ihn im Auge behalte.» Der Spion trug keine Waffen. Er protestierte erst etwas, aber er ging mit ihnen zum Amte des Obersten R. H. Williams, der in der Besatzungsarmee Chef der Nachrichtenabteilung war, und wegen seiner Vorliebe für das Geheimnisvolle den Spitznamen «Houdini»* trug.

Bei dieser Gelegenheit vollzog er einen «Beschwörungstrick», der seinen unfreiwilligen Besucher mit Entsetzen erfüllte. Aus einer Tischschublade zog er ein sauberes Päckchen dünnen engbeschriebenen Seidenpapiers und hielt es dem Deutschen unter die Nase.

«Kommt Ihnen das Zeug nicht bekannt vor?» sagte er spöttisch.

Der Deutsche fuhr zurück und wurde käseweiss. «Da kann man nichts machen», sagte er schluckend. «Das kann Ihnen nur mein Partner gegeben haben.» Er suchte seine Fassung wiederzugewinnen und sah Oberst Williams ängstlich prüfend ins Gesicht. Dann fragte er: «Schön; geht's gleich auf die Reise, oder habe ich Zeit, meiner Familie zu schreiben?»

* Der weltbekannte Zauberer, Prestidigitateur und Entfesselungskünstler.

Er glaubte, er werde erschossen; juristisch gedacht, war ja der Krieg noch nicht zu Ende. Aber Oberst Williams wusste etwas Besseres. Er drohte dem Spion nur mit dem Finger: «Hören Sie, was haben wir davon, wenn wir Sie töten? Wir haben Ihren Bericht erwischt, und die Hälfte von dem, was drin steht, ist ohnehin schon in den Zeitungen abgedruckt gewesen. Fahren Sie wieder nach Berlin zurück und sagen Sie Ihren Auftraggebern, dass wir über deren Vorhaben Bescheid wissen. Wenn sie dort mehr erfahren wollen, sollen sie die Zeitung lesen oder uns einen Brief schreiben. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass wir ihn beantworten. Warum auch nicht? Die deutsche Armee ist nur noch ein Schatten von einst. Die amerikanische Besatzungsarmee allein könnte mit ihr fertig werden, und das wissen wir. Warum sollen wir uns also Sorgen machen?»

Der Deutsche stand mit offenem Munde da, und die Augen traten ihm aus den Höhlen. Er konnte sich nicht vorstellen, dass ein deutscher Nachrichtendienst so mit ihm gesprochen hätte. Aber es musste wahr sein, denn der Oberst Williams bot ihm sogar eine Zigarre an. «Der Teufel soll mich holen, ich habe genug», meinte er. «Ich habe allerhand riskiert und bin durchgekommen, aber was hat es für einen Zweck, gegen seine eigenen Leute zu arbeiten! Der Mann, den Sie mir auf den Hals schickten, war ein echterer Deutscher als ich. Ich werde denen in Berlin Ihre Nachricht überbringen und machen, dass ich aus dem Geheimdienst herauskomme.»

Er muss wohl sein Wort gehalten haben, denn Oberst Williams erhielt später von Berlin mehrere Briefe mit Anfragen, die er meistens, wenn auch nicht stets, beantwortete.

«Wenn wir den Burschen damals erschossen oder auch nur eingesperrt hätten, hätten seine Brotherren gedacht, bei uns sei allerhand zu verheimlichen, und hätten ein ganzes Regiment Spione auf uns gehetzt.»

Es hielten sich auch noch andere Spione in der Gegend auf. Zwei Beamte des Auswärtigen Amts, Baron von Matuschka und Herr von Rheinbaben, kamen als Arbeiter verkleidet mit falschen Papieren an. Von Rheinbaben hatte sich die Haare gefärbt, von Matuschka sagte, er sei der Mann, der in Wirklichkeit Lenin deutsche Bestechungsgelder gezahlt habe, um die russische Bolschewistenrevolution in Gang zu

bringen. Auch verschiedene Gelegenheitsmacher kamen nach Koblenz oder versuchten es. Deutsche Agitatoren aus dem Osten wollten beweisen, dass unsere Soldaten die Rheinländer bedrückten, Inspektoren der Alliierten dagegen versuchten zu beweisen, dass unsere Landser mit denselben Rheinländern fraternisierten. Darüber regten sich besonders die Franzosen auf und belohnten sogar den Artikelschreiber einer englischen Zeitschrift, der es behauptete. Aus allen Richtungen der Windrose kamen unter allen möglichen Vorwänden Bolschewisten, Salonbolschewisten so gut wie echte, und suchten Verwirrung anzurichten. Schliesslich kam auch noch ein ganzer Strom Deutscher, die wegen Feindseligkeit gegen die neue französische Regierung aus dem weggenommenen Elsass-Lothringen ausgewiesen waren. Auf alle diese Leute musste man aufpassen.

Unsere Spionsfalle am Rhein

Die Besatzungsarmee bohrte sich daher ein Guckloch in die Wand und passte auf. Das Guckloch war der Riesenfürstenhof, damals wie heute eines der beliebtesten Koblenzer Hotels, das auf den breiten Rhein und seine Schiffsbrücke hinausging und den Anblick der Felsenfestung Ehrenbreitstein bot. Den Eingeweihten war es als Mausefalle der amerikanischen Spionage bekannt. Dort konnte sich nichts ereignen, was nicht bekannt war. Es war dieselbe Geschichte wie im Crillon in Paris, aber noch ausgesprochener. In vielen Räumen waren Diktographen verborgen. Die Telephonbedienung, die Zimmermädchen und Kellner waren amerikanische Agenten. In dieses Ohr des Dionysius schaffte G 2 alle nach Koblenz kommenden Besucher, die nur im mindesten verdächtig waren. Meistens waren es Deutsche, darunter gab es aber auch verschiedene Alliierte und ein paar Amerikaner. Manche Neuankömmlinge in Koblenz stellten fest, dass der Riesenfürstenhof der einzige Platz in der Stadt war, der ein Zimmer frei hatte, und einige, die dort Aufenthalt nahmen, werden vielleicht jetzt zum ersten Male verstehen, warum sie niemals Erlaubnis erhielten, die Dinge zu besichtigen, die sie sehen wollten, oder die Plätze zu besuchen, die sie im Auge hatten. Manchmal machten sie im Hotel gewisse lebenswürdige Tischbekanntschaften, mit denen sie sich dann «ver-

traulich» aussprachen. Alles dies wurde streng geheim gehalten, aber einmal hätte der Herr Hotelleiter selbst beinahe die für ihn goldene Gelegenheit verpatzt, «Dummkopf! Esel!» betitelte er einen Kellner, der Major Arthur M. Scully sagte, dass kein Tisch frei sei, «Weisst du nicht, dass für den Herrn Direktor der amerikanischen Geheimpolizei immer ein Tisch frei ist?» Nicht wenige der deutschen Hotelgäste lächelten diskret hinter ihrer Serviette, und Major Scully dachte für sich: «Und so was nennt man dann Geheimhaltung!»

Aber ob ihn nun die Deutschen kannten oder nicht, seine Spionsfalle und seine IP.s leisteten in Koblenz gute Arbeit, Einer musste einen groben Betrug beim Verkauf der überzähligen Bestände der amerikanischen Armee verhindern, die beim Abzug unserer Truppen an die Deutschen verkauft wurden. Ein Ring deutscher und jüdischer Kaufleute hatte sich zusammengetan, um das Bieten bei den öffentlichen Auktionen so zu drehen, dass ihre Leute die Bestände, auf die sie ein Auge hatten, zu den niedrigsten Preisen bekamen, IP.s in Zivil mischten sich unter die Menge und begannen die Angebote hochzutreiben. Nach ein paar Augenblicken hörte einer, wie man ihm ins Ohr flüsterte: «Wenn Sie die Sachen billig haben wollen, hören Sie auf, weiter zu bieten. Kommen Sie heute Abend nach dem Riesenfürstenhof, und wir werden Ihre Interessen wahrnehmen.»

Als Neuankömmlinge in der Stadt waren viele der Bieter in die Spionsfalle gesteckt worden. Sie hatten die Falle auch zu einer Zusammenkunft aller zum Ring Gehörigen ausgewählt, um das Bieteverfahren für den nächsten Tag abzumachen, Die Wände mit Ohren taten dann das übrige. Gesichter, aus denen die List und die Gier sprach, umgaben den Tisch, als sie die Summen für den nächsten Tag zusammenwarfen und aufpassten, wieviel jeder einzelne beisteuerte. Der Haufen der Banknoten wurde immer höher. Die Gesamtsumme betrug bereits über 100'000 Dollar in Markwährung, die damals noch ziemlich nahe an Pari stand. Einer im Gedränge konnte das Lachen kaum mehr verbergen; aber dann bekam er einen strengen Zug um den Mund. Er erhob die Hand, und mit Schrecken bemerkten einige, dass *er eine* Colt-selbstladepistole hielt. Ein anderer schlüpfte flink an die verriegelte Tür,

«Nun ist's genug!» sagte der erste, «jetzt biete ich und übernehme den ganzen Plunder.»

Er deckte schützend die Hand über den Haufen Banknoten, der zweite Mann öffnete die Tür, und herein traten einer nach dem anderen fast zwei Dutzend IP.s, so ziemlich alle, die sich in Koblenz fanden, jeder mit seiner Pistole. Man hörte, dass sich draussen eine Kompanie Militärpolizei aufstellte.

Innerhalb des beleuchteten, mit Rauch erfüllten Raumes erhob sich ein wilder Aufruhr, der erst auf das kurze Kommando des IP. «Hände hoch!» abebbte. Aus dem Saal und anderen Winkeln der Spionsfalle holten sie 200 Gefangene zusammen, eine wundervolle Kompanie aus Aposteln des Gewinns, in der jede Sorte von Profitmachern und Spekulanten zu finden war. Die Amerikaner führten ihre 200 Gefangenen durch die Strassen von Koblenz nach einem überfüllten Gefängnis, wo sie ihnen Arbeit gaben. Aber die amerikanischen Zivilbehörden waren nicht damit einverstanden. Die Friedensverhandlungen waren eine empfindliche Sache, und die Aufregung über den Vorfall war bereits bis Berlin gelangt. Recht besehen, hätten die Verhafteten nicht viel, wenn überhaupt etwas, auf die Seite bringen können, worauf G 2 ergänzte: «Dank unserem Eingreifen.» So liess man denn Gnade für Recht ergehen und gab die Verhafteten frei, aber erst wurden sie noch einmal unter Bewachung durch ganz Koblenz geführt, so dass sie sich ein jeder gut ansehen konnte.

Gerade um diese Zeit beendete auch G 2 am Rhein seine Hauptaufgabe, nämlich die Feststellung, was an Truppen gegenüberlag, für den Fall, dass die 3. Armee den Vormarsch antreten musste. Dazu gehörte nicht nur eine Erkundung des unbesetzten Streifens durch Deutschland, den die Amerikaner bei einem alliierten Vormarsch auf Berlin benutzen mussten, sondern auch die Feststellung dessen, was von der deutschen Armee noch übrig war. Die IP.s vollführten ihren Auftrag und flitzten auf Motorrädern durch das Land, bald in Uniform, bald in Zivil, bald innerhalb des Brückenkopfes, bald über den neutralen Streifen hinweg, nach drüben liegenden Städten. Sie kamen und gingen nach Belieben, denn ihre Ausweise ermächtigten sie, sich im Gebiete der

3. Armee zu jeder Tages- und Nachtzeit überall hinzubegeben, jede Art von Verkehrsmittel zu benützen und Uniform oder Zivil zu tragen. Ihr Ausweis gestattete ihnen auch das Betreten aller verbotener Gebiete. Sie waren ermächtigt, verborgene Pistole oder Revolver zu führen, durften nirgends aufgehalten werden, und Militärpolizei und Gendarmerie hatten ihnen vor allen anderen den Vorrang zu geben. Für so wichtig wurde der Geheimdienst am Rhein erachtet.

Unsere deutschamerikanischen Agenten

Es ist kein Wunder, dass bei solcher Machtvollkommenheit unsere deutsch sprechenden, deutsch aussehenden und sich deutsch benehmenden Deutschamerikaner unter den IP.s alles erfuhren, was sie wissen wollten. Sie konnten sich unbeobachtet in eine deutsche Stadt einlogieren, besonders, da die Verhältnisse seit der deutschen Revolution überall desorganisiert waren*. Aber wenn kühnere Massregeln nötig waren, schreckte man auch vor ihnen nicht zurück; die Rückbeförderung der polnischen Armeen nach Polen gab dazu Gelegenheit.

Viele Angehörige dieser polnischen Armee waren amerikanische Polen, die bei uns für den Dienst an der Westfront ausgehoben waren. Nach dem Waffenstillstand kehrten einige nach den Vereinigten Staaten zurück, andere begaben sich durch Deutschland nach Polen. Dieser Transport war eine etwas kitzliche Geschichte, die uns Haar Aufruhr und Verwirrung brachte, eine Situation, aus der G 2 Nutzen zog. Als die Truppenzüge durch Koblenz gingen, stiegen polnisch und deutsch sprechende IP.s ein, die offiziell als Dolmetscher beglaubigt waren. Sie stiegen in Giessen aus und brachten sich auf der Bahnstation unter, dem Augenschein nach, um bei der Weiterleitung der Züge zu helfen. In Wirklichkeit erkundeten sie gründlich Giessen und namentlich die dortigen Eisenbahnanlagen. Zum Abschluss brachten sie triumphierend nach Koblenz gestohlene Akten zurück, die genau die Leistungsfähigkeit der Bahnhofsanlagen für den Fall eines

* Gerade zu jener Zeit wurde aber die polizeiliche Fremdenkontrolle in Deutschland besonders scharf.

starken Truppentransportsangaben'. Bei einem Vormarsch auf Berlin wäre nämlich Giessen einer unserer wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte gewesen. Die IP.s waren bei dieser Gelegenheit in Uniform. Selbst wenn man sie erwischt hätte, konnte man sie nur ins Gefängnis stecken, aber nicht erschiessen. Als die Deutschen mit Nichtunterzeichnung des Friedensvertrages drohten und man im Brückenkopf der Amerikaner so gut wie in den Abschnitten der Alliierten bereits Infanterie und Artillerie zum Vorstoss bereitstellte, wusste man, dass man keinen Sprung ins Dunkle zu wagen brauchte. Dank den deutschamerikanischen IP.s besass Oberst Williams eine höchst wertvolle Karte, auf der Standorte, Stärke, Bewaffnung, Kampfstimmung jedes deutschen Truppenkörpers auf 800 km» Umkreis zu ersehen war. Er gab Kopien davon an die englischen, französischen und belgischen Besatzungsarmeen, die sie vollständiger als ihre eigenen fanden.

Die alliierten Armeen waren zum Vormarsch bereit, obgleich viele die deutsche Drohung mit der Verweigerung der Unterschrift als blosses Frühlingsfieber ansahen, als Geste, den Nationalstolz zu beruhigen, bevor man sich zu dem Unvermeidlichen herbeiliess. Sie versuchten vorher alle möglichen Mittel, besonders liessen sie das Gespenst der deutschen Spartakistenpartei als Drohung mit dem Bolschewismus tanzen. Der amerikanische Geheimdienst wusste, dass aus diesem Grunde die deutsche Regierung den Spartakistenaufstand an der Ruhr im kritischen Augenblick nicht ungerne gesehen hatte, falls sie ihn nicht tatsächlich zum Auflodern brachte. Man spielte eben Putsch und Gegenputsch.

Der amerikanische Geheimdienst vereitelte auch ein gefährliches Komplott, das eine bolschewistische Revolution unter den amerikanischen Truppen am Rhein herbeiführen sollte, und durfte sich dafür eine tiefe Kerbe in seinen Pistolenschaft schneiden*». Der Vorfrühling von 1919 war für die AEF. besonders am Rhein eine schlimme Zeit. Der Krieg war vorüber, aber weder von Frieden noch von Heimkehr war die

* Der Verfasser ist über den Wert solcher Angaben nicht ganz im Bilde. Für den Fachmann genügt eine Fliegeraufnahme des Bahnhofs, um alle solche Angaben in einer Stunde auszurechnen.

** Also, richtig gesagt, in ganz Deutschland.

*** Die amerikanischen «Killer», die Gewohnheitstotschläger, pflegten und pflegen für jedes erledigte Opfer eine Kerbe in ihren Pistolengriff zu schneiden.

Rede. Das Nachdenken über den Jammer der Welt überhaupt, und den persönlichen besonders, war zur Lieblingsbeschäftigung geworden. Was mag wohl daheim in den Staaten los sein, was macht meine Familie, mein Geschäft und warum schickt mich nicht Pershing morgen schon nach Hause? dachten die Leute. Die Moral war auf dem Nullpunkt, die einstmaligen Helden waren zu bösen Buben in den Flegeljahren geworden. Der Geheimdienst wusste durch die Stillen Beobachter und die Briefzensur Bescheid und war auf Schwierigkeiten gefasst. Es kam schlimmer, als man erwartete, Teilweise wurde der Made-in-Germany-Rummel durch einen Mann veranlasst, der, soweit dem Verfasser bekannt, der einzige gebürtige Amerikaner war, der in der AEF eine Revolution verursachen wollte. Dass es ihm fehlschlug, ist in der Hauptsache einem Bindestrichamerikaner zu verdanken.

Die Düsseldorf Affäre

Einige nennen den Vorfall die «Düsseldorfer Affäre», weil er seinen Ursprung in dieser Stadt hatte, die dem Gesindel aller Armeen als Zuflucht diente. Sie lag in einer Art Niemandsland, zwischen der belgischen Zone und dem unbesetzten Deutschland, in dem die Behörden nicht sehr scharf zu fassten, Internationale Banden von Verbrechern und Fahnenflüchtigen benützten sie als Operationsbasis für freche Raubzüge. Radikale und Unzufriedene zogen hin, um zu sehen, wie sie den gemässigten Sozialisten in Berlin oder den Kapitalisten in Paris Ungelegenheiten machen könnten. Die gefährliche «Archangel-Gruppe»*, von der einige die amerikanische 339. Infanterie in Nordrussland so mit bolschewistischer Propaganda unterminiert haben sollen, dass das Regiment heimgesandt werden musste, konnte sich keinen besseren Platz wünschen. Diese Leute bildeten eine weltpolitische Gruppe erfahrener Propagandisten, die an die von ihnen erhoffte Weltrevolution glaubten. Einer der Führer war der spartakistisch gesinnte Polizeidirektor in Düsseldorf, der sie beschützte, während sie gegen die alliierte Armee in der Nähe konspirierten. Auch altgediente russische Genossen,

* Vom nordrussischen Hafen Archangel an der Murmanküste, über den die einzige Verbindung Russlands mit den Alliierten ging.

wohlerfahren in revolutionären Künsten, befanden sich darunter, Zu ihnen gehörte eine Holländerin, ein Engländer und nicht zuletzt ein Amerikaner.

Dieser letztere hiess Robert A. Minor, war ein geborener Texaner, hatte sich aber zum Radikalen entwickelt und war bei der letzten Wahl als kommunistischer Kandidat für einen Senatorenposten aufgestellt gewesen. Heute ist er Herausgeber der Zeitung «The Daily Worker» in Neuyork, Bolschewistenführer in Russland hatten ihn dazu angeregt, nach Düsseldorf zu gehen und bei den vielen Tausend Amerikanern in Koblenz das zu versuchen, was ihm bei einigen wenigen in Archangel gelungen war. Aber nicht nur der amerikanischen Armee, auch der englischen sollte das Propagandagift zur Erzeugung von Unzufriedenheit und Meuterei eingeträufelt werden. Man spricht davon, dass eine Liste zur Ermordung derer aufgestellt war, die als die grössten Feinde der Revolution betrachtet wurden. Dazu gehörten die Oberbefehlshaber der englischen und amerikanischen Besatzungsarmee, die Generale Plumer und Dickmann, der Stabschef des letzteren, General Craig, die amerikanischen Nachrichtenoffiziere Oberst Conger, Oberst Williams, Major Henrotin, Major Richardson und Major Scully. Es ist allerdings kein Beweis dafür zu bringen, dass Minor an der Aufstellung der Liste beteiligt war. Die Gruppe plante zunächst die Verteilung gedruckten Propagandamaterials unter den missgestimmten alliierten Truppen, die man als fruchtbaren Boden ansah.

Eine so vielversprechende Verschwörerecke, wie Düsseldorf, konnte indessen von den neugierigen Amerikanern nicht lange ununtersucht bleiben, mochte sie nun innerhalb oder ausserhalb des Brückenkopfes liegen. Doch bevor Minor von Berlin aus hinfuhr, hatte er in Hörweite eines amerikanischen Agenten, der sich als Spartakist ausgab, eine diesbezügliche Bemerkung fallen lassen. Darauf geriet in Koblenz Sergeant Siegfried mit seinem vorgesetzten Offizier in Streit.

Das war eigentlich eine überraschende Tatsache, denn Siegfried war ein tüchtiger IP., der zwar aus Deutschland stammte, aber über die Verwandlung seines Heimatlandes aus einem Kaiserreich in eine Republik begeistert war. Mit amerikanischem Wagemut und deutscher Gründlichkeit siebte er Ver-

dächtige und Übertreter der keineswegs strengen amerikanischen Vorschriften aus. Es stimmte wohl, dass er unter gut republikanisch gesinnten Deutschen Freunde hatte, aber jeder war wie vor den Kopf geschlagen, als der vorgesetzte Offizier eines Tages Siegfried öffentlich bezichtigte, er verschiebe an diese zu seinem Vorteil Heeresgut. Siegfried spuckte Gift und Galle, wurde wütend, leugnete die Anschuldigung ab, vergass die Disziplin und fluchte auf die Armee. Er wurde daraufhin in Arrest gesteckt, war aber am nächsten Morgen entflohen.

«Nach den Reden, die er sich erlaubt hat», sagte ein anderer IP., «ist er sicher über alle Berge; den sehen wir nicht wieder.»

Zu schade, dachte man, dass ein so tüchtiger Mann auf die schiefe Ebene gekommen war. Der Vorgesetzte stimmte dem bei. Einige Tage später klingelte sein Telephon, und der Leiter des britischen Geheimdienstes in Köln meldete sich.

«Wir haben eine überraschende Nachricht aus Düsseldorf über einen ihrer Leute, Er scheint desertiert zu sein und hat sich mit einer Bande von Bolschies* zusammengetan, die nach unserer Ansicht dort Unruhen vorbereiten.»

«Reden Sie nicht am Telephon darüber», unterbrach ihn der Amerikaner, «ich komme zu Ihnen hinübergefahren.»

Zwei Wochen nach Siegfrieds Fahnenflucht fuhr eines Nachts ein geschlossener Sedan aus dem amerikanischen Brückenkopf ins unbesetzte Deutschland hinüber und folgte auf einem schmalen einsamen Wege einem anderen Wagen, der beim Vorausfahren merkwürdige, nicht zu verwechselnde Spuren hinterlassen hatte. Die Spuren führten in einen Wald, wo neben einem alten verbeulten deutschen Kraftwagen mit Eisenbereifung ein Mensch in grobem Zivil stand. Er hob ein dickes Paket aus dem Wagen: «Da sind sie, Sir», sagte er, «dreitausend Stück. Der Drucker hat gerade angefangen, und das hier ist nur das erste Paket.»

Der Offizier riss das Einwickelpapier herunter, da zeigte sich ein Haufen Flugblätter, die, natürlich in englischer Sprache, die Schlagzeile brachten: «Lasst uns heim.» Darunter stand am Kopf die Frage: «Warum könnt ihr jetzt nicht heim?» Die Antwort darunter lautete: «Ihr werdet in Europa fest-

* Amerikanische Abkürzung für Bolschewisten.

gehalten, um die Herrschaft des werktätigen Volkes zu verhindern, dem die Kapitalisten stets nur Kummer und Elend lassen.» Dahinter kam noch ein Haufen weiterer Redensarten. Die Flugblätter waren unterzeichnet: «Kommunistische Partei Deutschlands.»

«Das ist ein erbärmliches Machwerk», sagte der Offizier, «aber die Stimmung unter unseren Truppen ist auch ziemlich erbärmlich, und manche lassen sich vielleicht doch beschwatzen. In Archangel war das ja auch der Fall. Sie sagen, es gibt noch mehr davon?»

«Jawohl, Sir», kicherte der Zivilist. «Ich bin der Kurier, der das Zeug in diesem deutschen Wagen hier abliefert.»

Aus der heimlichen Druckerei in Düsseldorf ergoss sich nunmehr ein Strom von Propagandamaterial, und der im Vertrauen stehende Kurier berichtete der Archangelgruppe, dass er die Flugblätter an die verbündeten Truppen längs des Rheins liefere. Diese mussten also nunmehr zur Meuterei reif sein. Daraufhin machten sich verschiedene Angehörige der Gruppe auf, um bei Nacht auf Umwegen von Düsseldorf Köln zu erreichen. An einem Platze, an dem vorher nie ein britischer Posten gestanden hatte, sahen sie sich durch gespenstisch aus dem Morgennebel auftauchende Gestalten umringt. Ein Mann suchte sein Heil durch Flucht, der Kurier. Schüsse knallten, aber er entkam. Die anderen betraten Köln unter dem Schutze englischer Bajonette.

Zu gleicher Zeit drangen Soldaten der deutschen Republik zu Düsseldorf in die Polizeidirektion und holten einen sehr bleichen Direktor heraus. Auch dort entkam ein Angehöriger der Gruppe, die Holländerin, die sein Verhältnis gewesen war.

Die Engländer verfahren mit den Verhafteten beim Verhör recht anständig, obgleich der Ausgang durch Siegfrieds Bericht über die Versammlungen, denen er unter der Maske eines erbitterten roten amerikanischen Deserteurs beigewohnt hatte, etwas vorbeeinflusst war. Der IP. belegte seinen Bericht mit den 6'000 Flugblättern, die er den Amerikanern lieferte. Seine Aussage machte er aber nicht mehr als Sergeant sondern als Leutnant Siegfried. Die Engländer verliehen ihm die Dienstauszeichnungsmedaille*. Die Amerikaner gaben ihn für

* Distinguished Conduct Medal.

unsere DSM.* ein, aber wie andere IP.s, die man der gleichen Ehre für würdig hielt, bekam er sie nicht.

Ein amerikanischer Bolschewist

Der amerikanische Bolschewist, der die Erschiessung riskierte, weil man ihn der Abfassung des Flugblatts beschuldigte, wurde nicht etwa wegen Verrats erschossen. Oberst House verwendete sich für ihn bei Präsident Wilson. Er widerspricht aber der Behauptung, er habe es getan, weil Minors Vater, ein Richter der Föderation**, ein guter texanischer Freund des Obersten war. Er sagt, es sei hauptsächlich auf das Drängen amerikanischer Korrespondenten und Schriftsteller, besonders Lincoln Steffens, die Minor kannten, zurückzuführen. Gleich nach Minors Enthftung brachte die amerikanische Agentin «Q» die Holländerin an, die ihre Geschichte erzählte. Minor kam brandeilig heim und hielt in radikalen Versammlungen Reden, deren eine mit einem Aufruhr endete.

Andere amerikanische Korrespondenten hörten von einem empörten Offizier einiges über diesen Fall und kabelten genug darüber über den Ozean, um den Kongress in Aufregung zu bringen. Der Senat verlangte darauf zu wissen, warum Minor aus der Haft entlassen worden war, und forderte den Kriegsstaatssekretär auf, sämtliche Geheimakten über die Düsseldorf Affäre vorzulegen. Diese Akten enthielten aber Siegfrieds Berichte, die er mit eigenem Namen unterzeichnet hatte, und brachten auch die Namen von anderen darein verwickelten amerikanischen Agenten, deren ewige Geheimhaltung G 2 versprochen hatte. Das Aktenbündel lag bereits auf dem Tische des Staatssekretärs, als dieser sein Büro für einige Zeit verliess. Als er zurückkam, waren sämtliche Papiere, die Namen enthielten, verschwunden. Da hat er nur fein gelächelt und – nichts weiter gesagt.

* Distinguished Service Medal – Sonderdienstauszeichnungsmedaille.

** federal judge, ein Bundesrichter der überstaatlichen Bundesbehörden in Washington.

Teil VII

Heimliches Lauschen

Die Abenteuer von Agentinnen

«Frauen geben keine guten Spione ab, obgleich Ehemänner vom Gegenteil überzeugt sind.» So lehrte Sir Basil Thomson, der Chef der Spionageabwehr von Scotland Yard, während des Krieges die britischen Nachrichtenoffiziere. Vielleicht ist es aber gar nicht wahr, wie so manche Dinge, die man im Geheimkrieg hört. Auch dort ist es manchmal schwerer ohne Frauen, als mit ihnen fertig zu werden.

Die Engländer hatten wohl einige sehr kluge Agentinnen, behaupteten aber, die Franzosen verwendeten ihrer zu viele, die häufig falsche Nachrichten gebracht hätten, eine Behauptung, der wieder die Franzosen widersprachen. Einer der erfolgreichsten amerikanischen Agenten war eine Frau, aber eine ebensolche eine der erfolglosesten.

Spioninnen! Romantische Geschöpfe! Natürlich verführerische Schönheiten mit scharfem Verstand, die ihre weiblichen Reize benützten, um arglosen Männern ihre Geheimnisse zu entlocken, und ihren weiblichen Instinkt spielen liessen, um den plumpen Versuchen, sie zu fangen, sich zu entziehen. Gelegentlich traf das zu, manchmal spielten Agentinnen im ungeheueren Kampf der Nationen eine wichtige und romantische Rolle. Um einen Mann zum Sprechen zu bringen, der wusste, dass er das eigentlich nicht sollte, hetzte der europäische Geheimdienst häufig ein Weib auf ihn. Nicht selten erhielt sie die Auskunft, aber manchmal war diese absichtlich irreführend. So wussten zum Beispiel wenige der Frauen, die von den Vereinigten Staaten im amerikanischen Geheimdienst nach Frankreich gingen, soviel über militärische Dinge wie die Europäerinnen. Für sie war es daher schwierig, einen Soldaten richtig zum Sprechen zu bringen.

Spioninnen sind, so sagen wenigstens die, die darüber Bescheid wissen müssten, Glücksache. Dem Leser mag sie das vielleicht um so bezaubernder erscheinen lassen. Soviel ist gewiss, sie besitzen für den Betrug bessere Eignung als der Mann. Aber die Leiter von Geheimdiensten sind sich darüber einig, dass Frauen drei Nachteile haben: Ihre Berichte, namentlich solche über militärische Dinge, neigen zur Ungenauigkeit und Übertreibung. Frauen verbrauchen sich rasch durch Ermüdung und Nervenüberreizung, während sie sich andererseits gegen die eintönigen Pausen, die einen unerwartet grossen Teil der Spionagearbeit ausfüllen, auflehnen; ihr letzter und allerschlimmster Fehler ist, dass sie sich verlieben. Oft vergucken sie sich gerade in den Mann, auf dessen Spur sie gesetzt sind, wodurch sie natürlich schlimmer als nur wertlos werden.

Frauen meldeten sich im Weltkrieg aus verschiedenen Gründen zum Geheimdienst, unter denen die Sucht nach romantischer Sensation der gewöhnlichste war. Einige errangen glänzende Erfolge, aber gar viele fanden die Arbeit recht hart. Von den hervorragenden Agentinnen versagten gerade zwei durch Erziehung und Vornehmheit ausgezeichnete gänzlich. Eine dritte, die grosse Erfolge zu verzeichnen hatte, war die unweiblichste von allen dreien, sie war eine Art von Medusa, die man kaum noch als Weib bezeichnen konnte, und ihr endliches Geschick war das schlimmste von allen.

Es gab hochstehende Spioninnen, wie die Königin Sophie von Griechenland, die Schwester des Kaisers, und niedrigere, wie Mademoiselle David von Longwy, die die Amerikaner verhafteten, weil sie ihren eigenen französischen Bruder den Deutschen für 100 Dollar als Nachrichtenquelle verkauft hatte! Von keiner machte man aber soviel Aufhebens wie von der bekannten Mata Hari*. Wir wollen sie daher hier in unseren Berichten über Spioninnen einfach weglassen. Es gibt so viele andere, die besonders den Amerikanern recht wenig bekannt sind.

Amerikanische Agentinnen

Wie wenigen Exfrontkämpfern ist es heute nach 10 Jahren noch bekannt, dass etwa 25 Frauen in Europa, einige dar-

* Über Mata Hari berichtet besonders Berndorff ausführlich in seinem Buche «Spionage».

unter in Frankreich, in der einen oder anderen Beziehung für den amerikanischen Geheimdienst arbeiteten? Sie bildeten einen Teil unserer Kriegführung, geradeso wie unsere Maschinengewehre und der Stacheldraht und, wie einer beinahe gesagt hätte, der Verein Christlicher junger Männer. Aber gar viele sind berufen und nur wenige sind auserwählt. Die meisten von ihnen halfen bei der Jagd auf deutsche Spione, obgleich sie nicht beim GHQ, der AEF. waren. Eine Offiziersdame sandte wertvolle Nachrichten von Paris, wo sie als Rote-Kreuz-Helferin arbeitete. Einige wenige wurden selbst richtige Spione, amerikanische Agentinnen, die sich in Feindesland wagten; der Wert ihrer Erfolge schwankt von grösster Wichtigkeit bis zur Lächerlichkeit. Eine aus dieser auserwählten Gesellschaft war jene Dame, die wir bereits als eine unserer erfolgreichsten Geheimagentinnen anführten. Sie war niemals so recht das, was man gewöhnlich unter einer Spionin versteht. Sie war wirklich eine Dame und das machte ihren Erfolg um so grösser und ihre Abenteuer um so überraschender. Die Gründe für ihren Eintritt in den Geheimdienst waren so interessant wie alles andere an ihr. Sie entstammte einer wohlbekannten Südstaatenfamilie, war kultiviert, geistig hochstehend, verfügte über glänzende Erscheinung und reizvolles Benehmen und war glücklich verheiratet gewesen. Der Tod ihres Gatten hinterliess eine Wunde, die sich selbst durch Mitarbeit an einer wohlbekannten Zeitung nicht heilen liess. Der Kummer bewog sie, sich irgendeine Beschäftigung zu suchen, die sie vollkommen in Anspruch nahm und sie durch aufregende Arbeit auf andere Gedanken brachte. Der Wunsch, ihrem Lande zu dienen, vielleicht die berechtigte Überzeugung von der eigenen Befähigung, riet ihr zum Geheimdienst. So wurde sie denn Spionin und zwar eine von der besten, nämlich von der patriotischen Sorte.

Bei der Pariser Friedenskonferenz trat sie als Zeitungskorrespondentin auf. Wie andere amerikanische Korrespondenten fischte sie im Crillon, im amerikanischen Hauptquartier, oder in den Hauptquartieren der tausendundein anderen in Paris versammelten Völker nach Neuigkeiten. Gelegentlich besuchte sie das Pressezimmer, in dem sich die amerikanischen Korrespondenten trafen, um die Flauten der Pariser Kon-

ferenz zu verbringen, über die sie aus dem einen oder anderen Grunde nicht schreiben konnten. Eines Tages erzählte sie ihnen, sie begeben sich nach dem amerikanischen Brückenkopf am Rhein, nach Koblenz, dann liess sie sich nicht mehr sehen. Aber Koblenz war nur eine Durchgangsstation, auf der ihr die Nachrichtenoffiziere der Besatzungsarmee zeigen konnten, wie sie durch die Front kam.

Wie man sich erinnern wird, war es im Frühjahr 1919 in der Hauptstadt der neuen und noch nicht recht gesicherten deutschen Republik nicht ungefährlich. Die Parteien rangen noch miteinander und es kam häufig zu Strassenkämpfen. Eines Tages führte Oberst Williams von Koblenz aus mit General Harries in Berlin ein Ferngespräch, da hörte er Maschinengewehrfeuer. „Jetzt sind sie gerade wieder dabei!“ bemerkte General Harries. «Eben müssen ihm wieder ein paar Geschosse ins Fenster gekracht sein.»

«Q“, die für Präsident Wilson spionierte

Nur in Berlin waren natürlich die Antworten auf jene wichtigen Fragen zu finden, die sich Präsident Wilson über das neue Deutschland stellte. Manchmal bekam er seine Antwort aus dem Notizbuch der Journalistin.

Diese war unermüdlich. Hier war die Beschäftigung, nach der sie sich geseht hatte, eine so umfangreiche Tätigkeit, dass sie keine Zeit hatte, ihrem Kummer nachzuhängen. Sie arbeitete Tag und Nacht, schrieb für ihre Zeitung Sonderberichte, dann für den Nachrichtendienst noch ganz besondere Artikel, in denen gerade die Dinge standen, auf die die Zeitungen so scharf sind, nämlich vertrauliche Informationen politischer, sozialer und wirtschaftlicher Art. Aufgestöbert und erwogen waren sie von einem Geiste, der von der Vorsehung mehr männlich als weiblich gedacht schien, und seine Darstellungen klar und deutlich brachte. Jeder Nachrichtenoffizier, der diese Berichte zu sehen bekam, war über «Q» oder «Nummer 8» begeistert.

Sie wusste ihre drei Vorzüge auszunutzen.' Sie war Amerikanerin, Journalistin und sprach gut Deutsch. Es dauerte nicht lange, so war sie bei den neuen Staatsleitern zum Kaffee eingeladen, blieb aber gleichwohl auf gutem Fusse mit den Familien einiger ehemaliger königlicher Generäle.

Man hat nichts darüber berichtet, aber drei von diesen Leuten mit wohlbekannten Namen planten im Frühjahr 1919 einen Putsch, der Europa wieder in den Krieg stürzen konnte; sie wollten Deutschland in zwei Teile reißen, deren einer reaktionärer und militaristischer sein sollte als das alte Reich. Die Gewalt über das neue Deutschland mit Einschluss von Ostpreussen, Litauen, Lettland wollten drei Generäle übernehmen, die mit den preussischen Junkern und den baltischen Baronen zusammenhielten. Sie stützten sich auf die Bajonette der berühmten deutschen Eisernen Division und die litauischen und lettischen Truppen. Die deutsche Republik und ihre Freiheitsgedanken konnten zum Teufel gehen. Sie gedachten auszuwandern und ein kleines Junkerparadies zu gründen, aus dem das schlimmste Sturmzentrum in Europa geworden wäre. Die Amerikanerin half in Schlesien Nachrichten darüber sammeln, die, nach Paris gegeben, dem Putsch die Spitze abbrachen. Damit war die deutsche Republik gerettet, die für diesen Putsch so wenig übrig hatte wie die Alliierten, und der Friede von Europa war nicht minder gewahrt.

Die Voraussagen der Journalistin erwiesen sich häufig als wahr: so, dass die deutsche Republik sich ehrlich anstrengte, vorwärts zu kommen; dass man ihr Erfolg wünschen müsse, den sie erringen werde, wenn es die Alliierten nur zuließen; dass die deutsche Friedenskommission unter Brockdorff-Rantzau schliesslich, wenn auch unter Sträuben, jeden von den Alliierten vorgelegten Friedensvertrag unterzeichnen werde.

Die Amerikanerin nahm dann an, dass die Deutschen ihre Doppelrolle bereits argwöhnten, und kehrte nach Koblenz zurück, wo sie einen anderen Auftrag vorfand. Die amerikanischen und englischen Geheimdienste hatten das schon erwähnte Düsseldorfer Komplott so ziemlich aufgedeckt. Verschiedene Leute, die in der britischen und amerikanischen Armee eine bolschewistische Revolution hatten anstiften wollen, waren in sicherem Gewahrsam. Ein Mitglied der Bande, die Holländerin, war nach dem Inneren Deutschlands entkommen, keiner wusste wohin, aber ihr Zeugnis war von Wichtigkeit.

«Ich werde sie finden und herbringen», sagte die Amerika-

nerin. Sie begab sich doch wieder in das Land, in dem sie sich vor Entdeckung fürchtete, und ging allein auf eine Spürjagd, die im oberen Rheinland endete. Sie fand die Verschwörerin auf und bewog sie auf geschickte Weise, nach Düsseldorf zu kommen und ihre Geschichte zu erzählen. Hätte sie auf ihren Lorbeeren ausruhen wollen, dann wäre ihre Geschichte hier zu Ende; aber sie suchte noch weitere zu erringen. Nach Deutschland bot Sowjetrussland das grosse Tätigkeitsfeld für den Geheimdienst; dorthin beschloss sie, zu gehen. Alle erfahrenen Leute suchten ihr das auszureden.

«Diese Bolschies sind eine gefährliche Sorte», sagte man ihr, «wenn Sie dort erwischt werden, gibt man Ihnen bestimmt eine Kugel; das ist nichts für Sie.»

«Ich denke doch, ich kann es schaffen», sagte sie mit ruhiger Sicherheit, obgleich ihr die Röte in die Wangen stieg.

Es gibt Leute, die behaupten, sie habe gleich von vornherein nicht die geringste Aussicht gehabt, weil sie die roten Agenten schon erspäht hatten, ehe sie Russland überhaupt erreichte. Gleichwohl vergingen einige Monate, bevor man sie ins Gefängnis steckte. Es wäre für die Russen vielleicht besser gewesen, wenn man ihr das Spielen ihrer Doppelrolle noch weiter gestattet hätte, denn ihre nach Washington gehenden Berichte bezogen sich nicht auf die Rote Armee oder militärische Angelegenheiten, sondern auf den innerpolitischen und wirtschaftlichen Fortschritt der Sowjetrepublik, und beurteilten dieses recht freundlose politische Experiment gerecht, ja sogar günstig. Auf dem Suchen nach der Wahrheit widerlegte sie sogar Propagandaerzählungen, wie die, dass die Sowjets die Weiber als Nationaleigentum erklärt hätten, was weiter nichts als der verrückte Vorschlag eines dunklen Moskauer Anarchistenblatts gewesen war. Unter anderem prophezeite sie auch, dass sich die Sowjetregierung werde halten können.

Aber sie musste lange im Gefängnis sitzen, und wenig fehlte, dann hätte man sie erschossen.

Als der amerikanische Nachrichtendienst von ihrer Verhaftung hörte, setzte er sich mit den Sowjetführern Tschitscherin und Krassin in Verbindung.

«Trotzki will sie erschossen lassen», sagten die Russen. «Er

hat Beweise gegen sie; man hat sogar Code und Geheimnachrichten gefunden.»

«Dann fragen Sie Trotzki», erwiderte der amerikanische Nachrichtendienst, «ob er vergessen hat, dass die Deutschen auch Beweise gegen Edith Cavell hatten, als sie sie erschossen. Welchen Vorteil hatten die Deutschen davon? Sowjetrussland könnte keinen schlimmeren Missgriff begehen, als eine Amerikanerin als Spionin zu erschiessen.»

Die Russen liessen die Frau schliesslich laufen und sie kam wieder heim. Ihre Abenteuer hatten ihr als Linderungsmittel gegen ihren Kummer gedient und auch ohne ihren letzten Fehlschlag wären ihre Tage im Geheimdienst gezählt gewesen.

Eine bedeutsame Spionin des Weltkrieges

ähnelte in mancher Beziehung dieser Spionin. Louise de Bettignies arbeitete wie sie aus Vaterlandsliebe, sie war kein Mietling. Gleich jener stammte sie aus einer guten, sogar adligen französischen Familie und sie tat ihre Geheimerarbeit, ohne sich herabzuwürdigen. Sie strauchelte schliesslich und musste im Gefängnis sterben.

Engländer und Franzosen bereiteten ihr ein Begräbnis mit hohen militärischen Ehren. Sie legten ihr höchste Auszeichnungen auf den Sarg als Anerkennung für ein Heldentum, das den Verleihungsurkunden zufolge, selten, wenn überhaupt, übertroffen worden ist. Im November 1927 wurde ihr aus einem vom «Echo de Paris» gestifteten Fonds bei Lille ein Standbild errichtet, das Marschall Foch enthüllte, und der Verein der Veteranen von Frankreich und England feierte in London Louises Haupthelferin in gar vielen Abenteuern, Fräulein Marie Léonie van Houtte aus Roubaix.

Diese beiden Frauen, besonders Louise de Bettignies, waren die führenden Geister einer heldenmütigen Gruppe von französischen und belgischen Männern und Frauen, die fast zwei Jahre lang nach der deutschen Besetzung seit August 1914 unter ständiger Lebensgefahr der gegenüberstehenden englischen Armee Nachrichten von grösster Wichtigkeit lieferten. Seit ihrem Tode beginnt bereits die Sage Louise zu umweben und schreibt die Taten ihrer ergebenen Gefährtin Leonie oder anderer aus ihrer Gruppe ihr mit zu. Die Ner-

venbeanspruchung erwies sich zum Schluss für sie als zu gross, sie allein hatte bis dahin geführt und angefeuert; die anderen folgten ihr nur. Die ganze Organisation beruhte lediglich auf ihrem hohen Mute und ihrem gewandten Gehirn; als das fehlte, brach alles zusammen.

Geburt und Erziehung befähigten sie zu ihrer Aufgabe. Die Familie de Bettignies (nicht Buttignies oder Bretignies, wie manchmal geschrieben wird) hatte seit Jahrhunderten zur haute noblesse gehört, obgleich sie jetzt verarmt war. Louise war in Frankreich, Oxford und Italien erzogen. Sie war unverheiratet, obgleich einige sie Madame nennen, und als Mitglied einer siebenköpfigen Familie war sie unentschieden, ob sie Nonne oder Erzieherin werden sollte. Ihre Natur wies zwei entgegengesetzte Seiten auf, eine mystische und eine tatkräftige. Die tätige, praktische, auf Grund deren sie für eine Französin reichlich viel Körperkultur trieb, gut schwamm und wanderte, gewann schliesslich die Oberhand und sie ging nach Deutschland, wo sie in angesehenen Familien Eingang fand und eine vierte Sprache fliessend sprechen lernte. Bei der deutschen Invasion fand sie sich im Alter von 34 Jahren wieder in Lille, von dort begab sie sich als Flüchtling nach England, wo sie sich dem britischen Geheimdienst zur Verfügung stellte. Man erkannte sofort ihre Befähigung und schlug ihr vor, sich als Spionin wieder nach Lille zu begeben. Sie hatte gehofft, in Sicherheit in der bereits erreichten Zone hinter der britischen Front mit ihrer Mutter leben zu können, aber ganz abgesehen von der Gefahr der Gefangenschaft und des Todes war sie keine von jenen Frauen, die gerne in ein vom Feinde besetztes Land zurückgehen. Indessen beriet sie sich mit ihrer Mutter und einem Geistlichen, dann, wie man sagt, auch noch mit dem britischen Kommandierenden Sir John French. Einige Tage später vollbrachte sie die gefährliche Reise durch Holland und Belgien, durch die Ketten der deutschen Bewachung, und war wieder in Lille daheim, aber nicht mehr als Louise de Bettignies. Der Nom de guerre, unter dem sie die Bedrücker ihres geliebten Vaterlandes zu bekämpfen suchte, war Alice Dubois.

Mit dem ihr eigenen scharfen Blick und ihrer bewundernswerten Kaltblütigkeit rekrutierte sie mit englischem Rat und englischem Geld ihre geheime Bande für den dicht hinter

der Front der deutschen Armee zu führenden Krieg'. Bald hatte sie nicht nur in Lille, sondern auf dem ganzen Wege bis nach Holland ihr Netz ausgeworfen, das die kostbaren Nachrichten aufnahm, für die sie ihr Leben wagte.

Von ihrem Hauptquartier in der Rue d'Isly in Lille konnte sie ihre Untergrundbahn dirigieren, die sie über den Kanal nach England und zurück (eine Reise von mehreren hundert Kilometer Länge) betrieb. Sie ging in abgetragener Kleidung wie eine Angehörige der unteren Klassen, trat als Verkäuferin von Käse oder alten Spitzen auf und huschte wie auf einem Schachbrett von einem Zufluchtsort zum anderen. Ein solcher Platz war u.a. das Grenzdorf Estaimpuis, nur sechs Schritte von der Grenze. Hielt man sie an, so wies sie falsche Ausweise und Pässe vor, die der Chemiker De Geyter in Mouscron, einem anderen Grenzzort, so geschickt anfertigte, dass die Deutschen niemals Verdacht schöpften.

An der Grenze zwischen Frankreich und Belgien hatte Marie Leonie van Houtte bereits eine gewisse Rolle gespielt, ehe sie mit Louise zusammentraf und als «Charlotte» deren rechte Hand wurde. Leonie war Schneiderin in Roubaix, das von Estaimpuis aus gerade über der Grenze drüben lag, und sie kannte jeden Winkel, jede Ecke und jeden Kniff, um an den deutschen Posten vorbeizuschlüpfen. Sie hatte bereits ihren Bruder, zwei Belgier und einen Engländer in zwei Wagenladungen Stroh verborgen in Sicherheit gebracht. Die erste Fuhre untersuchten deutsche Ulanen mit ihren Lanzen und fanden sie leer. Während die Fahrer sich mit den Deutschen herumstritten, kam die zweite Fuhre mit den darin verborgenen Männern an und fuhr an der ersten Fuhre vorbei. Ihr Führer stieg auf den ersten Wagen, der Führer des ersten Wagens nahm seine bereits mit dem Durchlassstempel versehenen Papiere, stieg auf den zweiten Wagen und fuhr davon. Sämtliche vier Leute gingen zu den alliierten Armeen. Zwei davon fielen später im Kampfe. Leonie soll etwa zwanzig solcher Fahrten ausgeführt haben.

Beim Passieren der belgisch-holländischen Grenze, dem letzten Hindernis vor dem schützenden Asyl, war eine Sperrlinie zu überwinden, die durch Stacheldraht, Hochspannungskabel und Scheinwerfer und ausserdem durch eine enge Postenkette gesichert war. Die alliierten Spionagekurier

mussten diese Sperre überwinden, wobei keiner geschickter war als Louise und Charlotte. Den Stacheldraht schnitten sie durch, die unter Strom stehenden Hochspannungsleitungen überwandten sie mit Gummihandschuhen, Gummischuhen und isolierten Leitern, oder sie gruben sich darunter durch. Alice soll sogar in heller Kleidung im Scheinwerferlicht weitergegangen sein, weil sie sich darin weniger gut sichtbar glaubte. Nie wurde auf sie geschossen, sie entging den Fladderminen, die die Durchbrecher der Sperre zu Atomen zerblasen sollten. Manchmal diente dem Mädchen ein etwas überspannter aber ergebener Belgier als Führer. Alice hatte ihn aus dem Gefängnis geholt, in das er wegen Grenzschnuggel gesteckt worden war, um mit ihm als «Versicherungskaufmann» zu arbeiten.

In Tourcoing war der Polizeipräfekt, Monsieur Lenfant, ein Stück der Untergrundbahn, ebenso andere loyale Franzosen in den Vorstädten von Lille. In Oudenaarde in Belgien befand sich gleichfalls eine Station. Die Untergrundbahn arbeitete so gut, dass die Engländer Alice ersuchten, ihr Netz noch weiter zu ziehen, und für sie den hochwichtigen Eisenbahnknotenpunkt Mézières einzubeziehen. Dieser Ort lag 150 Kilometer in südöstlicher Richtung und war später ein Kampfziel des amerikanischen Grossangriffs in der Maas-Argonnen-Schlacht.

Alice glaubte beinahe alles erreichen zu können. Die kleine, ziemlich schlanke, junge Französin mit ihrem magnetischen Lächeln brachte oft Nachrichten von grossem Werte nach Folkestone, Sie gab die Aufstellung der deutschen Batterien um Lille so genau an, dass die britischen Geschütze diese in Stücke schiessen konnten. Sie bezeichnete die Lage grosser deutscher Munitionsdepots, die dann britische Bombengeschwader in die Luft sprengten, wobei sie einmal, ohne es zu wissen, einem ungläubigen Thomas unter ihren Helfern die Wirkung ihrer Arbeit bewies. Sie berichtete so genau über Anzahl und Grösse der in der Nacht durch Lille fahrenden Verwundetenzüge, dass die Engländer die gegnerischen Verluste bis aufs Tütelchen abschätzen konnten. Sie erlebte zusammen mit Charlotte tatsächlich viele Abenteuer, aber die Sage fügte noch viele andere hinzu. Allmählich machte man ihr das Leben schwerer. Da so viele treubleibende Belgier unter

ihr im geheimen gegen die deutschen Eroberer arbeiteten, bauten diese eine Spionageabwehr auf, die sich so verhasst machte, dass die Belgier ihren Leitern den Tod schworen, so dass diese beim Waffenstillstand aus dem Lande fliehen mussten. Belgische Verbrecher, die sich damit ihre Freiheit erkauften, halfen den Deutschen, und gelegentlich suchten auch Flamen aus guter Familie, wie der Angeber der Miss Cavell, bei den Deutschen ihr Glück zu machen.

Weiberlist

Um allen Fallstricken zu entgehen, bedurfte es der sämtlichen Listen, die im Allgemeinen den Spioninnen zugeschrieben werden. Alice und Charlotte wurden wiederholt angehalten und sachgemäss untersucht. Einmal musste gewöhnliche Bestechung durchhelfen, als falsche Papiere und eine zurechtgelegte Erzählung nicht mehr ausreichten. Für die weit gefährlicheren Mitglieder der deutschen Spionageabwehr erfanden die beiden Frauen solche Kniffe, wie das Verbergen von Berichten in einer Tafel Schokolade, die sie assen, falls sie untersucht wurden, wobei sie dem Durchsucher womöglich ein Stück anboten, oder sie brachten die Nachricht in der Kerze einer Laterne oder auch in einem schwarzen Wollknäuel unter, das bei Nacht ins Gebüsch geworfen und später am losen Ende wieder aufgefunden wurde. Charlotte brachte unter anderem eine wichtige Nachricht durch, die in unsichtbarer Tinte auf die Innenseite eines Rosenkranzkästchens geschrieben war. Alice fertigte einmal eine winzige Karte der deutschen Anlagen um Lille, die auf der Fläche eines Augenglases durchgeschmuggelt wurde. Ein geschickter Schreiber hatte sie mit mikroskopisch feiner Feder in unsichtbarer Schrift auf durchsichtiges Papier gezeichnet. Auch Kinder, die gänzlich unbeargwohnt blieben, beförderten für sie Nachrichten.

Man muss annehmen, dass so viele Erfolge Alices Verstand verwirrten. Vielleicht war es auch die Wirkung des aufregenden Lebens, die Wirkung der dauernden körperlichen und geistigen Anstrengung, die sich auf ihr empfindliches Temperament geltend machte. Sie wurde waghalsig bis zur Tollkühnheit, trug Berichte offen in ihrem Täschchen, manchmal

zusammen mit einem halben Dutzend gefälschter Pässe, und forderte die Deutschen geradezu heraus, sie zu fangen.

«Ach, die sind ja so dumm!» sagte sie einmal zu Charlotte, als sie gerade wieder eine Kontrolle überlistet hatte. Aber sie waren doch nicht so dumm, wie sie dachte, denn gerade damals stand sie samt Charlotte bereits unter Beobachtung. Zuerst verhafteten die Deutschen Charlotte in Roubaix, dann Alice, als sie an der Grenzstation ohne ihren eigenen Pass durchzukommen versuchte. In ihrem Handtäschchen fand man, wie gewöhnlich, Pässe für verschiedene Personen.

Kurz zuvor hatte Alice zu ihrer Mutter von einer Ahnung des bevorstehenden Unglücks gesprochen. Man weiss nicht» ob sich ihre mystische Seite regte oder ob es ein Beweis ihrer nervösen Überanstrengung war. Als der Schlag fiel, war sie wie betäubt. Sie vergass ihre eigene strikte Anweisung an ihre Gefährten, bzw. eine goldene Regel des Geheimdienstes überhaupt: «Wenn einer von uns erwischt wird, müssen alle anderen ihn oder sie verleugnen. Gebt niemals zu, dass ihr mich kennt.» Und jetzt führte sie selbst die deutsche Polizei zu ihren guten Freunden, den de Geyters, die sich für sie verbürgen sollten. Aber die folgten ihrem Befehl und sagten: «Wir kennen Sie ja gar nicht.» Trotzdem durchsuchten die Deutschen das Haus, hätten ums Haar belastende Papiere gefunden und hielten wenigstens die de Geyters für einige Zeit fest.

Vielleicht öffnete diese Erfahrung Alice die Augen darüber, dass ihre augenblickliche Schwäche ihre Freunde gefährdet hatte, die sie so oft warnend darauf hinwiesen, dass ihre Tollkühnheit ausser ihr selbst auch noch viele andere gefährde. Als sie und Charlotte einander im Gefängnis gegenübergestellt wurden, erklärten beide den Deutschen: «Ich kenne diese Frau nicht.» Aber Alices Selbstbeherrschung ging wieder verloren, oder es mag auch sein, dass ihr ihre Häscher in der Schlauheit über waren, denn sie erlag dem alten Polizeikniff, dem Lockspitzel. Man steckte eine verräterische Belgierin zu ihr in die Zelle, die aus ihr bald so viel herauslockte, dass es genügte, die beiden Mädchen unter der Anklage der Spionage vor ein deutsches Kriegsgericht zu bringen.

Ohne Unterstützung durch belgische oder französische Rechtsanwälte, verteidigten sich beide Französisinnen tapfer, leugneten

alles ab, und jede bat, man möge die andere freilassen. Das Urteil lautete auf Todesstrafe, wurde aber für Alice auf lebenslängliches Zuchthaus, für Charlotte auf 15 Jahre ermässigt, Die Deutschen dürften sich kaum darüber klar gewesen sein, dass die beiden keine gewöhnlichen Spione, sondern Häupter eines wichtigen Spionagenetzes waren. Aber vielleicht bereuten sie bereits ihren taktischen Fehlgriff in der Cavell-Sache.

Im Gefängnis zu Köln war Alice wieder die alte, die fast zwei Jahre lang der deutschen Armee Trotz geboten hatte. Sie überredete andere Gefangene zur Weigerung, Munition zu machen, die ihre Landsleute töten sollte, und wurde darauf, wie behauptet wird, gezwungen, im Winter dünne Kleider zu tragen. Eine Lungenentzündung und ein darauf entstehender Abszess brachten sie an den Rand des Grabes. Die Deutschen weigerten sich, sie in die Schweiz zu lassen, und sie starb am 27. September 1918, nur 46 Tage vor Ende des Krieges, in dem sie so tapfer für ihr Land und seine Verbündeten gearbeitet hatte.

Charlotte pflegte typhuskranke Gefangene und steckte sich selbst an. Die deutsche Revolution brachte ihr die Freiheit. Im März 1927 wurde sie zum Zeichen für Frankreichs Dankbarkeit mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet.

Dunkle Augen

Eine stets vorhandene Atmosphäre von Romantik und Geheimnis macht den weiblichen Spion noch ränkesüchtiger als den Mann. Hier haben wir Auszüge echter Briefe einer deutschen Spionin, die Ende 1918 dem amerikanischen Geheimdienst in die Finger geriet;

«Gestern Abend traf ich eine Verabredung mit dem Deckoffizier. Der arme Teufel ist leidenschaftlich in mich verliebt. Er will mich sogar heiraten! Er lud mich ein, ihn auf dem Schiff zu besuchen; ich habe natürlich angenommen. Ich mache mich anheischig, in seiner Gesellschaft bis in den Kartenraum zu kommen. Zwei dunkle Augen tuen dann das übrige.»

«Mit dem Deckoffizier ist es zu Ende. Die Nachricht war von Wichtigkeit. Der Mann tut mir ja leid. Sein Schicksal ist mir recht nahe gegangen, aber ich bin im Dienste des Vater-

lands. Ich würde gerne mein Leben dafür geben, wenn ich die verhassten Engländer vernichten könnte.»

«Der alte Mr. B. auf dem Kohlenamt interessiert mich. In seinem Leben spielen die Frauen eine grosse Rolle. Ein verführerisches Weib kann da viel machen. Ich weiss noch nicht recht, ob ich als Holländerin oder als Amerikanerin auftreten soll. Da ist noch Herr J., ein Holländer, der die Engländer wie die «Pest» hasst und vielleicht nützen kann. Die Karten und Pläne der niederländischen Truppenstellungen werden hier gedruckt.»

«Gerade vor der Ausfahrt des Konvois sah ich Marie S. Sie wird uns über die Schiffe und so genau wie möglich über den Treffpunkt mit den Kriegsschiffen Nachricht geben. Glauben Sie mir, wenn man es richtig anfängt, kann man in einem Café genug erfahren. Dieses hier wird nur von Engländern, Norwegern und Dänen besucht. Sie steht mit diesen Leuten auf gutem Fusse und kann uns von grösstem Nutzen sein. Wenn die englischen «Gentlemen» ein bisschen zuviel haben, plaudern sie alles aus.»

«Ich fühle mich sehr unbehaglich. Gestern früh glaubte ich den Spanier zu sehen, der in der Mississippisache in Washington (Weisses Haus) über die Vorgänge am 11. Juni 1912 Zeugnis ablegte. Es kann aber nicht wahr sein, denn er starb doch in jener schrecklichen Nacht. Ich möchte zwar nicht auf Stelle 1 ausgelacht werden, aber ich kann es nicht vergessen, wie mich der Spanier so scharf ansah. Mir kommt es vor, als ob ich unter Beobachtung stünde. H. E.»

«Bitte, verbrennen Sie diesen Brief sofort!»

Arme «Dunkle Augen». Vielleicht sahen sie wirklich keine Gespenster und ihre Besitzerin stand in der Tat unter Beobachtung. Auf alle Fälle wurden ihre Briefe aufgefangen und die hier angeführten Stellen zeigen nicht nur die Methoden der Spioninnen, sondern ihren halb hysterischen Zustand, der sie nach Ansicht von einigen Leuten so oft für ihre Auftraggeber nutzlos macht. Da haben wir zum Beispiel Bella Donna. Die führte der amerikanische Geheimdienst in der Schweiz, gar nicht lange nach der Verhaftung des Meisters, an. Hier folgt die Geschichte.

Eine der besten Finten, und gleichzeitig auch einer der stärksten Witze, die sich je eine Armee gegen die andere erlaubte,

war die Elsass-Finte. Durch Kniffe, die eines Machiavelli würdig gewesen wären, verständigte man die Deutschen von einem bevorstehenden amerikanischen Grossangriff auf das Elsass, der bis zum Rhein führen sollte, während man in Wirklichkeit ziemlich weit davon entfernt den Angriff auf St. Mihiel und später noch weiter entfernt auf die Maas-Argonnen-Stellung vorbereitete. Generalmajor Omar Bundy, der Kommandeur des VI. Korps, und sein Stabschef, Brigadegeneral Briant H. Wells, begaben sich mit den Offizieren ihres Stabes nach Belfort ins französische Elsass, wo sie offenkundig ihr Stabsquartier einrichteten und Pläne für den fingierten Angriff entwarfen, während Erkundungstrupps von sieben amerikanischen Divisionen das französische Grabensystem untersuchten.

Dann kam ein Meisterstreich. Oberst Conger schrieb an General Pershing einen Brief, in dem er in grossen Zügen den fingierten Angriffsplan auf das Elsass angab und erklärte, dass zur Ausführung nur noch das OK.* des Oberstkommandierenden fehle. Der Brief wurde mit einem Durchschlag geschrieben. Diesen Durchschlag warf Conger zusammengeknüllt in den Papierkorb seines Hotelzimmers in dem mit Spionen überschwemmten Belfort, und ging aus. Als er bald darauf zurückkehrte, war der Durchschlag verschwunden. Die Deutschen bereiteten die Räumung von Mülhausen vor, das war unser «Angriffsziel», schafften Reserven nach dem Elsass und trafen weitere Vorbereitungen, die anzeigten, dass sie dort einen Angriff erwarteten, aber der Angriff kam nicht. G 2 behandelte die Elsass-Finte ganz im Einklang mit einer alten Grundregel des Geheimdienstes: Wenn irgendetwas möglich, verheimliche jedem deiner Agenten, was die anderen tun. Bis auf den heutigen Tag glauben einige Amerikaner, die auch dabei waren, sie allein oder wenigstens fast sie allein habe man ins Geheimnis gezogen. In Wirklichkeit waren eine ganze Anzahl Amerikaner so gut wie Franzosen damit betraut. Zum Beispiel Hauptmann A... Dieser machte für General Bundys Stab Quartier, «langte» sich dann in ziemlich rascher Folge gleich ein halbes Dutzend der entgegenkommenden jungen Damen von Belfort und leistete sich

* Abraham Lincoln, der Zeit seines Lebens nicht orthographisch zu schreiben lernte, pflegte ihm genehme Schriftstücke mit OK. (okeh!) zu zeichnen, das sollte nämlich heissen: a(l) c(orrect) = alles richtig

jedesmal «Drinks» genug, um die Geschwätzigkeit zu erklären, mit der er im vorzüglichen Deutsch und Französisch mit dem amerikanischen Grossangriff renommierte, der jetzt vorbereitet werde. Man hatte nämlich einen ziemlich grossen Teil der geschäftstüchtigen Demimondainen in Belfort im Verdacht, deutsche Agentinnen zu sein.

Weiter fand sich dort ein Oberstleutnant B. ein, der für nicht weniger als 25 amerikanische Zeitungskorrespondenten Quartiere sicherstellte – die Korrespondenten sollen heute noch kommen – und sich dann gründlich über die Frage informierte, wie weit die Belforter Post- und Telegraphenanlagen eine etwaige Depeschenflut abfertigen könnten. Wenn man ihn fragte, bei welcher Gelegenheit eine derartige Sintflut zu erwarten sei, sagte er: «Ja, wissen Sie, das ist geheim; darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben.»

Unser Geheimdienst bei der Elsass-Finte

Belfort lag kaum 30 km von der Schweizer Grenze entfernt, von jener grossen Schalttafel des deutschen Geheimdienstes, von der aus die Neuigkeiten wie der Blitz nach dem GHQ. in Spa und nach Berlin gelangten. Bern war für die Verbreitung falscher Nachrichten sogar noch günstiger, wie der Leiter des amerikanischen Geheimdienstes dort feststellen konnte. «Die Amerikaner», benachrichtigte man ihn, «beabsichtigen einen Grossangriff auf das Elsass. Den deutschen Geheimdienst dürfte es interessieren, davon zu hören. Sorgen Sie dafür, dass es ihm zu Ohren kommt!»

Der amerikanische Leiter sagte sich, dass das geschehen müsse, ohne die Persönlichkeit irgendeines seiner Leute preiszugeben, den die Deutschen nicht schon kannten. Er wusste aber, dass diese bereits zwei oder drei Amerikaner herausgefunden hatten, die «Nachrichtenarbeit machten». Diese konnte man also ruhig dazu benutzen. Es war sogar ganz gut, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Ein paar Tage später setzten dann auch prompt die Berichte des deutschen Chefs aus der Schweiz ein.

«X und Y, die als amerikanische Agenten verdächtig sind», so lautete die Notiz, «streifen alle Bibliotheken und Buchläden in Bern ab, und suchen nach Material über das Elsass.

Sie wünschen Angaben über Geographie, Topographie, Eisenbahnen, Wege.»

Geographie, Topographie, Eisenbahnen, Wege! Das war ja gerade das, was eine Armee beim Einfall kennen musste! Er rief sich einige Agenten, unter denen sich auch die Heldin dieses Stückes, die Dame Bella Donna, befand. Bella Donna war aber nur ihr Geheimname bei den Amerikanern, von dem sie selbst natürlich nichts wusste. Ihre Augen hatten ihr dazu verhülft. Diese grossen, leuchtenden schwarzen Sterriffe waren eine bekannte Erscheinung im Foyer des berühmten Bellevue-Palast-Hotels in Bern, das vier Jahre lang die Szene von unzähligen Spionagefällen und den Intrigen von fast zwei Dutzend Nationen bildete. Dort war ihr Jagdrevier, die Beamten und Offiziere der Alliierten waren ihr Wild. Bella Donna war in europäischen Hotels durchaus zu Hause. Man konnte sagen, sie sei der geborene Vampyr.

Sie war ein hübsches Geschöpf mit dunklem Teint, gross und anmutig und mit exotischem, russisch anmutendem Benehmen. Vielleicht hat sie aus diesem Grunde der deutsche Chef gegen die Amerikaner angesetzt, damit sie mit den jungen Legationsekretären und Militärattachés Bekanntschaft mache, die tagtäglich kostbare Dokumente in die Finger bekamen und doch noch jung genug waren, den Kavalier zu spielen, und solch zärtlichen Augen zu unterliegen.

So äugte sie denn und rollte die Augen, liess Blitze leuchten und tat rührend, aber es hatte wenig Zweck. Die Amerikaner liessen sich einfach nicht erweichen.

«Was sie sich wohl in ihre ‚Lichter‘ giesst?» fragten sie einander, und taufte sie daher Bella Donna. Ihr wirklicher Name ist nicht auf die Nachwelt gekommen. Ihr sagte jetzt der deutsche Nachrichtenchef: «Ich will Ihnen noch eine letzte Gelegenheit geben. Wir hören, dass die Amerikaner im Elsass angreifen wollen. Wir brauchen eine Bestätigung dafür. Wenn Sie diese beschaffen, behalten Sie Ihren Posten, anderenfalls fliegen Sie.»

So kam es denn, dass sich Ende August 1918 diese Spionin verführerisch auf einen Hoteldiwan streckte und seelenvoll, wenn auch etwas ängstlich, die kosmopolitische Menge musterte, die da aus- und einging. Die amerikanischen Gesichter blieben leidenschaftslos und ungerührt durch die ver-

schleierten Verführungskünste, die sich jene im jahrelangen deutschen Dienst angeeignet hatte. Mit einem Male fuhr sie zusammen, als mit langen Schritten ein hochgewachsener, ziemlich junger Mann durchs Foyer daher kam. Das ist eine dicke Persönlichkeit in entsprechender Stellung, sagte sie sich, wenn irgendeiner, dann musste dieser über den Angriff aufs Elsass Bescheid wissen. Bisher hatte sich ihre gegenseitige Bekanntschaft lediglich auf eine leichte Verbeugung beschränkt. Ob sie ihn diesmal vielleicht an die Angel kriegen konnte?

Er kam strahlenden Auges mit ausgestreckter Hand auf sie zu und sagte: «Nein, Mademoiselle, heute Abend sehen Sie wirklich reizend aus. Ihrem Lächeln kann man einfach nicht widerstehen. Wollen Sie nicht mit mir in die Bar kommen und vor dem Essen einen Cocktail nehmen?»

Bar? Cocktail? Bella Donna hörte die Worte wie durch einen rosigen Nebel. Mit den Augen würde sie den Rest schon besorgen, sagte sie sich freudig. «Sie sind sehr liebenswürdig», erwiderte sie sittsam.

Die Gesellschaft in der Bar war ein bisschen lebhaft und ihr Begleiter kam bald auch in die allgemeine Stimmung.

«Otto!» rief er dem roten Barkeeper zu, der so eine Art Berner Original war. «Otto, die zwei steifsten Martinis, die du in deinem ganzen Leben gemixt hast! Dann gleich zwei noch ein bisschen steifere hinterher.»

In einer kleinen Nische sassen sie miteinander, taten fröhlich und geschwätzig und unterhielten sich erst französisch, dann englisch, das sie beide gut sprachen. Je steifer die Martinis wurden, desto schwerer wurde die Zunge des Amerikaners. Erst sank ihm der Kopf hin und her, bald fiel er ihm auf die Brust, dann schlief er ein. Jetzt begannen die grossen Augen Bella Donnas wirklich Blitze zu schleudern, als sie sich vorbeugte.

«Otto, komm, stell dich mal vor uns.»

Hinter der deckenden breiten Gestalt mit der Schürze untersuchte sie den Amerikaner mit flinken geschickten Fingern und zog mit einem halben Schrei einen langen schmalen Brief heraus.

«Lass ihn einen Augenblick schlafen, bis ich wieder da bin», sagte sie zu Otto im Davonwischen.

In ihrem Hotelzimmer schaltete sie die elektrische Heizplatte unter einen kleinen Teekessel ein, öffnete den Umschlag im Dampf und zog ein einziges, zweimal gefaltetes Blatt amerikanischen Aktenpapiers heraus. Beim ersten Blick glänzten ihre Augen triumphierend. Es war ein vollkommen korrekter, offizieller Befehl, mit dem General Nolan den Chef des amerikanischen Geheimdienstes in der Schweiz anwies, sofort alle Leute seines Dienstbereichs, die jemals im Elsass gewesen waren oder besondere Kenntnis dieses Landes besaßen oder dessen Dialekt sprachen, ins GHQ. zu schicken. Nachrichtenoffiziere für eine Invasionsarmee! Das waren ja die Nachrichten, die der deutsche Chef verlangte!

Bella Donna bekommt die Papiere

Bella Donna beeilte sich. Sie schaltete ihre Anschlusschnur von der Kochplatte ab und verband sie mit einem kleinen schachtelartigen Instrument, das sie aus einem Geheimfach nahm. Bald genug hatte sie eine vorzügliche Aufnahme des kostbaren Aktenstücks gemacht; sie steckte das Original wieder in den Umschlag, den sie zuleimte und sorgfältig trocknete, dann eilte sie in die Bar zurück. Der Amerikaner lag noch auf seinem Fleck. Wieder hinter Ottos breitem Rücken steckte sie dem Schläfer den Brief zu, dann schüttelte sie ihn wach. «Vorwärts, Monsieur Schlafmütze», rief sie munter, «jetzt ist genug geschlafen. Wir wollen zum Essen.» Der Amerikaner hob langsam sein etwas benommenes Gesicht.

«Wa, Wa?» stotterte er, dann fasste er mit einem plötzlichen Blick des Schreckens mit der Hand in seine innere Rocktasche und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Bella Donna konnte nur mit Mühe den aus ihren Augen blickenden Triumph verbergen. Sie schlang ihr Essen in einer Weise hinunter, die eher amerikanisch als russisch war, erfand eine Entschuldigung und eilte schleunigst zu dem deutschen Nachrichtenleiter. «Da», sagte sie und hielt ihm das Bild hin. «Jetzt werden Sie es mir abbitten müssen, dass Sie je an mir gezweifelt haben, und im Übrigen will ich jetzt 100 Mark in der Woche mehr haben.»

Derweil erzählte der Amerikaner ganz entzückt die Ge-

schichte seinem Vorgesetzten. «Himmel und Wolkenbruch! Einmal dachte ich, die ganze Geschichte ginge schief. Als sie mich durchsuchte, hat sie mich gekitzelt.» Der Chef aber sagte nachdenklich: «Da werde ich wohl auch einen Kellner oder einen Laufjungen in die Bar pflanzen müssen, nun wir sicher sind, dass Otto auch von der anderen Partei ist.» Er ist bis auf den heutigen Tag überzeugt, dass die Deutschen tatsächlich auf den Köter anbissen, den man so verlockend vor Bella Donnas Augen tanzen liess. Bestätigung dafür brachten später nicht nur die Aussagen deutscher Gefangener, sogar höhere deutsche Offiziere gaben es nach dem Waffenstillstand den amerikanischen Nachrichtenoffizieren zu. Auch eine andere Frau, eine Spionin der Alliierten, bestätigte es. Diese war das gerade Gegenteil von Bella Donna, eine Französin, deren Vaterlandsliebe so echt war wie der Mut, der sie vier Jahre lang hinter der deutschen Front hielt, wo sie mitten aus der Gefahrzone heraus ihren Landsleuten Nachrichten über die Vorgänge sandte. Ein Mitglied des amerikanischen Geheimdienstes hatte sie schon vor dem Kriege gekannt, als sie noch die Herrin eines schönen Schlosses in den Vogesen auf der deutschen Seite in nächster Nähe der französischen Grenze war. Aber sie war eine Französin, und obgleich ihr Gatte zum deutschen Heere ausgehoben wurde und in Russland kämpfen musste, und obgleich ein deutscher General mit seinem Stabe in ihrem Schlosse Quartier nahm, blieb sie auf ihrem Schlosse, nicht um der Einquartierung behilflich zu sein, sondern um sie zu bespitzeln.

An hellen Tagen konnten die Franzosen von der Höhe des Hartmannsweiler Kopfes aus mit scharfen Gläsern das Schloss und seine Umgebung beobachten. Sie konnten es genau sehen, wenn dort Wäsche auf der Leine hing. Sie vermochten sogar die Anzahl der Laken, Kissenbezüge und Handtücher zu zählen und deren Anordnung zu erkennen! Auf irgendeine Weise wussten die Franzosen ziemlich genau Bescheid über die deutschen Truppenverschiebungen hinter der elsässischen Front. Sie wussten es, als die Deutschen eine Division von Mülhausen wegholten, um sie als Reserve hinter den Gräben einzusetzen, in denen man den amerikanischen Angriff erwartete, und dafür eine andere Division nach Mülhausen sandten. Auf andere Weise stellten die Amerikaner fest, dass am

30. August in Mülhausen grosser Generalalarm gewesen war, dass man Lazarette und Bankreserven aus der Gefahrzone heraus über den Rhein zurückgenommen hatte, und dass die Regierungsbeamten zur Flucht bereitstanden.

Der richtige amerikanische Angriff kam natürlich erst am 12. September bei St. Mihiel, 200 Kilometer nordwestlich der elsässischen Front. Zweifellos steht irgendwo auf den unsauberen Seiten der Geheimdienstgeschichten in der Schweiz auch das Schicksal Bella Donnas geschrieben.

Viele andere Frauen trieben in der Schweiz das gleiche Spiel, teils mit, teils ohne Erfolg. Alle Nationen, einschliesslich der Amerikaner, bedienten sich ihrer mehr oder weniger. Die Deutschen besaßen ein grosses Sortiment solcher, die sich meist durch Schönheit, gute Gestalt und geistige Gewandtheit, weniger durch hohe Moral auszeichneten. Ausser Bella Donna trug noch eine andere einen Spitznamen; man nannte sie «das türkische Entzücken»; sie kam nämlich von Konstantinopel. Die Amerikaner, denen sie diesen Beinamen verdankte, stellten fest, dass sie ihr Geschäft dort mit Diplomaten bekannt gemacht hatte, was ihr in der Schweiz Wert verlieh. Diese Dame besass Neigung zum Dickwerden und besondere Vorliebe für Schmuck und natürlich für Männer. Aber ihre Erbsünde war eine Schwäche für Gänseleberpastete. Sie sprach, wie sich ein Amerikaner ausdrückte, auf Pastete an. Wenn man sie zu dieser Lieblingsdelikatesse einlud, wurde sie so mitteilksam wie andere unter der Wirkung von Wein.

Agentinnen von fast unglaublich minderwertiger Moral trieben in den neutralen Ländern ein gefährliches Spiel. Sie dienten erst der einen, dann der anderen Macht, manchmal mehreren gleichzeitig. Eine kleine, ruhige Persönlichkeit, die sich nur durch Funkeln der Augen verriet, liebte Ränke und Gefahr derartig, dass sie für Engländer, Franzosen, Amerikaner und – Deutsche arbeitete. Sie besass Tag und Nacht Zutritt zu einem deutschen Leiter, der, wie sie sagte, sie sogar heiraten wollte, und brachte ihm Papiere, die sie den Amerikanern «gestohlen» hatte. Sie nahm an vielen seiner Spionagekonferenzen teil.

Ihr wahrer Augapfel war ein Franzose, der im Deuxième Bureau in Paris einen hohen Posten begleitete, aber seinen

Kollegen niemals erzählte, dass sie für ihn tätig sei. Sie setzten sie auf ihre Verdächtigenliste, wie es auch alle anderen taten, nicht zuletzt die Amerikaner, die sie sogar zwei Jahre lang in ihrer Lohnliste stehen hatten und ihr in dieser Zeit nicht weiter trauten, als sie sie sehen konnten. Wahrlich, der Geheimdienst ist eine famose Sache. Sie muss nicht schlecht dabei verdient haben.

Ein hübsches Sümmchen amerikanischer Dollars rundete auch einst die Börse einer anderen Ränkespielerin mit Hilfe eines Kniffes, an dem sie noch dazu selbst ganz unschuldig war. Ihre österreichischen Brotherren waren ihrer müde und liessen sie einen hochwichtigen Beleg «stehlen». Es handelte sich um den Plan, ein Kabel in kubanischen Gewässern abzuschneiden. Sie verkaufte die Nachricht einem Zweige des amerikanischen Geheimdienstes, der sie schleunigst nach Washington kabelte. Unmittelbar darauf kam von General Churchill etwa folgende Antwort zurück: «Was soll das, zum Teufel!? Dieses Kabel wurde doch schon gestern abgeschnitten!», eine Tatsache, die die Österreicher natürlich wohl gewusst hatten.

Delilas Schwestern

Eine der interessantesten von allen war die «Prinzessin». Das war nicht etwa ihr Geheimname, denn sie führte diesen Titel mit Fug und Recht als Polin von ihrem Gatten her. Der Prinz war alt genug, um sich besser auszukennen, aber er hatte Geld und konnte sich ein Vabanquespielchen leisten. Sie brachte ein kluges, berechnendes Gehirn und Klostererziehung mit und wickelte ihn darum, worum solche Ehemänner gewöhnlich gewickelt werden.

Sie arbeitete für einen der Alliierten und öffnete in Paris ihren Salon, einen jener Tummelplätze der Grossen und Gernegrossen (beide Sorten kamen zu ihr), die so fruchtbare Gefilde für Spione sind. Informationen, Gerüchte, Klatsch flogen hin und her, lauter Dinge, die die Prinzessin ihren Vorgesetzten meldete, die ihre Hilfe wertvoll fanden und wenn es auch nur war, um die Verschwiegenheit der bei ihr verkehrenden Gäste auf die Probe zu stellen. Es gab genug Leute, die verantwortungsvolle und angenehme Verwaltungsposten in Paris verloren und niemals erfuhren, dass es nur geschah, weil sie in jenem Salon zuviel geschwätzt hatten.

Zwecks Beförderung versetzte man sie nach der Schweiz, aber da rutschte sie aus. Vielleicht verstand sie sich mit ihren Auftraggebern nicht recht. Auf alle Fälle argwöhnte man, sie sei ein agent double, der auch für die Deutschen arbeite, obgleich es eine ganz gewöhnliche Kriegslist ist, derartige Gerüchte in die Welt zu setzen. Später schloss sie Freundschaft mit einigen Japanern. Dann begann sie die Bekanntschaft mit den Amerikanern zu kultivieren und überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten, lud sie in den Berner Hof ein und ging schliesslich so weit, ihnen wundervollen Schweizerkäse anzubieten, dessen Grösse und Fettgehalt den Verpflegungsvorschriften entschieden zuwider war. Bei einer Fahrt aufs Land fanden sie draussen in einem Dorfe die Behauptung der Dame bestätigt; es war geradezu ein Käseungetüm, das sich nur im Futteral des Autoreifens verbergen liess und später den ganzen Mittelteil des Tisches bedeckte, an dem die Amerikaner im Bellevuepalast ihr Weihnachtssessen einnahmen. Schliesslich dämmerte es ihnen, worauf das alles hinaussollte. Die Prinzessin wollte das Herz des amerikanischen Chefs erobern. Dieser diskrete Kavalier nahm sich aber keine Zeit, die Gründe dafür zu erforschen, sondern trat lieber einen beschleunigten Rückzug an.

Ein beliebter deutscher Kunstgriff, vor dem sich amerikanische und andere Attachés, Diplomaten und Offiziere der Alliierten in der Schweiz in Acht nehmen mussten, war eine Abart des bekannten Familienspiels «den Dritten abschlagen». Agentinnen suchten die Opfer in ihr Hotelzimmer zu locken, wo sie von den «Ehemännern» betroffen wurden, die ihnen mit Enthüllung drohten, falls sie nicht augenblicklich die Schweiz verliessen. Gelegentlich war der Köder, mit dem man sie hinlockte, das Versprechen wertvoller Nachrichten. Der Amerikaner, der beim Abfassen des Meisters eine Rolle spielte, hatte da ein pikantes Erlebnis. Zu dem Nonnenorden, dem Bella Donna und andere angehörten, zählte auch eine Italienerin mit schönen ovalen Gesichtszügen, einer entzückenden Gestalt und einem «Hasch-mich-doch»-Benehmen. Sie setzte alle ihre drei Vorzüge bei dem Amerikaner ins rechte Licht, der diese Erfahrung seinem Vorgesetzten berichtete. «Na, dann sehen Sie doch zu, was sie eigentlich will, aber passen Sie gut auf sich auf», meinte der. Am näch-

sten Abend trafen sich die beiden im Foyer des Bellevuepalasts und die Sache entwickelte sich fast ebenso rasch wie damals die Episode mit Bella Donna. Beim Gehen flüsterte die Italienerin: «Kommen Sie in ein paar Minuten auf mein Zimmer und ich werde Ihnen etwas sagen, das Ihre Regierung wissen will.» Der Amerikaner nickte und klopfte bald darauf leise, aber mit einiger Beklemmung an ihre Türe. Er musste sich wohl mit einiger Spannung fragen, welche Falle auf ihn wartete, wenn er auch wusste, dass ihn Kameraden «deckten».

Die Türe öffnete sich rasch und zeigte ihm das, was er schon erwartet hatte, nämlich die Dame des Hauses notdürftig mit einem Morgenrock bekleidet. Die schöne Zauberin tat äusserst bezaubernd, als sie ihn einliess und ihm eine Chaiselongue anwies. Als er zu dieser hintrat, bückte sie sich, als ob sie etwas hätte fallen lassen, verschloss die Türe und steckte den Schlüssel in ihren Busen. Mit einem Satz war der Amerikaner durch das Zimmer und rief: «Was machen Sie da?», packte sie mit beiden Armen und schüttelte sie wie ein altes Kleiderbündel. Ganz wie er gehofft hatte, fiel irgendwie der Schlüssel zu Boden. Er stürzte sich darauf, schloss die Tür auf und sah hinaus, es war aber niemand auf dem Flur. Er trat wieder ins Zimmer zurück an der erschrockenen Frau vorbei, die offenbar mit sehr gemischten Gefühlen kämpfte, lief an die schweren Vorhänge, die die Fenster verhüllten, riss sie auseinander und fand nichts.

Da muss irgendwo ein Diktograph stecken, sagte er zu sich, als er sich, soweit wie möglich von der Chaiselongue entfernt, auf die Kante des steifsten Stühlchens setzte, das im Zimmer zu finden war. «Und nun Signora, bitte, was war es für eine Mitteilung, die Sie mir machen wollten?»

Aber er hatte die zartesten Gefühle der Signora verletzt. Wie kam er dazu, sie zu beargwöhnen? Sie war doch eine Italienerin und eine Freundin der Alliierten! Aber es war doch auf der Chaiselongue Raum genug für zweie. Nein? Widerwillig begann sie, ihm von einem deutschen Plane zu erzählen, den sie aus «allersicherster Quelle» habe. Man wollte die Engländer mit ihrem eigenen «Q-Schiff-System» bekämpfen. Ein Kauffahrer mit schwedischer, norwegischer oder sonst einer Flagge sollte auf dem Meere seines Weges

ziehen, lauend in seinem Gefolge würde dann ein U-Boot kommen, das jedes alliierte Patrouillenfahrzeug versenkte, das sich an die Durchsuchung des Neutralen machen wollte*. Ausserdem bestehe noch ein kluger Plan, die U-Boote auf hoher See durch neutrale Schiffe mit Brennstoffen zu versehen, Das war so ungefähr die Nachricht, die er stückweise aus der Signora herauszog. Ob sie nun auf Wahrheit beruhte oder aus der deutschen Gerüchtesfabrik stammte? Der Amerikaner konnte weiter nichts tun, als die Angaben an G2B weitergeben, wo man sie nach ihrem Werte einzuschätzen wusste. Zur offenbaren Enttäuschung der Signora stand der Amerikaner auf und ging seiner Wege, Am nächsten Tage tat sie das gleiche und das Hotel sah sie nie wieder. Spielte sie nun bloss die Gekränkte oder hatte sie ihre Aufgabe erfüllt?

Ein historischer Diktograph

Eine andere Dame mit hohem Titel benützte einen Diktographen, der darum auf den Seiten der Geschichte Erwähnung verdient, weil er tatsächlichen, wenn auch bisher noch unbekanntem, Anteil am Zusammenbruch der Zentralmächte hatte. Er half den Abfall des ersten Verbündeten, den von Bulgarien, vorzubereiten, das am 25. September 1918 um Waffenstillstand bat. Eine Woche vorher kam eine sogenannte Baronin von zweifelhaftem Rufe zu einem Chef des amerikanischen Geheimdienstes.

«Ich kann Ihnen behilflich sein, Bulgarien aus dem Kriege auszuschalten», erklärte sie ihm, «Seit der Niederlage in Mazedonien hängt die Sache am seidenen Faden.» Der Premierminister hat einen bulgarischen Diplomaten hier beauftragt, heimlich in Erfahrung zu bringen, ob Präsident Wilson König Ferdinand an der Regierung lässt, falls sie abfallen. Ich kann Ihnen in meiner Wohnung eine Zusammenkunft vermitteln.»

Der amerikanische Spionageleiter bekam Interesse, worauf die Dame fortfuhr: «Das ist nicht etwa Vorspiegelung falscher Tatsachen. Sie brauchen nur anzuhören, was er Ihnen zu sagen hat. Ich stelle einen Diktographen auf, und Sie können

* Die Engländer haben leider mit diesem System, das in der hier nicht berichteten besonderen Abart «Schiff in Not» das äusserste an Heimtücke darstellte, eine ganze Anzahl unserer U-Boote vernichtet.

die Aufnahme bekommen und sie meinetwegen weiter verkaufen, an wen Sie wollen.»

Das war eine zu gute Gelegenheit, um sie ungenützt verstreichen zu lassen. Der bulgarische Diplomat und seine Mission erwiesen sich tatsächlich als echt. Der Amerikaner gab die Botschaft nach Washington weiter und die Antwort von dort lautete ermutigend. Die ganzen mündlichen Verhandlungen, die Wort für Wort aufgenommen waren, verkaufte dann die witzige Dame an die Deutschen als Beweis, dass die bulgarischen Verbündeten von ihnen abfielen, dann an die Schweiz als Beweis, dass die Schweizer Neutralität verletzt wurde. Als der amerikanische Leiter das erfuhr, rief er: «Ist das ein Weib!»

Diese wissbegierigen Instrumente, die Diktographen, spielten im amerikanischen Geheimdienst ebenso gut wie in anderen ihre Rolle. Eine Zeitlang war es damit allerdings eine richtige Komödie. G2B der AEF. forderte in Washington die Übersendung einer grösseren Anzahl an, worauf pünktlich eine Rechnung über mehrere tausend Dollars in Chaumont eintraf, aber keine Diktographen. Daraufhin setzte energische Nachforschung ein. «Die, die, who's got the die*?» war eine stehende Redensart. Aber die Dinger liessen sich nirgends finden, obgleich die erfahrensten Spürhunde auf die Spur gesetzt wurden. Darauf kam eine zweite Rechnung und jetzt wurde der Spass allmählich etwas zu dumm. Schliesslich fand G 2 B die Apparate und zwar auf dem Pariser Amt von G 2, SOS, bei den Spionsjägern der Etappe, die sie mit Begeisterung benützten.

Wie viele Mitglieder der AEF. erinnern sich wohl noch des Hotels in der Rue D., nicht sehr weit vom Boulevard des Capucines, auf dem die so reizenden und freundlichen Boulevardières patrouillierten? Dieses Hotel mit seinem unauffälligen Eingang, das trotz allen Bestimmungen «heisses Wasser» und anderen «comfort moderne» zur Verfügung hielt, war ein «Schatz». Es war so diskret, so verschwiegen.

Dort waren einige der Diktographen aufgestellt. In den langen Winterabenden hörten französische und amerikanische Stenographen gar manche Unterhaltung ab, die amerikanische Offiziere mit hübschen Damen geführt hatten, die vielleicht

* «Die, die, wer hat den Die gekriegt?» Wortspiel mit Dik (Diktograph) und tic (Krampf, Verrücktheit).

deutsche Agentinnen auf Nachrichtenjagd waren, oder einem französischen Agenten halfen, lose Zungen festzustellen, die man dann dorthin sandte, wo ihre Beweglichkeit kein Unheil mehr anrichten konnte. Immer und immer wieder schrieben die abhörenden Stenographen die Worte: «'ow mannee Américain arrh on France*?»

Ihre Angelhaken fingen manchmal merkwürdige Fische. Ein Telephonist hätte fast seine Kopfhörerschnur zerrissen, als die wohlbekannte Stimme eines gewissen sehr hohen Offiziers an sein Ohr schlug, aber der Offizier gebrauchte Ausdrücke, wie man sie bisher von ihm noch nicht gehört hatte. Der Belauschte erhielt darauf einen anderen, etwas ungefährlicheren Posten weit ab von Paris und seinen Boulevardières, und mag sich wohl verwundert gefragt haben, warum.

Es gab Grund genug für die überall in der AEF. verbreiteten Warnungen vor den kleinen Damen. Indessen hielten natürlich viele Landser diese Warnungen für «Grossen Quatsch», wie folgende Episode beweist;

Im Mai 1918 war die deutsche Oberste Heeresleitung in grösster Besorgnis. Ihre kraftvolle am 21. März angesetzte Offensive hatte die Front zwischen den Engländern und Franzosen beinahe, aber doch nicht ganz durchbrochen. Nachfolgende Stösse, so erschütternd sie auch wirkten, brachten doch nicht das grosse Ergebnis, das die Deutschen erzielen mussten. Zu Zehntausenden kamen die Yanks, die das Blatt wenden konnten, Wie bald war ihr Eingreifen zu erwarten? Wieviel Zeit blieb noch übrig? Der deutsche Geheimdienst erhielt den Auftrag, das festzustellen, und einer der vielen Züge auf dem Schachbrett nahm in Genf von einem Keller unter einer Sattlerei in der Rue Prevot-Martin seinen Ausgang.

In diesem Keller befanden sich Uniformen von allen Arten französischer Regimenter mit vollständigen Rangabzeichen, Orden, Käppis und Mützen. Auf einer Werkbank in der Ecke lagen sauber ausgeführte Papiere für jeden, der in einer von diesen Verkleidungen über die Grenze nach Frankreich hinüberschlüpfen wollte. Als Erleichterung dienten verschiedene gewöhnliche Schankstellen, die unmittelbar an der Grenze lagen und den Zusammenkunftsort von Spionen, Flüchtlingen und Schmugglern bildeten. Diese Cafés und

* How many Americans ar» in France? Wie viel Amerikaner sind in Frankreich?

Keller waren die Schlupfwinkel für eine vielsprachige Meute von Füchsen, die ein französischer Deserteur anführte. Dieser verzweifelte junge Mensch schreckte vor nichts zurück und seine Halsabschneider übernahmen jeden, auch den schmutzigsten Auftrag, besonders wenn es sich um Spionage gegen die Alliierten handelte. Dort traf der Auftrag ein, zwei Frauen nach Frankreich zu senden, um Folgendes herauszufinden: Wieviele Amerikaner waren bereits in Frankreich? Wieviel weitere kamen wöchentlich an? In welchen Häfen wurden sie gelandet? Mit einem Worte, man verlangte Nachrichten über alles, was die Amerikaner betraf. Ausserdem wünschte man genau zu wissen, wieviel Schaden die Luftangriffe und Ferngeschütze in Paris anrichteten. Yvonne Schadeck und Anne Garnier, beide in den Zwanzigern, packten daher ihre Handtaschen und erhielten in dem Keller Pässe, die ihnen über die französische Grenze helfen sollten. Für Yvonne war das nicht die erste Reise dieser Art. Sie hatte bereits den Winter zuvor in Paris verbracht und die Ergebnisse dieses Aufenthaltes waren für die Deutschen recht nützlich gewesen. Aber der Keller war allmählich zu bekannt geworden, und die Mädchen erregten an der Grenze Verdacht. Man beobachtete jeden ihrer Schritte auf französischem Boden. Ziemlich eine Woche lang liess man sie unbelästigt arbeiten. Sie suchten die Stadt nach den Spuren von Granaten und Bomben ab, aber meistens bearbeiteten sie die Eisenbahnstationen, namentlich den Ostbahnhof, den die amerikanischen Transporte hauptsächlich benützten. Da sich die Offiziere stärkere Zurückhaltung auferlegten, waren die Mannschaften ihre Lieb-linge.

Das Ausholen der Soldaten

«Ave dreenk?»* fragten sie, worauf ihr Opfer prompt antwortete: «Quak' doch nicht erst so blöd, ob ich ,ave dreenk* will Führe mich lieber hin, kiddol**»

Der tödlichsten Zusammenstellung des Geheimdienstes, Wein und Weib, erlag die Beute; «Nettes Balg bist du», liess er sich dann aus. «Übrigens famoses Nest dieses Paris hier. Weissst du, lass dir sagen, das Loch dort, wo wir sind, bei Looneyville***, da kriegst du Kreuzschmerzen. Uns alte Krieger vom

*Have a drink? Willst du ein Glas haben?

**Geisslein, Herzchen, Kindchen, Kerlchen.

***Lunéville in amerikanischer Verballhornung.

xten behandeln sie wieder gemein. Aber in vierzehn Tagen gehen wir in Stellung und dann...» «In Stellung, wo denn?» Oh, es heisst bei Baccarat. Aber passt bloss auf, wenn wir alten Krieger vom xten ...»

Yvonne und Marie waren erfahren und flink. In vierundzwanzig Stunden konnten sie eine ganz hübsche Anzahl Leute durchhecheln. Als dann schliesslich die abwartenden Franzosen sich auf sie stürzten, hofften sie ausführliche, noch nicht abgesandte Berichte zu finden. Aber die erste Untersuchung ergab nichts. Auch die zweite Untersuchung von Marie brachte nichts zutage. Erst als sie eine kleine Verzierung an Yvannes Kleid aufspalteten, fanden sie ein Stückchen Seidenpapier, das mittels einer sehr feinen Feder mit ganz kleinen Zeichen beschrieben war. «Oh, das ist weiter nichts», sagte Yvonne, die Hand nach dem Papier ausstreckend, «das können Sie verbrennen.»

Später stellte ein Codeexperte fest, dass es eine sehr saubere Aufstellung über den Verbleib der amerikanischen Formationen war. Nur eine einzige Truppenverschiebung fehlte, die gerade in dem Augenblick erst einsetzte, in dem die Mädchen ins Gefängnis geführt wurden, nämlich der Abtransport der aus Aktiven und Marine bestehenden 2. amerikanischen Division nach Château-Thierry. Der Einsatz der 2. Division sagte den Deutschen natürlich sowieso in ein oder zwei Tagen unmissverständlich, was sie wissen wollten: Die Yanks waren da. Aber wie viele Spione, die wir nicht fingen, kamen auf jede erwischte Schadeck und Garnier? Vermutlich Hunderte, und auch die waren nur ein Bruchteil aller Spioninnen in Frankreich. Für wen sie auch immer arbeiten mochten, die meisten waren Französinen, die von allen europäischen Frauen die grösste Intelligenz und Unabhängigkeit aufweisen. In der überwältigenden Mehrheit waren sie vaterlandsliebend und treu, mochte auch namentlich in den von den Deutschen vier Jahre lang besetzten Gebieten die Versuchung noch so schlimm an sie herantreten. Aber es war kein Wunder, dass auch einige ihr erlagen. Hier zum Beispiel noch eine lebhafte Erinnerung an die Morgenfrühe des letzten Kriegstages an der Front: Ein grosser, schlanker Franzose mit wachsgelbem Gesicht in schwarzem Zivil befragte die Bauern eines eben wieder genommenen Dorfes. Er sonderte die Treugeblie-

benen von den Verrätern, wobei er eine Liste von Namen benutzte, die das Deuxième Bureau geduldig während vier langer Jahre aufgestellt hatte, die Liste derer, die des Einverständnisses mit dem Feinde überwiesen waren. Für sie bedeutete der «Tag des Ruhmes» den Tag der Vergeltung. Und so viele davon waren Frauen!

Auch die Amerikaner konnten ihrer nicht ganz entraten. Davon erzählt eine niedliche Anekdote:

Aus den Vereinigten Staaten kam nach Frankreich eine junge Dame, die vielleicht Estelle hiess. Sie war französischer Abstammung und sprach fließend Französisch, denn sie hatte in einer vornehmen amerikanischen Mädchenschule darin unterrichtet. Mit ihrem hübschen braunen Haar, ihren braunen Augen, ihrer Anmut und ihrem Schick im Benehmen bot sie eine anziehende Erscheinung. Sie sah sogar so gut aus, dass die zynischen Leute vom Geheimdienst murmelten: «Hum! Erster Aufzug, Auftritt der bezaubernden Agentin.»

Aber andere Leute waren weniger argwöhnisch, und so wählte man sie für einen wichtigen Auftrag in der Schweiz aus. Modebäder wie St. Moritz sollten ihr Jagdrevier bilden. Sie hatte sich unter die kosmopolitische *haut monde* zu mengen, sollte ihre Ohren offen halten und nötigenfalls ihre liebenswürdigen Manieren spielen lassen, um die Unterhaltung in Fluss zu bringen. Sie machte sich also nach der Schweizer Grenze auf. Unglücklicherweise wurde schon bei ihrer Abfahrt aus Paris ein Bock geschossen, wahrscheinlich nicht von weiblicher, sondern von männlicher Seite. Infolgedessen war Estelle bereits an der Grenze nicht nur durch die Schweizer Geheimpolizei, sondern auch durch die damals noch in voller Blüte stehende deutsche Organisation des Meisters rettungslos als Spionagekandidatin festgenagelt. Sie gelangte wohl in die Schweiz, aber das war auch der einzige Vorteil, den sie von der Sache hatte. Ihre Personalbeschreibung war bereits in der Spionagewelt von Mund zu Mund weitergegeben. Ihr gutes Aussehen machte sie zudem leicht erkennbar. Sie hatte also ebensoviel Aussicht, aus hochgestellten Deutschen Geheimnisse herauszuziehen wie aus Taubstummen. Verschiedenen Berichten zufolge tat sie ihr Bestes, aber sie musste mit gezinkten Karten spielen. Als später die Rede darauf kam, was man hätte tun können, um

ihren Auftrag zu verschleiern, sagte sie: «Man hätte über mich in den alliierten Nachrichtenämtern in Frankreich falsche Gerüchte verbreiten müssen und in den verdächtigen Kreisen weitere Gerüchte in Umlauf setzen sollen, dass ich mit den Behörden Schwierigkeiten hätte. Offensichtlich wäre ich dann nach der Schweiz gereist, um mich der Überwachung der Alliierten zu entziehen. Als ich erst einmal in der Schweiz war, hätte man weitere ‚geheime‘ Berichte über mich zirkulieren lassen müssen des Wortlauts, dass ich für die Regierung der Vereinigten Staaten gefährlich sei, dass ich pazifistische Propaganda triebe und einen deutschen Gatten in der amerikanischen Armee hätte, dem ich zur Fahnenflucht verhelfen wolle. Diese ‚geheimen‘ Berichte konnte man dann dem Feinde in die Finger spielen. In der Schweiz hätte mit Ausnahme von ein oder zwei Eingeweihten niemand etwas von mir gewusst und auch die Amerikaner hätten des Glaubens bleiben dürfen, dass ich verdächtig sei und möglicherweise für Deutschland arbeitete.»

Das sind allerdings übliche Kniffe des Geheimdienstes, aber wer kann sagen, ob sie im Estelle-Fall gewirkt hätten? Manche behaupten, ihr Fehlschlag sei weniger auf ungenügende Verschleierung zurückzuführen, als darauf, dass sie sich verliebte. Andere gingen noch weiter und behaupteten, dass das «Objekt» ein deutscher Agent war. «Aber wie dem auch sein mag», setzten sie mit nachdrücklicher Betonung hinzu, «der Betreffende war zu beneiden.» Jedenfalls bestärkte Estelles Abgang aus der Schweiz General Nolan in seinem Entschluss, alle ihre Schwestern aus den von ihm geleiteten Arbeitsgebieten des amerikanischen Geheimdienstes fernzuhalten.

Im Hauptquartier der amerikanischen Expeditionstreitkräfte in Frankreich wollte man mit Agentinnen nichts zu tun haben. Der französische und italienische Geheimdienst lachte darüber und fragte: «Wie wollt ihr ohne sie fertig werden?» Aber im GHQ. brachte man es doch fertig.

Einige andere Zweige des amerikanischen Geheimdienstes in Europa benutzten Frauen meist für Zwecke der Spionageabwehr. Einige kamen von den Vereinigten Staaten, andere waren Französinen. Eine der letzteren hatte ein besonders tragisches Schicksal, sie verlor nämlich im amerikanischen

Dienste ihre schlanke Figur. Das Deuxième Bureau hatte sie nach aufregender und erfolgreicher Spionagekarriere an uns ausgeliehen und sie fand die amerikanische Bezahlung und besonders den amerikanischen Candy etwas zu gut. Der Zunahme ihres Körpergewichts entsprach die Verminderung ihrer Tüchtigkeit.

In den Vereinigten Staaten waren dagegen im amerikanischen Nachrichtendienst mehr Frauen der einen oder anderen Art tätig als in Europa. Frauen von hoher, von niedriger und auch von gar keiner gesellschaftlichen Stellung beteiligten sich, vom Wunsche erfüllt, etwas für ihr Land zu tun, und fanden dabei Anregung. Gar viele meldeten sich dazu, amerikanische, alliierte und deutsche. Diese Amateure lieferten den grössten Teil des Feuerwerks, und zwar von unten bis oben, angefangen von der Frau des Mosquito-Inspektors in New Jersey, die dem Marinedienst versicherte, sie habe gesehen, wie draussen auf den Dünen ein Möbelwagen hielt und Leute mit teutonischem Aussehen aus ihm das übliche drahtlose Sendegerät herausholten und in Betrieb setzten.

Warum sich Mädchen zum Geheimdienst meldeten

Der Nachrichtendienst argwöhnte, dass ein österreichischer Baron sein Ehrenwort verletze und für die Zentralmächte verstohlene Spionage leiste. Beschattung seiner Person in und um Neuyork erwies, dass er zweifellos in verschiedene Intrigen verwickelt war, nur nicht in solche der vermuteten Art. Der Baron war ein Schürzenjäger. Man entschloss sich daher, eine Frau auf seine Spur zu hetzen.

«Aber sie muss gut aussehen», erklärten die «Schatten». «Er ist sehr wählerisch.»

Wo konnte man wohl besser nach Sternen Ausschau halten als auf der Bühne? Vor allem erwies sich da ein Theatermann als wertvolles Mitglied des Nachrichtendienstes. Er brachte endlich ein Mädels an, das nach Urteil der Schatten gut genug aussah. Sie leiteten für die Kleine ein Zusammenreffen mit dem Baron in die Wege und sagten ihr dann, was sie zu tun habe. Sie war eine Blondine und hübsch «durchwachsen», so dass sie einem Teutonen wohl gefallen konnte. Sie sollte dem Baron erzählen, sie sei deutscher Ab-

stammung, sich in sein Vertrauen einschleichen und herausfinden, was er für Österreich tat.

Die erste Woche verging ohne Nachricht von ihr. «Wahrscheinlich muss sie erst einmal anfahren», dachte man. Die zweite Woche verging, die dritte Woche, aber es kam keine Nachricht. Dann lief folgende Mitteilung ein: «Ich habe mich heute Morgen mit dem Baron verheiratet. Danke schön.»

Er war wirklich ein Baron, und das erklärt vielleicht, warum Mädels zur Bühne und zum Geheimdienst gehen.

Der Hauptbrennpunkt für Spionage in Amerika war während des Krieges natürlich Washington. Die Anwesenheit von Agenten und Freunden Deutschlands war dort keineswegs Einbildung. Sie suchten eifrig die kostbaren Goldkörner von Nachrichten zu sammeln, um sie gewöhnlich durch süd-amerikanische Staaten und Mexiko über den Ozean zu senden. In Mexiko City bestand eine der deutschen Botschaft nicht unbekannte Spionagezentrale, die mehr als einen Agenten nach den Vereinigten Staaten sandte. Einer davon war der berühmte Pablo Waberski*, ein anderer eine gefährliche Spionin, die im Gegensatz zu Pablo erst gefasst wurde, als sie schon einige Zeit in Washington tätig gewesen war und beinahe ernstlich Unheil angerichtet hätte.

Eines der wichtigsten Staatsdepartements hütete ängstlich seine vielen Geheimnisse. In einem besonders heimlichen Safe verwahrte man Papiere, Zeichnungen und Briefe, deren Besitz für die Deutschen sicherlich die Ersparnis von Tausenden von Menschenleben und Millionen Mark bedeutet hätte. In einigen Fällen, zu gewissen Zeiten hätten diese Papiere sogar über Sieg und Niederlage entscheiden können. Die Leute, die in den Inhalt des Safes Einblick hatten, liessen sich an den Fingern einer Hand herzählen. Einer der Finger hätte für Präsident Wilson gezählt. Mit der Beaufsichtigung des Safes war eine Persönlichkeit betraut, die allein das Geheimnis und die Methode, ihn zu öffnen, kannte. Die Personalpapiere des Betreffenden als Regierungsbeamter waren vorzüglich und man schenkte ihm volles Vertrauen.

Aber der Geheimdienst traut keinem unbedingt. Der Hüter des Safes wurde selbst vom Aufstehen in der Frühe bis zum Schlafengehen in der Nacht unter Beobachtung gehalten,

* Vgl. a. S. 40 und S. 151. Auf diesen Fang scheinen die Amerikaner besonderes Gewicht zu legen.

und das war ein Glück, Er fing an, seine Abende mit einer schönen dunklen Frau von spanischem Typus zu verbringen, ohne zu wissen, dass alles, was er tat, vermerkt wurde. In seiner Betörung wurde er nicht nur indiskret, sondern auch treulos. Zu ihrem Erstaunen sahen die Schatten das Weib und den höchstes Vertrauen geniessenden Mann eine gewisse Wohnung in einer ruhigen Strasse in Washington betreten. Die Schatten wussten, dass sich in diesem Hause eine kleine Wohnung befand, die nach aussen hin einem unverheirateten Geschäftsmann gehörte, in Wirklichkeit aber von einer Regierungsstelle als heimlicher Treffpunkt für vertrauliche Besprechungen benützt wurde. Der Wächter des Safes war einer der wenigen, die dazu den Schlüssel hatten, über dessen beschränkte Gebrauchsberechtigung er sich vollständig klar sein musste. Die Schatten telephonierten alsbald ihrem Vorgesetzten: «Er hat sie mit in jene Wohnung genommen,» «Dann nimm sie beide beim Kragen!» fauchte der Chef und so geschah es.

Eine Spionin in Washington

Das Verhör dritten Grades ergab, dass die schöne schwarzhäarige Fremde aus der deutschen Spionagezentrale in Mexiko City kam und gerade noch zur rechten Zeit erwischt worden war, als sie um ihr Opfer bereits ein Netz von Erpressung gewoben hatte, aus dem er sich nur noch durch Preisgabe der Geheimnisse im Safe hätte befreien können.

Das war wenigstens die Ansicht der Nachrichtenoffiziere, die die Verhaftete befragten. Sie kam leichten Kaufes* davon, wie auch einige andere feindliche Agenten. Sie wurde nur per Schub nach Mexiko zurückgebracht,

Danach kämmten sie den Bewahrer des Safes mit dem Staubkamm durch. Sie gingen vom Kopf bis zum Fuss, von der Geburt bis zur Gegenwart. Sie befragten ihn wegen seines Weibes, das von ihm getrennt in Europa lebte. Er beschrieb sie ganz genau, Erscheinung und Benehmen, und gab an, dass sie vier Sprachen spreche. Darauf wiesen sie ihm eine Art von Hauptalarmliste, eine von den Franzosen erhaltene schwarze Liste, auf der zwanzig Männer und viele Frauen beschrieben waren, «Diese sind die gefährlichsten deutschen

* Nachdem sie zweifellos fast zu Tode gefoltert worden war!

Agenten, die wir kennen», lautete der ungefähre Sinn des Zirkulars. «Wir ersuchen alle Dienststellen, sie ungesäumt festzunehmen und zu verhören und die Anklage gegen sie erst später auszudenken*.»

Gleich die erste von den vier Frauen war die Gattin des Amerikaners! Bald darauf wurde sie in Rom mit einem höheren Offizier erwischt und kam nur mit knapper Not mit dem Leben davon. Der Bewahrer des Safes erklärte, er habe keine Ahnung, dass sie eine Spionin sei; aber von seinem Posten als Hüter des Safes wurde er entfernt.

Für den Geheimdienst in Washington war es manchmal eine schwierige Aufgabe, die höheren Regierungsbeamten gegen Spionage zu schützen, zumal sich verschiedene der Hochgestellten darüber ärgerten und erklärten: «Dieser Spionagefimmel ist der höhere Blödsinn.»

Einer von ihnen, dessen Name während des Krieges täglich in den Zeitungen zu lesen war, erwies sich gegen die Lockungen einer bezaubernden Levantinerin als nicht unempfindlich. Diese hatte eine etwas finstere Vergangenheit und stand in so dringendem Verdacht, dass der Geheimdienst einen heftigen Schrecken bekam. Sie stellten die Dame unter Beobachtung, was sie prompt merkte und ihrem Anbeter erzählte. Aber sie bauten ihm auch ins Büro, in dem er sie empfing, einen Diktographen ein, den keiner der beiden entdeckte. Eines schönen Tages vernahmen dann die Leute, die die Aufnahmen des Diktographen abhörten, wie der Mann von öffentlicher Bedeutung nach einigen verliebten Sätzen sagte: «Komm mal hier ans Fenster, Liebling. Siehst du den unteretzten, fetten Kerl da drunten, der die lange Zigarre raucht? Das ist einer vom Nachrichtendienst. Jetzt haben die verdammten Narren auch mich noch unter Beobachtung gestellt!»

Ein Diktograph war auch ein stiller, aber wichtiger Teilnehmer an einem anderen kleinen Spionagedrama, das sich in Washington in der Kriegszeit in noch höheren Kreisen abspielte. Der Apparat wurde durch den Beamten einer alliierten Regierung, dessen Aufgabe es mit war, seine Augen für deutsche Intrigen offen zu halten, in der Wohnung einer

* Das hiess also ungefähr: «Nehmt sie fest, foltert sie, wenn ihr wollt, zu Tode, und macht euch nichts daraus, wenn es aus Versehen Unschuldige sein sollten. Die Entschuldigung lässt sich ja nachher leicht konstruieren.»

Dame von sehr hoher Stellung aufgestellt, weil er vermutete, dass diese für das Durchsickern von Nachrichten verantwortlich sei.

Bei dieser Dame machten Leute Besuch, die zum Teil in der Organisation der Regierung für die Kriegsführung hohe Posten bekleideten. Namentlich einer von diesen besass Informationen von höchstem Werte, denn er genoss das Vertrauen des Präsidenten, mit dem er häufig verhandelte. Er bildete eine geradezu ideale Beute für eine Spionin, und von allen Besuchern war dazu er der, der am häufigsten kam und am längsten blieb.

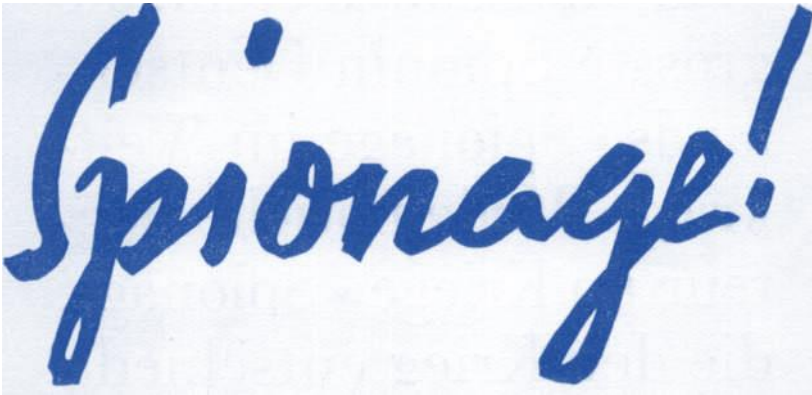
Was die beiden sich auch sagen mochten, der Diktograph schrieb alles auf und der neugierige Beamte brachte eine ganze Sammlung von Aufzeichnungen zusammen. Sie erwiesen, dass der hochgestellte Besucher indiskret, sogar sehr indiskret war. Aber ob die von ihm begangene Indiskretion der Art und von einem Umfang war, um seine Amtsenthebung zu rechtfertigen, das war mehr, als einige Amerikaner, die die Wiedergabe abhörten, zu entscheiden wagten. An seiner allgemeinen Loyalität verursachten die Berichte nicht den mindesten Zweifel. Sie legten die Angelegenheit darauf dem Präsidenten Wilson selbst vor. Dieser liess sich den Bericht über die Unterhaltung vorlesen, aber er war argwöhnisch. Er erklärte, es könne sich auch um ein republikanisches Komplott handeln, um der Regierung Schwierigkeiten zu machen. Er werde in dieser Angelegenheit nicht eingreifen. Andere waren dagegen nicht so zurückhaltend. Sie sicherten sich die gewandte Hilfe einer in Washington wohlbekannten Dame aus achtbarer Familie, und diese liess so geschickt da ein Wort und dort eine Andeutung fallen, dass der betreffende Regierungsbeamte in kurzer Zeit die Besuche bei seiner Angebeteten einstellte. Die letzte Szene des kleinen Dramas bildete ein diplomatischer Zwischenfall, den die Entüstung über das Vorgehen des fremden Beobachters verursachte, der den Diktographen aufgestellt hatte. Die Zeitungsartikel, die sich mit diesem diplomatischen Zwischenfall befassten, erwähnten aber über den eigentlichen Hintergrund der Sache natürlich nichts.

Soll man annehmen, dass diese Darstellungen den Spioninnen nicht volle «Gerechtigkeit» widerfahren lassen? Vielleicht

können die Frauen es sich nach alledem als Vorteil buchen, wenn sie keine guten Spione abgeben. Soweit sie sich als untauglich erweisen, werden sie natürlich bekannt, aber ihre Erfolge bleiben oft verborgen.

Das erfolgreiche Buch !

H. R. BERNDORFF



In Ganzleinen RM. 6,50, geheftet RM. 4,50
Verlag Dieck & Co, Stuttgart

Um es von vornherein zu sagen, das Buch ist unbedingt lesenswert. Es ist wahrlich kein Roman, wenn es sich auch so liest. Spannend wie eine Kriminalgeschichte, erzählt es aber doch Fälle aus der Wirklichkeit. Das Buch bringt eine derartige Fülle des Neuen und Spannenden, dass der Leser es erst aus der Hand legen wird, wenn die letzte Seite umgeblättert ist. *Tremonia, Dortmund*

In anschaulicher Weise werden hier die abenteuerlichen Erlebnisse von Spionen und Spioninnen aus dem Weltkriege geschildert, um deren Namen sich ein ganzer Legendenkreis gebildet hat. Der Atem des Lesers stockt, wenn er die verwegenen Grosstaten einer Annemarie Lesser, genannt «Mademoiselle docteur» oder der Tänzerin Mata Hari liest – ein lehrreiches Buch, ein spannendes Buch.

Deutsche Zeitung, Berlin

Vorkriegsspionag ● Schutz-
leute als Spione ● Oberst
Redl, k. u. k. Generalstabs-

VERLAG DIECK & CO, STUTTGART

chef ● Ein idealer Spion ●
Mademoiselle docteur, die
grösste Spionin Deutsch-
lands ● Spionage im Welt-
krieg ● Mademoiselle doc-
teur im Kriege ● Spionage,
die den Krieg entschied ●
Mata Hari, Tänzerin, Kur-
tisane und Spionin ● Spione
in Klosterzellen ● Der Tod
der Edith Cavell ● Nach-
kriegsspionage ● 2 Meter
von der Grenze entfernt
verhaftet ● Martha Moreuil,
Spionage am Fallschirm

H. R. Berndorff «SPIONAGE»

erzielte in Deutschland innerhalb 6 Monaten 40 Auflagen. Die Welt horcht auf über diesem deutschen Buche. Es erscheint in dreizehn fremden Sprachen im Auslande. Die Presse hat in grossen Referaten auf dieses ungewöhnliche Buch und seinen Wert für alle, auch für Sie, hingewiesen. Ungewöhnlich viele Presseurteile liegen vor, nachstehend nur einige wenige: Berndorff will in seinem Buch nicht nur absonderliche Lebensläufe, er will auch das System zeigen, in dessen Schlingen sie sich verwickeln. Und das gelingt ihm, weil er zu gliedern, zu steigern und wegzulassen, kurz zu erzählen versteht. Wie er Situationen heraushebt, so deutlich, dass sie in der Erinnerung haften bleiben wie prägnante Filmszenen, wo er Dokument und Schilderung verwebt, wie er Lücken lässt, in denen die Phantasie des Lesers weiterarbeitet, das ist ausgezeichnet. O. A. P. in der «Vossischen Zeitung», Berlin Die Hochflut von Kriegswerken bietet strenggenommen immer das gleiche, wenn auch in verschieden abgewandelter Form. Etwas wesentlich Neues ist nicht zu entdecken. Das vorliegende Werk be-
gibt sich auf ein Spezialgebiet, das ungewöhnlich interessant ist. Hier wird etwas geboten, was wir im Allgemeinen noch nicht wussten. Hier wird hinter die Kulissen geleuchtet, und der Scheinwerfer ist in der Tat sehr grell. Der weitaus grösste Teil des Buches wird der breiten Öffentlichkeit auch heute noch unbekannt sein. Ob Ben Akiba in diesem Falle wohl Recht behielte?

Allgem, Deutscher Pressedienst, München

Der Verfasser hat sich an die Wahrheit gehalten. Sein Buch enthält den sensationellen Kommentar zu den Ereignissen des Krieges. Es ist überdies des Verfassers Verdienst, auf die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Geheimdienstes in einer Weise hingewiesen zu haben, dass sie überzeugt. Und ein anderes Verdienst: er setzt den unbekanntes Helden, die sich für Deutschland auf besondere Art zu opfern bereit fanden, ein Denkmal.

v. E-ck in der «Allensteiner Zeitung»

«Das ist ein Ding! Der Leser hat die angenehme Empfindung, dass er hinter die Kulissen sieht, vor denen er so oft gesessen und in denen er – ach! – vier Jahre lang als Statist mitgespielt hat, „Also, so war das...“ Erzählt ist die Geschichte mit hinreissender Spannung. Eine Geschichte von grossem Schwung. Das Buch ist eine höchst leuchtende Sache und verdient gelesen zu werden. Kein Wunder, dass es in viele, viele fremde Sprachen übersetzt ist. Das Buch Berndorffs sei für schlaflose Nächte empfohlen. Der Leser empfindet jenes angenehme Kribbeln, das immer eintritt, wenn wir imaginäre Gefahren erleben. Dreizehnmal Herzklopfen sind garantiert.»

Die Weltbühne

Es ist das Spannendste, was man je gelesen hat. Vor diesen Geschehnissen, die Tatsachen sind, verblasst die Phantasie jedes Kriminalromans. Wer diese Geschichten liest, bekommt geradezu Fieber. Man kann nicht mehr davon los, muss sie zwei-, ja dreimal lesen, ohne dass sie an Spannung das geringste einbüßen.

Magdeburger Tageszeitung

Diese lebendigen Schilderungen der Persönlichkeit und des Wirkens grosser Spione und Spioninnen gehören zu den besten Tatsachenberichten, die wir kennen. Sie sind nicht nur spannend wie die aufregendsten Detektivgeschichten; sie verraten auch eine überaus reiche Kenntnis und gründliche Beherrschung der verwickelten und heiklen Materie. Berndorffs Buch ist geradezu eine Geschichte der Spionage der Neuzeit und so ausgezeichnet geschrieben, dass man es nicht aus der Hand legen kann, ehe man die letzte Seite gelesen hat.

Tempo, Berlin

Der Verfasser hat aus authentischen Quellen und als Offizier wohl auch aus eigener Erfahrung geschöpft, und sein ebenso interessantes wie belehrendes Buch ist frei von den phantastischen Auswüchsen der so reichen unechten Literatur über die militärische Spionage.

Generalmajor Julius v. Berau in der «Reichspost», Wien
Kein militärisches Gebiet wird in der Literatur mit so wenig Ernst und Sachlichkeit und mit so viel Phantasie behandelt wie jenes der Spionage. Wer die letzten zehn Jahrgänge unserer Zeitschrift durchblättert, wird daher eine Empfehlung eines Buches über diesen Gegenstand vergeblich suchen. Und es waren in dieser langen Zeitspanne nicht wenig Bücher dieses Themas, die den Weg vom Schreibtisch in den Papierkorb fanden. Endlich liegt nun ein Buch vor, das ernste Beachtung verdient. Der Verfasser war als aktiver Offizier im Nachrichtendienst tätig gewesen, er schöpft aus seiner reichen Erfahrung, er verwertet amtliche Quellen; er hat es auch gar nicht nötig, seine Phantasie mitarbeiten zu lassen – denn was er schildert, ist so interessant, so spannend, dass ein geschickter Schriftsteller Stoff für ein Dutzend Romane in dem Buche findet.

Militärisch wertvoll ist der Hinweis auf die Wichtigkeit, die Unentbehrlichkeit der Spionage, zu begrüssen auch, dass der Verfasser den unbekanntem Helden, die sich auf diesem Spezialgebiete für ihr Vaterland opferten, ein Denkmal setzt.

Nehmt alles nur in allem: dies Buch kann man mit ruhigem Gewissen empfehlen.

Oberst Schubert

*in den «Militärwissenschaftlichen Mitteilungen»
des österr. Bundesministeriums für Heerwesen, Wien*

Preis: in Ganzleinen gebunden mit farbigem Schutzumschlag 6,50 RM., geheftet 4,50 RM.– In jeder Buchhandlung zu haben.

VERLAG DIECK & CO. STUTTGART

Der unheimliche Roman aus dem grossen Kriege:



G.I.B.
Khaki
oder Feldgrau

von Major W. F. Morris
Autorisierte deutsche Aus-

Diese Geschichte müsst ihr lesen, denn sie schlägt jeden gewöhnlichen Sensationsroman des Tages, mag er noch so schlau aufgebaut sein, glatt aus dem Felde.

Punch

VERLAG DIECK & CO, STUTT GART

Eine wirklich sehr gute Geschichte. Das äusserst aufregende Erlebnis einer Doppelten Persönlichkeit. Die spannungsgeladene Geschichte eines Mannes, der nacheinander infolge eigenartigen Schicksals auf englischer und deutscher Seite kämpft. Humorvoll, spannend, einzigartig in den Schilderungen des Erlebens an der beiderseitigen Front und im Hinterland. Kämpfe – mehrfacheabenteuerlichste Flucht – Gedächtnisschwund – Mysterium – Spionage. Die Geschichte ist ungewöhnlich aufregend u. geheimnisvoll geschrieben, sehr sinnreich entworfen u. famos erzählt

In Ganzleinen gebunden 6,50 RM., geh. 4,50 RM.

Morris «G. B. Khaki oder Feldgrau»

Einige Urteile aus der führenden englischen Presse:

Eine famose Geschichte, die den Vergleich mit jedem bisher über den Grossen Krieg in unserem Land erschienenen Roman aushält.

The Daily Mail

Es ist einer der besten der wenigen englischen Kriegsromane, die wir haben. Ich glaube nicht, dass noch etwas Besseres zu erhoffen ist.

The Morning Post

Humorvoll, spannend, einzigartig in den Schilderungen des Krieges, die es erst von der einen, dann von der anderen Seite entwirft – mit einem Wort, ein Roman, dem man Beifall spenden muss.

Horace Thorogood in The Evening Standard

Eine wirklich sehr, sehr gute Geschichte, die noch dazu ganz neuartig ist. Leute, die im Kriege dabei waren, werden vor der Persönlichkeit des G. B. mit Interesse gepaarte Achtung empfinden. Seine Geschichte ist nicht merkwürdiger als andere Erzählungen von Leuten, die durch die Ereignisse dieser merkwürdigen Jahre merkwürdig gemacht wurden.

The Looker-On

Es ist eine Erlösung, einmal ein Kriegsbuch zu finden, das keine psychologische These verfißt. «G. B.: Khaki oder Feldgrau» ist eine wundervolle Geschichte; gut und wahrscheinlich erzählt.

Irish Times

Hier haben wir eine ungewöhnliche und aufregend geheimnisvolle Geschichte mit dem Krieg als Schauplatz. Die Geschichte ist äusserst sinnreich entworfen und famos erzählt.

Melbourne Argus

Die Zentralmächte haben den Munitionshandelsgeist der Amerikaner zu spüren bekommen, es war aber noch ein anderes Volk, das schwer darunter litt, und zwar Mexiko. Wie Amerika vorging, welche Wege es auch hier wählte, während in Europa der Krieg tobte und Amerika offiziell noch zusah, lesen Sie in dem Buch eines jungen Deutschen, der während der ganzen Kriegszeit in Mexiko festgehalten war und dort die mexikanischen Revolutionskämpfe wie auch die Auseinandersetzungen mit Amerika nicht nur mit ansah, sondern aktiv erlebte:

Bestie Ich in Mexiko

Wahre Erlebnisse

von Ernst F. Löhndorff

523 Seiten, in Ganzleinen 6,80 RM., 5. Auflage

Das Auf und Ab der wilden Kämpfe in Mexiko zwischen den Generalen und Präsidentschaftskandidaten Villa, Zapeta, Carranza, Calles usw. erleben wir in höchster Plastik, Land und Leute, Natur- und Bodenschätze werden uns vertraut, aber auch die Kehrseiten der Revolution, Verwilderung der Sitten und der Moral, die Grausamkeit des Revolutionskampfes überaus packend geschildert.

«Unter allen Mexikobüchern der letzten Zeit ist dies das eigenartigste und spannendste! schreibt der *Lateinamerika-Dienst in Berlin* über das Buch.

VERLAG DIECK & CO. STUTTGART